Paed. pr.
1693
(20)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Jugend-Bibliothek.

Fortgesetzt

von

Franz Seraph Häglsperger.

Zwanzigstes Bändchen.

Mit einem Kupfer.

München, 1839.

Bei Jakob Giel.

Wd
111 - 73

N° 237

Joh. Voltz. inv. Jos. Hutter sc. Augsb.

Freund, lebst du wieder?

Centifolien.

Originalien und Lesefrüchte

für

Freunde christlich-erbaulicher Erzählungen.

Herausgegeben

von

Franz Seraph Häglsperger.

Mit einem Kupfer.

München, 1839.

Bei Jakob Giel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

		Seite
1.	Reichthum und Armuth	1
2.	Die Kirchweihe	34
3.	Die Waldkapelle	74
4.	Maggy, oder Klugheit und Dankbarkeit . . .	86
5.	Gewissenhafte Dankbarkeit	106
6.	Die Hand des Herrn ist wunderbar	117
7.	Kaiser Friedrich's, des Rothbarts, Zug nach dem heiligen Lande	129
8.	Die Bekehrung zum Christenthume	154

Zweite Abtheilung.

		Seite
1.	Vaterliebe	235
2.	Wunderbare Rettung	236
3.	Erzählungen aus den Kreuzzügen	237
4.	König Richards Ende und Sinnesänderung . .	245
5.	Das schreckliche Ende eines unbußfertigen Sünders .	248
6.	Die Stärke der Tugend	251
7.	Geschichte eines Geizigen	253

		Seite
8.	Wie weit ein Spieler gekommen ist	256
9.	Schreckliche Strafe eines Meineidigen . . .	258
10.	Die Kraft des göttlichen Wortes, oder der bekehrte Zornmüthige	260
11.	Der unverbergliche Schimmer der verborgenen Tugend	262
12.	Böses Leben, Böses Ende.	265
13.	Des Kindes Gebet	268
14.	Die Ueberschwemmung	275

Erste Abtheilung.

1.

Reichthum und Armuth.

Ein treuer Jugendspiegel.

I.

Der Rath Sander, ein würdiger Mann, der seinem Vaterlande eine lange Reihe von Jahren mit Auszeichnung gedient hatte, war Vater zweier Söhne, Willibald und Anton. Er selbst, ohne eigenes Vermögen, bloß auf einen mäßigen Gehalt beschränkt, bot Alles auf, seine Kinder gut und christlich zu erziehen. Nur in dieser Rücksicht beklagte er seine Mittellosigkeit, die ihm nicht gestattete, der Erziehung seiner Söhne jene Vollkommenheit zu geben, die er ihr so gerne gewünscht hätte. — „Andere lernen mehr," sagt er öfters, „sie haben bessern Unterricht in Sprachen, in Musik und Malerey, als ihr; ich kann nicht mehr thun für euch; aber ich bin überzeugt, daß ihr auch bei diesem Unterrichte genügende Fortschritte machen und euch die nöthigen Kenntniße erwerben könnt, wenn ihr anders Fleiß und Eifer bezeigt. Ich kann euch kein Vermögen hinterlassen; dieß wißt ihr; ihr habt nur Eine Hoffnung für die Zukunft: Fleiß, Sittlichkeit und vor allem die Reinheit und Frömmigkeit des Herzens." —

Diese Ermahnungen wurden von dem Vater öfters

wiederholt, allein sie wurden von den beiden Knaben mit verschiedener Gemüthsstimmung vernommen. Willibald nahm sie zu Herzen; er faßte den festen Entschluß, durch unermüdete Thätigkeit wenigstens an Wissenschaft reich zu werden und darin seine Mitschüler zu übertreffen, welche an Vermögen über ihm standen; Anton aber sah mit Verdruß, wie er den meisten seiner Mitschüler an Kleidung und Taschengelde nachstehen mußte, und diese den Unterricht der ersten und ausgezeichnetsten Lehrer genossen während er selbst froh seyn mußte, nur eine geringe Nachhülfe in den Lehrgegenständen zu erhalten. Kein Wunder, daß ihn dieß mißmuthig machte, das Lernen ihm bald verleidete, und sein Herz von Neid und Aerger heimgesucht wurde. „O Armuth, o Armuth, seufzte er oft, wie hart bist du! alles Elend kommt von dir, alle Freude nur von dem Reichthume. Wenn ich doch reich wäre!“

Solche Reden betrübten das Herz des guten Bruders Willibald. Anton, rief er oft, was redest du? bist du nicht so gesund wie unsere reichen Kameraden? hat dich der Lehrer weniger lieb, als den Grafen Edmund, dessen Vater zehn Güter hat, oder den jungen Friederich, dessen Vater Kaufmann ist und das Geld mit Schäffel mißt? oder lernen wir schlechter als sie? sind wir ihnen denn nicht in der letzten Setzung weit vorgekommen? Oder leiden wir denn Hunger, und haben wir denn keine Kleider, um anständig, wie es Studenten geziemt, zu erscheinen?

Anton aber schüttelte verdrossen den Kopf. „Willibald“, sprach er, kannst du es ansehen, wie uns die Reichen und die Vornehmen unserer Mitschüler so geringschätzig über die Achsel anschauen? wie sie in den feinsten Tüchern einherstolzieren und mit ihren Büchern die in Gold und Saffian gebunden sind, Prunk machen? kannst

du ihre hochmüthigen Reden anhören, anhören ihr Prahlen mit dem Reichthum und den Präsenten, die sie ihren Hauslehrern für die Stunde bezahlen? Und denke, wie gut sie essen, wie sie Wein trinken, wie sie spazieren fahren! und wir — wir armen Schlucker! — O Armuth, wie bitter bist du; wenn man doch reich wäre! Alle Herrlichkeit kommt doch von dem Reichthume.“ — Umsonst waren Willibalds Zureden und freundlichen Erinnerungen, für das zu danken und das zu ehren, was ihnen des Vaters Liebe mit eigener Aufopferung reichte. Ernst und nachdrücklich sprach dann oft der Vater. Anton, klagte er oft, Anton, du unvernünftiges, undankbares Kind! meine Pflicht als Vater ist es, dir nicht Reichthum, sondern eine gute christliche Erziehung zu geben, welche dich in den Stand setzt, auf eine ehrliche Weise dein Brod zu verdienen; dieß thue ich, wie es mir immer nur möglich ist, und scheue deßhalb kein Opfer. O daß du es doch erkennen möchtest! Höre doch einmal auf, dein Herz an Gold und Reichthum zu hängen; aus dir spricht die Hoffahrt und der Unverstand. Ich fürchte immer, Gott möge dich zu deinem Schaden erhören und dir Reichthum geben; das wäre aber für dich das größte Unglück; du könntest ihn so wenig gebrauchen, als ein Kind das scharfe Messer. O mein Sohn, suche reich zu werden an Gottesfurcht, an Tugend und Kenntnissen!“ —

Aber auch diese Ermahnungen und Warnungen machten keinen Eindruck; Anton fuhr fort, die Reichen zu beneiden, die Armen zu beklagen und sehnsüchtig nach Reichthum zu geizen. Das einzige Mittel, welches ihn zum Reichthume führen konnte, Fleiß und Thätigkeit, mochte er doch nicht wählen; dieser Weg schien ihm zu beschwerlich; er wollte ohne Anstrengung reich werden; seines Reichthumes in aller Ruhe und Bequemlichkeit genießen zu können, dieß war der einzige Wunsch seines Herzens.

II.

In der That, es schien, als wollte Gott, seines beständigen Klagens müde, ihn erhören. Antons Taufpathe hatte zwei Söhne, die noch im blühenden Alter waren und von Gesundheitsfülle strotzten; sie ertranken aber beide an Einem Tage beim Baden. Der Schmerz und der Jammer stürzte nach einem Vierteljahre auch den bedauerungswürdigen Vater ins Grab; in seinem letzten Willen vermachte er sein höchst bedeutendes Vermögen Anton, den er aus der heil. Taufe gehoben. Anton sprang vor Freude bei dieser Nachricht hoch auf. „So bin ich denn reich, von aller Noth bin ich frei; alle Freuden, alle Ehren stehen mir jetzt offen!“ rief er und rannte jubelnd zum Vater. Dieser empfing ihn mit ernsten, strengen Blicken. „Anton,“ rief er mit Vorwurf, „du solltest klagen um den Tod deines edlen Gutthäters!„ — „Vater“, erwiederte dieser, Leid und Freude; Vater, mir ist geholfen, ich bin reich!“ — Sander aber schaute trauernd zu Himmel. „Anton, der Reichthum ist dein Unglück, ich kann eine Unglücksahnung nicht unterdrücken,“ sprach er betrübt. —

Anton aber sah verwundert und zürnend fast auf den Vater. „Wie Vater“ so freuen Sie Sich über das Glück ihres Sohnes? Sie sollten Gott danken, daß ich Ihnen nimmer zur Last fallen darf, sondern den frühern Glanz unseres Namens wiederherstellen, und daß ich Ihnen gute Tage und ein sorgenfreies Alter bereiten kann.“ —

„O Uebermuth,“ seufzte der Rath; „spricht so ein Kind zu seinem Vater? Deiner bedarf ich nicht; im zerrissenen Hemde mit bloßen Füßen und Haupte wärest du mir lieber, als mit deinem Golde; es ist Staub, dir in die Augen gestreut, und du wirst davon blind werden.“

Antons seliger Pathe hatte in seinem Testamente die Verfügung getroffen, daß sein Vermögen von einem Rechtsanwalte mit Zuziehung von Antons Vater verwaltet werden sollte. Für Antons Erziehung und weitere Ausbildung war eine sehr bedeutende Summe ausgesetzt worden; erst nach erlangter Volljährigkeit sollte er in den Genuß des ganzen Vermögens eintreten. Anton zählte damals siebenzehn Jahre; er konnte die Zeit seiner Volljährigkeit nicht erwarten; er sprach jeden Tag von den Reisen, die er durch Europa machen, von dem Leben, das er dann in Glanz und Herrlichkeit führen, von den Landgütern, welche er kaufen, und von den Palästen, die er bauen wollte. Er achtete nicht des Kopfschüttelns des Vaters, der ihn so oft erinnerte, daß er seinen Reichthum nicht als Eigenthum besitze, mit welchem er willkührlich schalten durfte, sondern als ein anvertrautes Gut, welches er zur Ehre Gottes und zum Segen seiner Mitmenschen verwalten und dafür auch jenseits Rechenschaft geben müßte. — „Mein Anton, “ fuhr er fort, dein Reichthum muß dir ein Sporn mehr seyn, dein Herz zur Güte und Frömmigkeit zu bilden, und deinen Verstand mit nützlichen Kenntnißen zu bereichern; Niemand ist Gott auf Erden ähnlicher, als ein Reicher, der ein frommes Herz und einen erleuchteten Verstand besitzt; er kann ein Engel auf Erden und der Segen und der Trost seiner Mitbrüder werden.“

Anton hörte dieß Alles an; aber dieß war auch Alles, was er that. Der Vater hielt ihm und Willibald die ausgezeichnetsten Lehrer; Anton lernte aber nicht mehr; im Gegentheile, seine Trägheit nahm zu; er glaubte ja in seinem Golde den Stein der Weisen zu besitzen. Jetzt reicher, als alle seine Mitschüler vergalt er denjenigen, welche ihn früher wegen seiner Armuth geringschätzig behandelt hatten, tausendfältig den Uebermuth; sein kaltes,

stolzes Betragen machte ihn bald verhaßt, seine Sucht groß zu thun, verleitete ihn zu einer Menge unnützer, oft thörichter Ausgaben; sein reiches Taschengeld genügte nicht mehr, sie zu befriedigen. Mit unmäßiger Freigebigkeit unterstützte er die Aermern seiner Mitschüler, um von ihnen gelobt und gepriesen zu werden; er kaufte eine Menge der erlesensten Werke; prachtvoll eingebunden, standen sie in einem herrlichen Glasschranke; dort ließ er sie — bewundern und ungelesen stehen. Kein Tuch schien ihm für seine Kleider zu schön und zu kostbar, ja er machte einst dem Vater das Ansinnen, ihm Pferde zu halten. —

Man kann wohl denken, daß der Rath Sander mit Ernst und Beharrlichkeit Antons Thorheit und Prunklust entgegentrat; er schränkte sein Taschengeld ein und wachte über seinen Umgang und über seine Handlungen mit verdoppeltem Eifer. Da konnte es freilich nicht fehlen, daß es zwischen ihnen zu ernsthaften Auftritten kam. Anton vergaß der Ehrfurcht, die er dem Vater schuldig war, und schalt dessen weise Vorsicht Eigensinn und unbillige Härte, und gelobte sich, dennoch sein bisheriges Leben nicht aufzugeben, sondern anderwärts die Hülfsquellen hiefür zu suchen, die ihm des Vaters Eigensinn verweigerte. —

Er fand leicht Menschen, die ihm, dem Erben eines so großen Vermögens, Geld zu übermäßigen Zinsen vorstreckten, seiner Lust zu Ausschweifungen und zur Prunklust allen Vorschub gaben, und so die Erbitterung und Zwietracht zwischen Vater und Sohn mehr und mehr nährten. Dieß konnte auf die Länge der Zeit dem Vater nicht verborgen bleiben. Als Antons heimliche Schulden und seine unordentliche Lebensart ruchbar wurden, entbrannte sein gerechter Zorn gegen den ungehorsamen Sohn; sein Schmerz über dessen Falschheit und Ungehorsam drückte

ihn fast zu Boden. „O meine Ahnung, meine Ahnung,“ seufzte er oft, „der Reichthum macht meinen Sohn unglücklich. O Jesu, erbarme dich über den Verblendeten, öffne ihm die Augen und mache ihn arm, wie den Lazarus!“

Alles, was väterliche Liebe, Ernst und Weisheit für den Verblendeten thun konnte, bot der Vater auf; wirklich Anton schien sich auch bessern zu wollen; aber die Gesundheit des Vaters war untergraben; die beständigen Kümmernisse, die heftigen Auftritte, die noch immer zu Zeiten statt fanden, und bei denen Sanders reizbares Gemüth durch Antons ungeziemendes Benehmen oft zum höchsten Zorn gereizt wurde, machten ein Brustübel, woran der Vater schon lange litt, unheilbar. Man fand ihn eines Morgens todt im Bette liegen.

Willibalds Jammer über den guten Vater, der ihm auf Erden Alles gewesen, war unaussprechlich; auch Anton zeigte Schmerzen und noch mehr Schrecken; sein Gewissen machte ihm bittere Vorwürfe, daß er durch Undank und Thorheit des Vaters Leben verkürzt hätte. „Willibald, o mein Bruder!“ rief er weinend, „ich wollte so gerne all mein Geld darum geben, könnte ich den seligen Vater in das Leben zurückrufen, oder ihm nur ein paar Jährlein von den meinigen zulegen.“

„Und ich wollte gerne tausendmal auch des schmerzlichsten Todes sterben,“ klagte Willibald „wenn ich ihn wieder lebendig machen könnte.“

Am Abende dieses Tages sprach Anton zu dem trostlosen Bruder; „Ich will dich nicht verlassen; sei getröstet; ich will dem Vater jede Liebe und Ehrfurcht beweisen, die ich noch erzeigen kann; Willibald, ich werde ihm ein Grabmal setzen lassen, das seines Gleichen sucht, und selbst das schönste Monument auf dem Gottesacker, das des reichen Grafen Borning, an Pracht

und Schönheit übertreffen soll! Die Leute sollen sehen, daß ich meinen Vater nicht vergesse, sondern im Grabe noch liebe.“ — Willibald aber beugte sein Antlitz über des Vaters bleiches Haupt; Thränen fielen über dessen kalte Wangen. Des Bruders Rede war wie ein Schwert durch sein Herz gedrungen. Gram und Zorn erstickten seine Stimme; er konnte darauf nichts antworten; aber er wußte, daß Antons Erbschaft und sein daraus entstandener Uebermuth das theuere Leben verkürzt hatten. Er verwünschte des Bruders Reichthum; und immer fester wurzelte von nun an der Gedanke in seinem Herzen, daß Anton nur dann sich ändern und glücklich werden würde, wenn er seines blendenden Reichthums, der ihn, wie ein falscher Dämon, umgarnte, verlustig geworden und wieder zur frühern Mittellosigkeit, geheilt von seiner Thorheit, zurückkehren würde. — Darum erschrack er oft, wenn er von seines Bruders Gold sprechen, und Leute, welche nur nach dem Scheine urtheilten, laut dessen Glück preisen hörte. —

Mit größter Pracht wurde der Rath Sander zur Erde bestattet. „Man muß die Eltern ehren,“ sprach Anton mit Stolz zu denjenigen, welche diese Pracht bewunderten; „mein Vater hat es wohl verdient.“ Aber schöner und herrlicher, als die glänzenden hundert Wachsfackeln beim Leichenzuge, schimmerten die Thränen, welche aus Willibalds Augen auf den Sarg fielen, der sein Theuerstes umschloß. Auch Antons Züge zeigten Schmerz; aber er war mit der Freude getheilt, welche ihm der Gedanke erweckte, jetzt unumschränkter Herr eines großen Vermögens zu seyn. Er bewirthete die Leidtragenden mit einer an Schwelgerey gränzenden Pracht und Ueppigkeit; am Abende dieses Tages wurde in Sanders Haus nur Jubel gehört; Anton, trunken von Wein und Schmeicheleyen, vergaß des Vaters und gab

sich jedem Taumel der Freude hin. Nur Eine Seele klagte und trauerte; es war Willibald, der einsam in seinem Kämmerlein bittere Thränen um den Vater und den Bruder weinte. „O wäre doch nie der Reichthum in unser Haus gekommen;" seufzte er „der Vater lebte noch. Anton wäre klüger und bescheidener, statt daß er nun in seiner Ueppigkeit Gottes und seiner Ehre vergißt, und Andern zum Spotte und zur Verachtung wird!" —

Anton selbst konnte sich des andern Tages einer Anwandlung von Scham über sein unanständiges Betragen nicht erwehren, und hielt die Trauerzeit jetzt würdiger. Ihn beschäftigte nun vor allem der Gedanke, seinem Vater das verheißene Denkmal auf dem Gottesacker zu errichten. Nach einem halben Jahre stand dasselbe auf dem Grabe des Vaters, groß und herrlich, alle die andern Monumente an Pracht übertreffend, und dennoch mehr Antons Prahlerey und Eitelkeit, als seine Liebe zu dem Verstorbenen, bezeugend. Ueber dem Namen des Vaters glänzte in goldenen Buchstaben auch der seinige, als der eines liebenden, gehorsamen Sohnes. An demselben Tage, wo das Denkmal enthüllt wurde, ließ er die Armen der Stadt speisen und kleiden. Jedermann lobte seine Liebe und seine Dankbarkeit, die auf eine so würdige Art das Andenken des Vaters ehrte. Willibald weinte an diesem Tage; am Abende ging er auf das Grab hinaus und betete für die abgeschiedene Seele; auch er gab den Armen, gab ihnen die Hälfte seines Gutes, die Hälfte eines Dukaten, welchen ihm einst ein Anverwandter zum Geburtstage geschenkt hatte.

Wenige Monate nach dem Tode des Vaters wurde Anton volljährig und trat in den vollen Genuß seines Vermögens ein. Er feierte den Tag, an welchem er die Verwaltung seiner Güter übernahm, mit einem prächtigen Mahle. Während Alle in Fröhlichkeit und Scherz

dieß Fest feierten, blieb aber Willibald still und ernst, und dachte an seine, an Antons Zukunft. Anton bemerkte dieß und machte ihm hierüber Vorwürfe. „Bruder,“ erwiederte Willibald, „du täuschest dich; mein Herz hat für dich nur Liebe; allein ich kann den Vater nicht vergessen!“ Anton schwieg betroffen; doch der Ernst, der auf einige Augenblicke sein Antlitz umwölkte, wich bald der Heiterkeit der Musik und des Tanzes. Willibald, von Gram und Ahnungen ergriffen, entfernte sich.

III.

Beide Brüder mußten nun zur Fortsetzung ihrer Studien die Hochschule beziehen. „Willibald, sprach Anton, „gehe mit mir und wohne bei mir; theile Alles mit mir, du hast kein Vermögen; aber ich, dein Bruder.“ — „Ich danke dir, Anton,“ war Willibalds Antwort; „du willst die Hochschule der Hauptstadt besuchen; dazu aber habe ich keine Lust; ich gehe lieber nach W . . . . . . Dort glaube ich meinem Studium der Medizin mit größerm Eifer und besserm Erfolge obliegen zu können, als in der unruhigen Hauptstadt; doch willst du etwas für mich thun, schenke mir 10,000 Gulden. Sie werden mich in den Stand setzen, die Medizin zu studieren und vor Allem jene Reisen zu machen, ohne welche kein Arzt ein Meister werden kann.“

Anton schaute verwundert auf Willibald. Seit jener reichgeworden, hatte Willibald nie, auch nur einen Hellerswerth, von ihm verlangt; ja selbst freiwillig dargebotene Geschenke auf eine zarte liebevolle Weise abgelehnt; und diese Summe jetzt!

„Willibald,“ sprach Anton, „du begehrst viel; du sollst die Summe haben; man soll sehen, daß ich dein Bruder bin, wie wohl es mich verdrießt, daß du mir nicht

folgen willst; indessen hast du Recht: du mußt studieren und durch deine Kenntnisse dich nähren, weil du vermögenlos bist. Ich kann es mir etwas leichter machen; doch werde ich deßhalb, weil ich reich bin, die Hände nicht in den Schooß legen, sondern mit Ruhe und Muße auch etwas studieren.“ —

Eigentlich war Anton froh, daß Willibald ihn nicht begleitete; er fürchtete von dem ernsten Bruder Ueberwachen und Bekritteln seines Lebens, das er auf einem glänzenden Fuße in der Hauptstadt führen wollte. Während er hiezu bereits alle Anstalten traf, Bedienten annahm, und sich Pferde anschaffte, bewarb sich Willibald um ein landesherrliches Stipendium. Anton äußerte hierüber großen Verdruß. „Ich dächte doch, Willibald,„ sprach er, „du könntest mit 500 Gulden, den Zinsen jener 10,000 Gulden, welche ich dir schenkte, in deiner Landstadt recht artig leben. Die Leute möchten gar denken; ich, dein reicher Bruder, ließe dich darben.„

„Das denken sie gewiß nicht,“ meinte Willibald freundlich und gelassen; „wenigstens ist es deine Schuld nicht, daß es die ganze Stadt nicht weiß; du sprichst überall davon: ich nehme dir das nicht übel; aber bedenke, die Medizin ist ein theueres Studium, die Bücher und das Reisen kosten viel, und für einen Nothpfenning für unvorhergesehene Fälle sollte man auch schon in jungen Jahren bedacht seyn.„ —

„Dann kannst du zu mir kommen: ich werde dir nach meinen Kräften helfen.“

„Ich danke dir für deine Liebe, Anton; allein es könnte der Fall eintreten, daß du auch mit dem besten Willen mich nicht unterstützen kannst.“

„Wie,“ rief Anton lächelnd, „ich, der Besitzer von dreimalhundert tausend Gulden? was sprichst du, wie wäre dieß möglich?“ —„Möglich allerdings lieber Bruder,“

entgegnete mit Ernst Willibald, „man kann den tiefsten Brunnen ausschöpfen; du lasest erst kürzlich in der Zeitung, daß in England ein Kaufmann mit 3 Millionen Bankrout machte. „Anton lachte wiederholt. „Bruder," versicherte er: „dahin wird es nicht kommen, dafür laß mich sorgen!" —

„Gott gebe es!" meinte dieser, „aber es kann nicht schaden, wenn du zuweilen an den Kaufmann denkest." —

Zu Anfang des Frühlings bezog Anton die Hochschule; er nahm mit Rührung von Willibald Abschied; dieser bat ihn auf das inständigste, seine Gesundheit zu schonen, die Zeit zu benützen, und den Glanz seines Reichthums durch die unvergängliche Macht der Wissenschaft zu erhöhen. Besonders warnte er ihn vor den Schmarotzern und Schmeichlern, die nicht säumen würden, sich um ihn zu sammeln, Anton versprach alles Gute, und bat den Bruder, mehr Zutrauen in seinen Verstand zu haben, und nicht zu glauben, daß er sich zum Spielballe solcher Geschöpfe erniedrigen würde. Den Tag vor der Abreise führte Willibald den Bruder zum Grabe des Vaters und beschwur ihn, nie der Liebe, nie der Lehren desselben zu vergessen. Erschüttert versprach Anton, immer nach dem Beispiele des Vaters auf dem Pfade der Frömmigkeit zu bleiben.

In der That kam Anton mit guten Vorsätzen auf die Hochschule. Er wollte sich dem Studium der Rechte widmen; sein Ehrgeiz sah darin den Weg zu den höchsten Ehrenstellen, und er hoffte, um so eher dieselben zu erlangen, als ihm sein Reichthum die mächtigste Unterstützung versprach. Gleich bei seinem Auftreten in der Hauptstadt entfaltete er eine Pracht, die allenthalben Aufsehen erregte, und dennoch seine Mittel nicht überstieg. Er miethete sich ein eigenes Haus, hielt sich Pferde, besuchte die glänzendsten Gesellschaften und trug überall sei-

nen Reichthum und seine Freigebigkeit zur Schau. So konnte es nicht fehlen, daß nicht bald eine bedeutende Anzahl junger Studierender sich um den jungen reichen Ankömmling sammelte, meistens in der Absicht, um auf wohlfeile Art an seinen Vergnügungen Antheil nehmen, an seiner Tafel schmarotzen, und ihre gewöhnliche leere Börse auf Kosten seiner vollen füllen zu können. Anton beschloß wirklich anfangs vorsichtig zu seyn und nicht jedem zu trauen; allein bald übertäubte der Weihrauch und das Lob der feinsten Schmeichelei, die von allen Seiten gespendet wurde, Kopf und Herz des jungen hochmüthigen Mannes; überall wurden seine Talente bewundert, sein Reichthum gepriesen, sein Geschmack belobt, seine Freigebigkeit fast angebetet. Eine Verbindung Studierender wählte ihn zu ihrem Oberhaupte und bald hatte er die Lust und die Last, die meisten unterhalten zu dürfen.

In dem ewigen Gewühle von Gesellschaften, Besuchen und Vergnügungen aller Art verlor er die Lust zur Arbeit, die ohnedieß nie groß gewesen war. „Was studieren?“ dachte er oft; „ich habe ja Geld und brauche keines Herrn Knecht zu seyn. Die höchste aller Kenntnisse ist die Menschenkenntniß; die lerne ich in den Gesellschaften besser, als in den Hörsälen, wo nur todte Weisheit gepredigt wird. Was wäre wohl das Leben, wenn ich es nicht genießen dürfte, was wohl der Reichthum, wenn ich das Geld in den Kisten verschimmeln lassen sollte?“

Nach diesen Grundsätzen begann jetzt Anton zu leben, und sich Ausschweifungen zu erlauben, vor welchen die Tugend erröthet. Freilich, seine Gesellschaft hatte großen Theil daran. Ein junger Studierender, Namens Plattner, der seine tiefe moralische Verworfenheit durch die feinste Weltbildung, durch eine gefällige Gestalt, und ein äußerlich anständiges Betragen

zu verbergen wußte, wurde sein innigster Freund und der treueste Lehrer und Genosse seiner Ausschweifungen. Antons Reichthum verschaffte ihnen die Mittel, sich allen sinnlichen Genüssen hinzugeben. —

Dennoch mußte Anton in kurzer Zeit einsehen, daß auch der größte Reichthum nicht Alles vermöge und sich nicht erlauben dürfe, die Grenzen des Anstandes und der Sittlichkeit zu überschreiten. Bei einem Mahle in einem angesehenen Gasthause, welchem Anton und Plattner beiwohnten, verlangten sie Champagner. Als dieser nicht sogleich gebracht wurde, begann Anton die nachlässige Bedienung zu tadeln und dem Kellner Vorwürfe zu machen; dieser vertheidigte sich gelassen und rief den Gastwirth selbst herbei, der ihn zu entschuldigen versuchte; Anton aber gerieth in Hitze und stieß gegen ihn und den Kellner beleidigende Ausdrücke aus, welche dieser nicht dulden wollte. Anton, durch diesen Widerspruch mehr und mehr gereizt, warf ihm in vollem Zorne das Glas an den Kopf und verwundete ihn bedeutend. Die Folge hievon war, daß der Verwundete gegen Anton eine Injurienklage anhängig machte. Anton suchte die Sache durch Geld zu vermitteln, und bot dem Beleidigten eine bedeutende Summe, um ihn zur Zurücknahme der Klage zu bewegen. Doch dieser ein Ehrenmann, blieb fest bei seiner Klage. „Herr Sander soll sehen," versicherte er, „daß meine Ehre mir nicht um alle Schätze der Welt feil ist; er soll erfahren, daß auch der Reichste die Ehre und die Gesundheit des Armen zu achten habe." Anton hatte den Verdruß, ihm Abbitte zu leisten, die Kurkosten und eine bedeutende Entschädigungssumme zu zahlen, und obendrein noch eine mehrtägige Carcerstrafe zu erleiden.

IV.

Solche tolle Streiche, wozu ihn der jugendliche Ueber=

muth und noch mehr sein Reichthum verleiteten, machte er mehrere. Bisher war er noch immer der Reichste unter den Studierenden der Hochschule gewesen; und er hatte, um diesen Ruhm zu behaupten, nicht bloß die Zinsen, sondern das Capital seines großen Vermögens selbst angegriffen.

Jetzt erschien aber an der Hochschule ein reicher Graf, von der edelsten Abkunft, der Erbe ungeheurer Güter; seine Pracht und sein Aufwand überstieg Alles, was man bisher noch an der Hochschule und in der Hauptstadt gesehen hatte. Mit diesem großen Reichthum verband er eine schöne Gestalt und das feinste liebenswürdigste Benehmen im Umgange mit Jedermann. Vor einer solchen Sonne schien Antons bisher leuchtendes Gestirne zu erbleichen. Der Hof von Schmarotzern und Schmeichlern, welcher bisher Anton umgeben hatte, wurde immer kleiner und verschwand allgemach, um dem Grafen seine Huldigungen darzubringen. Anton sah dieß mit Verwunderung und Verdruß; lange Zeit blieb er unschlüssig, was er thun sollte; auf Plattners Rath beschloß er, sich dem Grafen zu nähern. Mit größter Artigkeit und Zuvorkommenheit wurde er von dem Grafen aufgenommen; eine Menge glänzender Feste schienen den Werth bezeichnen zu wollen, den er auf Antons Freundschaft legte; dieser blieb hierin nicht zurück. Doch es dauerte nicht lange, so fühlte sich Anton in dem Umgange mit einem Jünglinge, der ihm an Reichthum wie an Geburt, an körperlichen, wie an geistigen Vorzügen so sehr überlegen war, unbehaglich. Seine Abneigung gegen den Grafen, welchen er nicht lieben konnte, ward mit jedem Tage größer; dazu trug Plattner das Seinige redlich bei. Er, der von dem Grafen durchschaut und von ihm mit großer Kälte behandelt wurde, machte die Spannung zwischen den beiden mit jedem Tage größer. Auf seinen

Rath begann Anton mit dem Grafen zu brechen, und Alles aufzubieten, um dessen Pracht und Herrlichkeit durch verdoppelten Aufwand zu verdunkeln. Mit Verwunderung sah der junge Graf Anton's seltsames Benehmen. Mehrmals suchte er das alte gute Verhältniß wieder herzustellen; umsonst; von Plattner gereizt, beharrte Anton darauf, den unsinnigsten Aufwand zu machen.

Von Eifersucht und Neid verblendet, setzte er jedem Feste, das der Graf gab, ein anderes entgegen, und suchte dessen Pracht durch die ausgesuchteste, durch fürstliche Verschwendung zu beschämen. Der Graf erkannte die Absicht Antons und lächelte. „Wir wollen sehen,“ sagte er öfters zu seinen Freunden, „wer es von uns am längsten aushält.“

So verging in unsinniger Schwelgerei und Prunksucht ein volles Jahr. Plattner, welcher Anton's Feste anordnete, befand sich am Besten dabei; er füllte seine Börse, während Anton's Vermögen durch ungeheuern Aufwand bedeutend schmolz; er, wie der Graf, erschöpften sich; keiner blieb Sieger; aber es war ein Glück für Anton, daß der Graf von seinem Vater auf Reisen gesandt wurde. Mit Frohlocken sah Anton die Abreise des Grafen; er triumphirte; aber er hatte diesen Triumph um einen Preis erkauft, welcher selbst den leichtsinnigen Verschwender erschreckte. Bald sah er die vorige Schaar der Schmeichler und Bewunderer wieder um sich; sie suchten durch verdoppelten Weihrauch und die eifrigste Dienstbeflissenheit ihre Untreue gut zu machen. Diese Creaturen verschmerzten mit leichter Mühe die beißenden Vorwürfe, welche ihnen Anton machte; und bald war es in Anton's Hause beim Alten; denn er wollte den Großmüthigen und den unerschöpflich Reichen spielen. —

Willibald konnte des Bruders Leben nicht lange verborgen bleiben; dringende Briefe, von brüderlicher

Liebe und Einsicht geschrieben, baten, mahnten und warnten. Als Anton sie mit kalten Entschuldigungen und zuletzt mit Mißmuth und Trotz beantwortete, machte sich Willibald selbst auf den Weg nach der Hauptstadt. Nicht, daß Anton sein Vermögen verschwendete, lag ihm am Herzen; er wünschte vielmehr nichts sehnlicher, als daß er von seinem Reichthume ohne Schaden seiner Gesundheit und Tugend kommen möchte; denn Willibald sah in dem Reichthume, über den Anton gebot, nur einen bösen Dämon, der sie bereits um den Vater gebracht, und der über Anton selbst noch Unglück bringen würde. — Anton's Heil und Glück, Ehre und Gesundheit liebte Willibald, wie seine eigene. Als er Anton besuchte, führten ihn zwei prächtig gekleidete Bedienten über die getäfelten Stiegen in ein herrliches Zimmer. Anton begrüßte seinen Bruder mit großer Herzlichkeit und bezeigte ihm seine Freude, nach so langer Zeit ihn wieder zu sehen. „Du kommst gerade recht,“ begann er, ich werde dir etwas zeigen, das dir Freude machen wird.“ Er nahm bei diesen Worten aus einem vergoldeten Kästlein ein Diplom; es war ein Adelsbrief, worin Anton, Willibald und ihre Nachkommen in den Freiherrnstand erhoben wurden. —

Willibald schaute verwundert einige Augenblicke auf das Papier. „Nun Willibald, Freiherr von Sander, was sagst du dazu?“ fragte Anton mit einiger Ungeduld.

„Lieber Bruder, „erwiederte dieser,“ es ist wirklich ein recht schöner Titel, Freiherr zu heißen und wirklich einer zu seyn; aber es ist für mich doch nur ein Titel ohne Mittel, darum danke ich dir herzlich für deine Güte. Erlaube mir, meinen alten Namen fortzuführen; dem neuen könnte ich weder durch Vermögen, noch durch Verdienste Ehre machen.“

„Du bist noch immer der alte eigensinnige Kopf,“ schalt Anton unwillig; „ es wird mit der Zeit weder an Verdiensten, noch an Geld fehlen. Du wirst ein paar tausend Patienten kuriren und dich tüchtig zahlen lassen; das weiß ich. Dat Galenus opes,*) zumal bei deiner Häuslichkeit, die du doch wahrlich übertreibst. Nicht genug, daß du zu deinen fünfhundert Gulden ein Stipendium suchtest, nimmst du auch, wie ich höre, eine Hofmeisterstelle an. Ich bitte dich, was werden die Leute von mir denken? Sie müssen ja glauben, daß ich ein schlechter Bruder bin und dich nicht unterstütze. Was fangst du nur mit dem Gelde an?“ — „Das verwende ich recht gut,“ antwortete Willibald; „du wirst dich einst davon überzeugen; es geht ja jeder seinen eigenen Weg; laß mich den meinigen gehen; aber Bruder! dein Weg, dein Leben —?“

Schonend, mit brüderlicher Liebe und dem freundlichsten Ernste machte ihm Willibald nun Vorstellungen über sein bisheriges Leben, das ihn nicht allein um Vermögen bringen, sondern auch die Achtung aller Guten ihm rauben, seine Gesundheit, sein zeitliches und ewiges Glück zerstören würde.

Anton hörte schweigend und ungeduldig zu; er versuchte sich zu entschuldigen. „Die Stellung eines Reichen, meinte er, könnte nie recht von einem Unbemittelten beurtheilt werden; seine Verschwendung sei bei weitem nicht so groß, als man sie mache; er müsse jetzt seinem Stande Ehre machen; nichts in der Welt sey mehr zu verabscheuen, als ein reicher Geizhals; man müsse leben und leben lassen; die schönste Tugend sey Freigebigkeit,“ und so fuhr er zu reden fort, bis Plattner eintrat und das Gespräch zur großen Freude Antons unterbrach.

Willibald hatte genug gesehen, genug gehört; sein heller Blick erkannte in Plattner den gefährlichen Feind,

*) D. h. die Arzneykunst macht reich.

der mit Schlangenlist Antons Herz umstrickt hielt und ihn nie zur Besinnung kommen ließ. Vorsichtig entdeckte er dem Bruder das Mißtrauen gegen Plattner, worin noch Andere ihn bestärkt hatten, und forderte ihn auf, dessen Rechtschaffenheit und sittliche Würde genauer zu prüfen. Anton entgegnete, daß Plattner schon lange sein lieber Freund sey, und ihm unverkennbare Proben von Treue und Anhänglichkeit gegeben habe; dieß sey vielleicht der Grund warum er mißkannt werde. Plattner schien von Willibald's Argwohn gegen ihn durch Anton Kenntniß erhalten zu haben. Während er äußerlich seine Freundlichkeit für Willibald verdoppelte, und gegen ihn das anständigste Betragen und die zarteste Höflichkeit beobachtete, suchte er nun den Saamen der Zwietracht in die Herzen der Brüder zu streuen, und Willibald als einen eigensinnigen mürrischen Menschen darzustellen, mit dem nicht leicht auszukommen, und der wohl für das Studierzimmer, nie aber für die gebildete Welt gemacht sey. — Anton wurde kaltsinnig gegen Willibald und gab ihm zu verstehen, daß er seine Abreise nicht ungern sehen würde. Nochmals bat Willibald mit brüderlicher Liebe, seiner Ehre, seiner Gesundheit zu schonen, sein Ohr dem Schmeichler zu verschließen, und des Vaters und seiner Lehren stets eingedenk zu bleiben.

Bald nach seiner Abreise kaufte sich Anton ein schönes Landgut; er besuchte es mit Plattner und ließ es auf das Prachtvollste einrichten. Plattner hatte sowohl den Kauf des Landgutes, als auch die Ausschmückung desselben geleitet. „Herrlich!“ rief Anton, ihn umarmend; „herrlich! ein wahres Paradies; mir bleibt nichts zu wünschen übrig.“

„Und dennoch,“ meinte Plattner; „dir fehlt noch etwas; suche dir ein Staatsamt oder nimm eine Frau!“

„Du erräthst meine Gedanken, lieber Freund; doch

fürchtest du nicht, daß meine Frau auf meine Liebe zu dir eifersüchtig werden könnte?“

„Durchaus nicht,“ erwiederte Plattner; „meine Freundschaft zu dir ist treu und uneigennützig und wird gewiß auch von deiner Gattin anerkannt werden.“ —

Anton überlegte; Plattners Freundschaft erschien ihm hiebei in dem schönsten Lichte. Als sie nach einem vierteljährigen Aufenthalte auf dem Schlosse nach der Hauptstadt zurückkehrten, machte Plattner Anton auf eine junge Dame aufmerksam, sie war schön und edler Geburt, tugendhaft, aber arm; um so mehr durfte Anton bei seiner Werbung sich den besten Erfolg versprechen. Der Vater des Fräuleins, Graf M . . . ., empfing ihn mit der größten Artigkeit. Als Anton seine Bitte vorgebracht, wurde der Graf ernst und sprach: „Es steht das Glück meiner Tochter auf dem Spiele, entschuldigen Sie, mein Herr, wenn ich Sie zur Prüfung Ihres Lebens auffordere: nie werde ich meine Tochter einem Manne geben, der bloß reich ist; Reichthum vermag nie die Tugend zu ersetzen und nie Fehler und Ausschweifungen zu bedecken. Sie können nie der Gemahl meiner Tochter werden, welche gegen Sie dieselben Gesinnungen hegt, wie ich.“ —

V.

Beschämt und voll Grimm eilte Anton nach Hause und erzählte Plattner, was ihm wiederfahren, und schwur nie eine solche Thorheit zum zweitenmale zu begehen. Plattner suchte ihn zu trösten; aber er, der schlaue Heuchler, hatte die empfindliche Ablehnung von Seiten des Grafen vorhergesehen, im Herzen jubelte er; denn er durfte jetzt auf viele Jahre versichert seyn, daß keine Heirath ihm seinen bisherigen Einfluß auf Antons Herz und Vermögen entzog. Anton aber konnte die Zu-

rückweisung seines Heirathsantrages lange nicht verschmerzen; sein Herz empfand die ganze Bitterkeit gekränkten Stolzes bei dem Gedanken, daß er, einer der reichsten Männer der Hauptstadt, von einem blutarmen Fräulein verschmäht worden sey. Die Hauptstadt wurde ihm zuwider; er beschloß, sein Landgut zu besuchen. Schon war ihm Plattner vorangegangen, um einen Streit, der über einige Gerechtsame seines Gutes mit den königlichen Gerichten ausgebrochen war, zu schlichten. Mit unruhiger Hast und einer quälenden Ungeduld eilte er aus der Hauptstadt, wo er sich für lange Zeit beschimpft hielt; er nahm Extrapost; des Abends schon langte er auf der letzten Station an und verlangte schleunigst Pferde zur Weiterreise.

Der Postmeister aber schüttelte bedenklich den Kopf. „Es ist finstere Nacht; der Weg nach Ihrem Gute ist sehr schlecht; ich würde Ihnen dringend rathen, Ihr Leben nicht ohne Noth auf das Spiel zu setzen.“ — Antons Ungeduld litt keinen Aufschub. Er versprach für jeden Schaden gut zustehen. — „Meinethalben,“ erwiederte der Postmeister, „wenn Sie Ihr Leben und Ihr Geld wagen“ so kann ich es auch mit meinen Pferden, wenn sich anders ein Postillon findet, der Sie fährt; zwingen aber werde ich keinen.“

Anton ließ die Postillone rufen; die meisten zuckten die Achsel; Der Berg, meinten sie, die schlechte Brücke — das Wasser von der letzten Ueberschwemmung — es hieße Gott versuchen.

Ungeduldig warf Anton, der Eigensinnige, seine Goldbörse auf den Tisch. „Ich muß noch heute dort seyn,“ rief er; „das gehört dem,“ der mich fährt; seyd keine Memmen!“ — Der Glanz des Goldes schien zu wirken. „Ei so will ich es versuchen,“ sprach einer der Postillone; „um das kann es ja Einer wagen.“ Die andern suchten

ihn zurückzuhalten. „Christoph,“ sagte Einer, „du hast Weib und Kind.“ — „Ebendeßhalb,“ meinte dieser, „ich kann für sie dieß Geld recht gut brauchen.“ — „Der Passagier könnte ja bis morgen warten?“ — „Ich will aber nicht,“ schrie Anton mit steigender Ungeduld. — „Nun in Gottes Namen, so fahrt zu; wir wollen für euch ein Vater unser beten.“ —

Sie fuhren langsam weiter. Die Laternen des Wagens leuchteten düster, häufige Erschütterungen desselben zeigten deutlich die Schlechtigkeit des Weges und die Gefahr der Reise. Doch kamen sie glücklich über den Berg, und das Gefährlichste schien überstanden, als ein wüthender Windstoß die Lichter auslöschte und dem Kutscher den Hut von dem Kopfe warf. Dieser, der ihn nicht gerne einbüßen wollte, bat Anton, die Zügel der Pferde, aber ja recht fest zu halten; Anton, halb schlafend, nahm die Zügel; die Pferde aber durch einen neuen Windstoß scheu gemacht und nimmer durch die geübte Hand des Postillons gebändigt, gingen durch. Auf Antons und seines Bedientens Angstgeschrei eilte der Postillon, der jetzt nimmer an seinen Hut dachte, herbei, und warf sich mit größter Gefahr den wüthenden Thieren entgegen; umsonst waren alle Bemühungen sie aufzuhalten; erschöpft sank er zu Boden, der Wagen gieng über ihn. Einige hundert Schritte noch rannten die Rosse weiter; dann hielten sie, an eine Feldmauer anprallend, stille. — Entsetzt und kaum des Lebens froh, sprangen Anton und sein Bedienter aus dem Wagen; sie brauchten einige Minuten sich zu erholen; ohne sich um die Pferde weiter zu bekümmern, zündeten sie die Laternen an und eilten in Angst zurück, den verunglückten Postillon zu suchen. —

Sie fanden ihn bald, neben der Straße an einem Steinhaufen bleich, blutend, ohne Lebenszeichen liegend. Erschrocken und jammernd hoben sie ihn auf und trugen

ihn über den Berg; dort begegneten ihnen einige Kohlenbrenner, welche den Verwundeten auf ihren Armen nach dem Posthause brachten. Noch wachte der Postmeister. „Meine schwarze Ahnung ist leider eingetroffen; o du mein armer Hans! Mein Herr, „sagte er mit Vorwurf,“ dieß ist zum Theil die Schuld Ihres Eigensinnes!“

„Helfen Sie, retten Sie, Herr Postmeister,“ rief Anton in bitterm Schmerzen, ich will Alles ersetzen; alle Kurkösten, jede Entschädigung zahlen, die er verlangt.“ — Bei diesen Worten warf er eine Rolle Goldes auf den Tisch. —

„Macht Gold Alles gut?“ fragte der Postmeister mit verächtlichem Lächeln; „kann Ihr Gold diesem Unglücklichen das Leben wieder geben, oder, wenn er ein Krüppel wird, ihm die lahmen Glieder gerade machen?“

Anton schwieg bestürzt; nie war ihm die Wahrheit, daß Gold nicht Alles vermag, schrecklicher und heller vor Augen getreten, als jetzt. Das Zimmer füllte sich mit Postknechten und den Leuten des Hauses; einige Versuche wurden, wie wohl vergeblich, angewandt, den Schwerverwundeten zum Bewußtseyn zu bringen. Drohende Aeusserungen ließen die Knechte fallen; alle verwünschten den eigensinnigen Passagier; der Postmeister mußte in das Mittel treten, sonst wäre Anton von den Kameraden des Verunglückten mißhandelt worden. Der Postmeister rieth ihm, auf sein Zimmer zu gehen. Anton wollte sich eben entfernen, als ein Wagen vorfuhr und ein Reisender in's Zimmer trat. —

„Anton!“ rief der Reisende verwundert, „Anton!“ — „Um Gottes willen, Willibald, du kommst wie ein rettender Engel,“ erwiederte Anton, ihn mit Hast umarmend. „Da sieh das Unglück!“ Willibald untersuchte sogleich den Verwundeten, ließ ihn entkleiden und zu Bette bringen. Es zeigte sich jetzt, daß der Arme, außer

bedeutenden Wunden an dem Kopfe und an der Seite, das rechte Bein gebrochen habe.

„Ist noch Rettung zu hoffen?“ fragte Anton ängstlich. „Man darf noch nicht verzweifeln,“ antwortete Willibald, „obgleich die Gefahr nicht klein ist.“ Dieß Wort schien Anton das Leben wieder zu geben; bewegt drückte er dem Bruder die Hand und erzählte ihm den traurigen Vorfall. — Jetzt erschien der Bader des Ortes. Mit seiner Hülfe und seinen Instrumenten verband nun Willibald den Postillon; die Geschicklichkeit, die er hiebei bezeigte, konnte der Bader nicht genug bewundern. Während des Verbandes stürzte das Weib des Kranken mit wildem Jammer herein. „Wo ist mein Stoffel?“ schrie sie; „ist er todt?“ In tiefstem Schmerze kniеete sie vor sein Bette und faßte seine kalten Hände und weinte laut. Sie wollte sich nicht trösten lassen; man mußte sie mit Gewalt fortführen. Da fiel ihr Blick auf Anton, der betrübt dastand. In ihrem an Verzweiflung gränzenden Schmerzen, nannte ihn die Frau den Mörder ihres Mannes, verwünschte ihn, und konnte kaum abgehalten werden, sich thätlich an ihm zu vergreifen. Anton hörte es mit tiefstem Jammer; er bot dem Weibe Geld an. Sie warf es ihm zu Füßen. „Meint Ihr, rief sie, Blut und Leben meines Mannes sind mir um Geld feil?“ — Willibald, der Antons Leiden sah, sprach einige tröstliche Worte zu ihm und rieth ihm, auf sein Zimmer zu gehen. —

Nach zwei qualvollen Stunden kam Willibald zu dem Bruder und brachte ihm die sichere Hoffnung, daß der Kranke bei seinem kräftigen Baue gerettet werde. Anton beschwur ihn, Alles zu seiner Heilung aufzubieten und versicherte ihn seiner ewigen Dankbarkeit. Willibald lächelte gutmüthig. „Mein Dank,“ sagte er, „ist die Freude, daß ich ihn heilen konnte; mein Dank der Ju-

bel seines Weibes und seiner Kinder, und dann auch der Gedanke, daß ich dein Verschulden wieder gut machen kann. Im weitern Gespräche erzählte er dem Bruder, daß er als Assistent von einem der berühmtesten Aerzte nach der Hauptstadt berufen sey, und diesen ehrenvollen Posten um so lieber angenommen hätte, weil er ihn in Antons Nähe brächte.

Anton reiste des Morgens ab; zuvor besuchte er noch den Kranken, welcher die heiligen Sakramente empfangen, und bat ihn um Verzeihung. „Ist Ihnen schon längst verziehen, lieber Herr; habe ich es ja dem Herrn Pfarrer versprechen müssen, daß ich Ihnen verzeihe, wie hätte ich wohl das allerheiligste Sakrament, den Gott der Liebe, mit einem Haße im Herzen empfangen können? Uebrigens vertraue ich auf Gott im Himmel und auf die Fürsprache der Mutter Gottes und der lieben Engel, die uns beschützen, es wird ja Alles noch gut werden. Der Herr Doktor gibt alle Hoffnung; werde ich aber wieder gesund, dann will ich mich nimmer durch das Geld blenden lassen und den Herrn versuchen.“ —

Jetzt kam auch das Weib des Kranken und brachte ihm eine Medizin; sie schämte sich wegen ihres gestrigen ungestümmen Betragens und wollte sich deßhalb entschuldigen. Anton schüttelte ihre Hand. „Keine Entschuldigung,“ sprach er, „ich habe Eure Vorwürfe verdient.“ Er beschenkte sie und den Kranken reichlich. Jetzt trat Willibald ein; er fand den Leidenden etwas erleichtert. „Willibald,“ begann Anton bewegt, „wie arm sind oft die Reichen!“

„Es ist wahr,“ meinte dieser, „Gold vermag viel, aber nicht Alles.“

„Alles die Wissenschaft: was wären wir hier ohne deinen ärztlichen Beistand?“

„Weißt du,“ fuhr Willibald fort, „was mir an dem Manne am besten gefällt? daß er nicht aus Geiz, sondern aus Liebe für seine Familie die gefährliche Fahrt unternahm; noch mehr aber, daß er dir, der du eigentlich die Schuld seines Unglückes bist, gerne verzeiht, ja nicht bloß er, sondern auch sein Weib; ich glaube Bruder, dazu hätte sie weder Gold noch Wissenschaft gebracht; dieß kann nur ein gläubiges frommes Herz. Sieh, Anton, über Reichthum und Wissenschaft geht ein gottesfürchtiges treues Herz!“

Anton wurde nachdenklich. „Du hast Recht,“ lieber Bruder; „ich habe Vieles versäumt; und meinen Reichthum hätte ich besser brauchen können; von nun an will ich aber klüger werden und ein anderes Leben anfangen.“

VI.

Nach einigen Tagen, als jede Gefahr für den Kranken verschwunden war, freuten sich die Brüder mit Herzlichkeit. Anton reisete auf sein Schloß; er traf Plattner eifrig beschäftigt, das Gut immer mehr zu verschönern. Er gefiel sich auf dem Lande; er gieng theils auf die Jagd, theils besuchte er den benachbarten Adel und lud ein und wurde eingeladen. Plattner ordnete die Feste an, welche mit einer für diese Gegend ungewöhnlichen Pracht gegeben und von seinen adelichen Nachbarn mehr bewundert, als zahlreich besucht wurden. Obgleich Anton alles aufbot, die Liebe und die Achtung seiner Nachbarn zu gewinnen, so sah er dennoch in kurzer Zeit von ihnen sich mit Kälte behandelt. Er glaubte sich heimlich wegen seines Reichthums beneidet, und von den altadeligen Gutsbesitzern wegen seines jungen Adels verspottet. Dieß machte ihn unwillig und verleidete ihm allmählig das Landleben, welches anfangs so großen Reiz für ihn gehabt hatte. Er traf in Eile einige Verfügungen

für die Verbesserung der Schule, schenkte den Armen einige hundert Gulden, der Kirche einen neuen Altar und sagte dann zu Plattner: „Ich habe genug gethan für das Glück meiner Unterthanen, ich fühle in mir die Kraft einem höhern Wirkungskreise vorzustehen. So eben habe ich erfahren, daß in dem Finanzministerium eine bedeutende Stelle erledigt ist; ich hätte wohl Lust mich darum zu bewerben; was meinst du dazu?“

Plattner antwortete schmeichelnd, daß es ein Verlust für das Vaterland sey, wenn Anton seine Talente nicht dafür brauchen wollte, und weissagte ihm Ehrenstellen und Orden. Anton hörte beifällig zu, und meinte, wenn er auch im Anfange sein Geschäft nicht so genau kenne, so würde er doch bald, zumal mit Hülfe eines guten Sekretairs — hier warf er einen lächelnden Blick auf Plattner — demselben gewachsen seyn. Der Staat schloß er — wage nichts mit seiner Anstellung; denn er könne ja doppelte und dreifache Sicherheit stellen.

Plattner reiste sogleich nach der Hauptstadt ab, um für Anton die nöthigen Schritte zu thun. Er der weltkluge geschmeidige Mann, welcher Gold und Schmeicheleyen mit vollen Händen ausspendete, fand bald mächtige Fürsprecher. Allein, wie sehr man sich auch für Anton verwendete und ihm alle Eigenschaften eines tüchtigen Mannes beilegte, der Minister, welcher die Stelle zu vergeben hatte, beharrte bei seiner Meinung, man könne einem noch jungen und unerfahrnen Manne einen so wichtigen Posten nicht anvertrauen. Plattner schrieb nun an Anton, und rieth ihm, selbst zu kommen und persönlich dem Minister sein Gesuch vorzutragen. Ein für ihn sehr günstiger Umstand wäre es, daß Willibald, sein Bruder, Hausarzt des Ministers wäre und ihn erst kürzlich von einer schweren Krankheit geheilt hätte.

Anton eilte sogleich in die Hauptstadt. So sehr

er sich auch über Willibalds Talent und Glück freute, so wenig war er jedoch geneigt, ihn um seine Fürsprache zu bitten; immer noch und auch jetzt noch betrachtete er sich durch Reichthum über ihn erhoben. Er besuchte den Bruder und entdeckte ihm seine Pläne. Willibald billigte es durchaus, daß Anton ein Amt übernehmen wollte; doch rieth er ihm, sich lieber um eine niedere Stelle zu bewerben, als einen solchen Posten nachzusuchen, welcher die ganze Thätigkeit und Erfahrung eines bejahrten Mannes in Anspruch nehme. Anton fühlte sich hiedurch fast beleidigt, und äußerte, er habe Alles wohl überlegt und fühle sich diesem Platze wohl gewachsen. —

Anton trug dem Minister persönlich seine Bitte vor; dieser bemerkte ihm mit Schonung dasselbe, was ihm schon Bruder Willibald an das Herz gelegt hatte. Als sich nun Anton entfernen wollte, rief ihm der Minister nach: „Sind Sie ein Bruder zu dem Doktor Sander?“ —„Ja Excellenz.“ — „Sie haben einen würdigen Bruder; Sie sollen die Stelle erhalten.“

Verwundert und freudig eilte Anton zu Willibald. „Wahrlich“ rief er, „ich hätte nie in meinem Leben geglaubt, daß ich dir eine solche Stelle zu verdanken hätte!“ — „Lieber Bruder,“ meinte Willibald, das Uebermüthige dieser Worte mit Geduld tragend, „es muß sich erst zeigen, ob du einst wegen dieser Stelle danken wirst; mir wäre es schon lieber, du hättest dich um einen leichteren Platz beworben.“ — „Dafür laß mich sorgen,“ meinte Anton; „ganz ohne Kenntniße und Erfahrung bin ich doch nicht; das Andere will ich lernen; zudem wird Plattner, welcher ein tüchtiger Mann ist, mein Sekretair. Du wirst sehen, es wird Alles gut.“

Willibald warnte vor Plattner; allein Anton blieb gegen Warnungen verblendet und taub.

VII.

In der That, es schien auch anfangs Alles gut zu gehen. Anton zeigte eine überraschende Thätigkeit; Plattner entwickelte Kenntniße des Geschäftes und eine unbescholtene Rechtlichkeit. Allein Anton, der nie an ausdauernde Arbeitsamkeit gewöhnt war, ermüdete bald; die Hauptstadt mit ihren Freuden und Ergötzungen lockten; bald war Anton in den Gesellschaften und auf Bällen mehr zu sehen, als auf seinem Arbeitszimmer, wo ihn die Zahlen und das trockene Rechnungswesen anwiderten. Er überließ Alles Plattner, der über solche Vermehrung seiner Geschäfte nicht nur keinen Unwillen blicken ließ, sondern vielmehr Anton selbst aufforderte, die Freuden der Hauptstadt zu genießen; er wollte für Alles haften. Willibald bat und warnte. Dem Bruder waren bedeutende Summen und mehrere öffentliche Kassen zur Verwaltung anvertraut; daran erinnerte er ihn öfters. „Allein, rief Anton dann, was ist es, wenn einige hundert Gulden fehlen? Ich ersetze sie leicht aus meinem Vermögen.“ —

So ging es zwei Jahre. Anton mußte bedeutende Summen ersetzen, die durch seine Nachlässigkeit und Plattners Untreue verloren gingen. Anton verschwieg dieß dem Bruder; er fürchtete dessen gerechten Tadel. Dennoch blieb sein Zutrauen gegen Plattner ungeschwächt, ob ihm gleich manche Warnungen zukamen. — Einmal aber konnte er sich nicht enthalten, gegen ihn seinen Verdacht zu äußern. — Des andern Tages jedoch war Plattner mit den Kassen bereits über die Gränze; Alles zeigte, daß er diesen Schritt schon mehrere Wochen vorbereitet hatte.

Die Nachricht von Plattners Verrath und Flucht traf den unglücklichen Anton wie ein Donnerschlag. Er

sank betäubt zu Boden. Als er wieder erwachte, fand er sich in den Armen seines Bruders, — verhaftet, — bewacht. — Wüthende Verzweiflung marterte Anton's Herz; er sah Alles verloren woran seine Seele gehangen, seine Ehre, sein Vermögen; er verfluchte seine Freundschaft für Plattner. Er wünschte sich den Tod, und verschmähte lange Zeit alle Tröstungen, welche ihm Willibalds brüderliche Liebe bot.

Als er ruhiger geworden, fiel er weinend seinem Bruder um den Hals und beklagte es, seinem Rathe nicht gefolgt zu haben. Willibald bemerkte ihm, noch sey nicht Alles verloren, noch könne der Ruchlose ergriffen, noch seine Ehre hergestellt werden. — Anton schüttelte den Kopf. Er hatte Recht; Plattner, der schlaue Plattner, hatte seine Maßregeln zu gut genommen; Niemand fand von ihm eine sichere Spur; es hieß, er sey nach Amerika entflohen. — Anton wurde jetzt prozessirt; nicht ohne Mühe gelang es einem der ersten Advokaten der Hauptstadt, Anton's Ehre zu retten; er verlor aber seine Stelle und wurde zum Ersatz der von Plattner geraubten Summen verurtheilt. Als er sie zahlte, fand er, daß er nun ein Bettler geworden war.

Antons Gemüthsstimmung läßt sich mehr fühlen, als beschreiben. „Ich bin jetzt ein Bettler, ein ehrloser Bettler!“ dieß war die erste Zeit das einzige Wort, das aus seinem Munde kam. Willibald suchte ihn zu trösten, er bot alles auf, was brüderliche Liebe und Freundschaft ersinnen konnte, um den Unglücklichen aufzurichten. Anton wünschte sehnlichst die Hauptstadt, einst der Schauplatz seiner Herrlichkeit, jetzt seiner Erniedrigung und Schande, verlassen zu können.

„Du hast Recht,“ sprach Willibald; ich weiß dir ein Plätzlein, wo es dir gefallen wird; dort wirst du ein besserer, ein glücklicher Mensch werden.

Sie setzten sich in den Wagen und fuhren zwei Tage lang; am Abende des zweiten Tages öffnete sich vor ihnen ein anmuthiges Thal, ein kleines Dörflein mit einem schönen Schloße lag vor ihren Blicken. Man hörte Böller donnern, die Glocken läuten. Als sie sich dem Dorfe nahten, standen an einer schönen aus Blumen und Baumlaub gemachten Ehrenpforte die Aeltesten des Dorfes im festlichen Schmucke, die Schuljugend zur Seite, an ihrer Spitze der Pfarrer. „Was ist das? „fragte Anton. — „Hoch lebe unser gnädiger Gutsherr, der Herr Anton Freiherr von Sander!“ jubelten die Anwesenden. Trompeten tönten, die Böller krachten. Anton erbleichte. „Was bedeutet das?“ rief er in höchster Aufregung, „hörst du denn nicht?“ „Bruder“ sprach Willibald, Perchau ist dein Gut, es sind deine Unterthanen, die dich hier begrüßen!“ „Großer Gott! — erkläre mir, Willibald!“ — „Alles, lieber Bruder,“ entgegnete Willibald; „jetzt aber laß uns die Rede des Herrn Pfarrers hören.

Der Pfarrer bewillkommte mit kurzen, freundlichen Worten den neuen Herrn und empfahl sich, die Kirche und die Gemeinde seinem Wohlwollen. Anton wußte nicht, wie ihm geschah, er stammelte einige Worte zur Antwort, und sah verwirrt und staunend auf Willibald. Dieser lächelte, drückte ihm die Hand und sprach: „Anton, glaube mir, es ist dein Gut!“ — Durch eine zweite Pforte fuhren sie zum Schloße, wo die Dienstleute desselben sie mit Gesang empfingen. Hier dankte Willibald in des Bruders Namen für den liebevollen Empfang und ließ alle Schulkinder beschenken, die Eltern aber im Wirthshause bewirthen. Er führte Anton in die schönen Zimmer. „Sieh Bruder! Alles dein Eigenthum, Alles mit deinem Gelde erkauft. Weißt du noch wie ich dich um zehntausend Gulden vor acht Jahren bat? Du staunteſt über die Größe der Summe; doch du gabst mir

was ich verlangte. Dieß Geld hob ich für dich auf; ich legte es sicher bei einem Handlungshause an, wo es sich in dieser Zeit verdreifachte, denn mir ahnete, du würdest bei deinem Leben bald in Armuth gerathen. Jetzt kannst du dir erklären, warum ich ein Stipendium suchte, warum ich die Hofmeisterstelle annahm. Mit deinem Gelde habe ich dieß Gut gekauft. Du bist nicht arm, du bist kein Bettler; du hast hier dein gutes Auskommen; benütze die Zeit, suche nachzuholen, was du versäumt hast; und Alles kann noch gut und du wirst noch glücklich werden." — Anton umarmte den Bruder und weinte. „Mein Willibald! mein Willibald!" rief er in tiefster Rührung, „du guter Bruder! wie soll ich dir danken? Du mein treuester Freund. Ja ich will dir folgen und ein anderer Mensch werden!"

Anton hielt Wort; in ländlicher Einsamkeit beschäftigte er sich bald mit der Landwirthschaft, bald mit wissenschaftlichen Studien, die er früher so sehr vernachlässigte. Er suchte seine Unterthanen glücklich zu machen. Bald liebten und ehrten sie ihn auch als ihren Vater.

In seinem Herzen wurde aber lange nicht Ruhe; er hatte sich zu viel vorzuwerfen, zu viel zu bereuen. Nächst dem Verluste der Zeit, in der er so lange Gott vergessen lebte, schmerzte ihn der Gedanke besonders, daß er seinen Reichthum so schlecht verwendet, während er doch damit so viel Elend lindern, so viel Gutes hätte thun können. Willibalds Tröstungen, zumal aber die liebevollen Ermahnungen des würdigen Pfarrers, linderten auch diesen Schmerzen, wenn auch die Wunde nur langsam heilte. Anton begnügte sich jetzt mit Wenigem; er sparte für die Armen, er sorgte für die Würde seines Gotteshauses und für die Bildung der Jugend. So suchte er gut zu machen, was er versäumt; seine Nachbarn liebten und ehrten ihn; der Friede, den er durch Buße errungen, zog in

sein Herz ein und er fühlte sich nach einigen Jahren auf seinem Schlößlein bei seinem mäßigen Mahle glücklicher als früherhin in seinem prachtvollen Palais, bei seiner schwelgerischen Tafel, wo ihn Heucheley und Neid umgaben und verfolgten. —

„Bruder!“ sagte er öfters zu Willibald, „was war ich für ein Thor, daß ich so sehr nach Reichthum mich sehnte? was wäre ich wohl, wenn ich nicht arm geworden wäre? was wäre ich wohl ohne deine Liebe?“

„Sie haben Recht,“ sagte der Pfarrer; „die Liebe macht reich, macht glücklich; die Liebe zum Heiland, die Liebe zu unsern Mitbrüdern.“ —

Manuscript von D. L.

2.

Die Kirchweihe.

Ein christliches Wort wider die unchristliche Quälerei der Thiere.

I.

An einem schönen Abende, unter dem Schatten einer noch blühenden Linde, saß ein Häuflein gesunder rothwangiger Knaben; vom Spielen ermüdet, rasteten sie aus und plauderten scherzend und neckend, wie es ihr Alter und die Gelegenheit mit sich brachte. Einer von ihnen genoß offenbar vor den Andern ein großes Ansehen; seine Kleider waren von feinerm Tuche, sein Westlein mit silbernen Knöpfen besetzt, seine Wäsche rein und weiß, auch seine Hand schien zarter, und nicht so sehr durch Sonne und Arbeit gebräunt, wie die der Andern. Seine Züge hätten für schön gelten können, wenn nicht die von Zeit zu Zeit höhnisch aufgeworfene Lippe Hochmuth und sein etwas blinzelndes Auge heimliche Tücke verrathen hätten.

Des Vorranges vor seinen Spielgenossen schien er sich deutlich bewußt zu seyn; er gab die Spiele an, entschied die Streitigkeiten, unterbrach die Reden der plaudernden Knaben nach Belieben, und mußte überall und allemal Recht haben, auch da, wo das Unrecht offenbar auf seiner Seite war. Die andern Knaben duldeten dieß

Alles schweigend, wie von einer tiefen Ehrfurcht überwältigt.

„Still jetzt, merkt auf,“ begann Berthold — so hieß der Knabe — mit lauter gebieterischer Stimme, in acht Tagen ist die Kirchweihe; mein Vater und meine Mutter richten schon lange her; vierzig Hühner, zwanzig Gänse und dreißig Enten werden bei uns geschlachtet, ein ganzer Rehbock und fünfzehn Hasen sind beim Förster schon bestellt. Das feinste Mehl hat der Vater schon aus dem Kasten genommen, und die Mutter den schönsten Rahm von der Milch für das Kirchweihschmalz abgeschöpft; die Hühner haben schon seit sechs Wochen ihre besten Eyer legen müssen; auch ein Faß Rheinwein ist bereits unterwegs und die Torten und die Süßigkeit in der Stadt schon bestellt, damit die Kirchweihe in unserer Mühle, wie gewöhnlich, ordentlich ausgehalten werde; denn ihr wißt schon, bei uns in der Mühle wird die Kirchweihe am schönsten und prächtigsten gefeiert; darauf halten Vater und Mutter Alles, und sollte es auch noch so viel kosten. Und die Gäste, die da kommen! Der Herr Gerichtshalter ist bereits angesagt; der Herr Bürgermeister kommt auch mit Frau und zwei Töchtern; der Wirth von Buxbrunn ist allemal dabei und bringt ein gutes Bier mit, kurz, eine Menge der besten Gäste — das wird ein Leben werden!“

Berthold hielt jetzt inne und schaute triumphirend auf seine Spielgenossen, die staunend und mit stiller Verwunderung zugehorcht hatten; manche empfanden sogar einen heimlichen Neid auf des reichen Bertholds Glück und Wohlleben.

Berthold aber fuhr weiter: „Damit ihr nun auch eine Freude habt, so habe ich gestern mit der Mutter geredet und ihr gesagt, sie solle uns das hintere Gärtlein

geben; dort ist eine große Wiese und eine Kegelbahn; dort spielen, essen und trinken wir; an guten Sachen soll es uns nicht fehlen, und wir wollen dann lustig und wohlauf seyn.“ —

Ein lautes Jubelgeschrei unterbrach jetzt seine Rede. „Ja, Berthold, das ist schön; das ist herrlich!“ riefen Alle und schwenkten fröhlich ihre Mützlein; wir kommen Alle zu dir in den Garten und wollen lustig seyn; das wird ein Tag werden!“ Einige sprangen in der Fröhlichkeit ihres Herzens, wie Böcklein, um die Linde, während Andere dankbar die Hand ihres Gönners Berthold drückten.

Dieser gebot Ruhe: „Ja,“ begann er und nahm eine wichtige Miene an; „es hat mir auch Mühe gekostet, bis ich die Mutter dazu bringen konnte. Sie wollte lange nicht daran.“ „Bleibe du mir bei unsern Gästen, sagte sie; da hast du die beste Gesellschaft, gewiß eine weit bessere, als deine ungezogenen Buben.“ Aber ich erklärte ihr Alles, und sagte: „Mutter, du sprichst so oft: die Leute sollen sehen, daß der Müller ein reicher Mann ist und die Müllerin auch was gehabt hat. Ei, nun; so sollen auch die Buben sehen, daß Berthold einen reichen Vater und eine wohlhabende Mutter hat. Gleichwie der Vater der Erste und Reichste im Orte ist, so muß auch Berthold zeigen, daß er der Erste unter den Knaben des Dorfes ist, und muß daher an Freigebigkeit Alle übertreffen. Darum lasse dich das Geld nicht reuen; ob ich ein paar Gulden mehr oder weniger bekomme; einmal gehört ja doch Alles mein.“ Darauf hat sie Ja gesagt. Ein wiederholtes Freudengeschrei versicherte Berthold von dem Jubel und dem Danke seiner Spielgenossen, die über die Freuden des zu erwartenden Mahles gerne die hoffärtige Art der Einladung vergaßen. In Bertholds Miene zeigte sich ein Lächeln, von stolzer Zufriedenheit und Selbst-

gefälligkeit. Er wollte eben aufstehen und ein neues Spiel anfangen, als sich eine Katze über die Wiese schlich.

„Ei,“ rief Berthold, „da seht einmal die Bestie;“ was thut die da? Die will uns gewiß die Vögel stehlen; die müssen wir jagen und fangen!“

Mit fürchterlichem Geschrei und Lärmen stürzte nun der ganze wilde Schwarm, Berthold an der Spitze, auf die Katze zu, die erschrocken die Flucht zu nehmen suchte, aber von den Knaben umstellt und gefangen wurde.

„Gebt mir die Katze her,“ rief Berthold; „wir wollen ihr den Garaus machen; mir grauset so allemal, so oft ich ein solches falsches Thier nur von weitem sehe; wir wollen ihr Steine an die Füße binden und sie dann in's Wasser werfen.“ — Gesagt — gethan; die Katze wurde mit Steinen an den Füßen in das Wasser geworfen; glücklicher Weise gelang es ihr noch, den schwersten Stein loszubringen und so kümmerlich fortzuschwimmen; aber, von dem Geschrei und den Steinwürfen der bösen Buben verfolgt, hätte sie rettungslos und elend untergehen müssen, wenn nicht gerade zur Zeit der höchsten Noth ein Knabe an dem andern Ufer des Baches über die Wiese gegangen wäre. Dieser sah den Jammer der Katze, eilte, die Schimpfworte und das Abmahnen Bertholds und seiner Gesellen nicht achtend, auf das Wasser zu und holte glücklich die Katze heraus. — „Du verdirbst uns doch allemal die Freude, wo du nur kannst, Michel,“ schalt Berthold erbost; „wirf die Katze hinein und laß sie fortzappeln.“ „Ist das euere Freude, die Thiere zu quälen?“ erwiederte unwillig Michel; „seht, wie das arme Thier zittert, was hat sie euch denn gethan?“ „Nichts, du weiser Sittenrichter,“ spottete Berthold; „dir sind wir keine Rechenschaft schuldig, warum wir sie hineingeworfen haben; indessen soll dir Alles verziehen seyn, wenn du die Katze wieder hineinwirfst; ja, ich will

dich sogar, wie die Andern, in meine Kirchweihe laden, du darfst mit uns essen und spielen."

„Nein, Berthold, die Katze bekommt ihr nicht mehr; ihr würdet sie nur zu Tode martern; und das wäre eine große Sünde; für deine Einladung zur Kirchweih danke ich; du weißt, daß wir nicht zusammen taugen."

„Ei, du einfältiger Michel," rief Berthold ergrimmt, so behalte deine Katze, thue sie zu deinem schäbigen Spitze und brate sie auf dein Kirchweihfest, so hast du doch auch zu deiner Brodsuppe einen Braten." Bei diesen Worten flog über Michels Wangen eine helle Röthe. „Berthold," rief er; „du wirst immer ärger; wäre dein Herz gut und erbarmungsvoll, so hättest du mir meine Noth und Armuth nicht vorgeworfen; freilich sind wir arm, allein wir haben nie in deinem Hause gebettelt; meine Kleider sind geflickt, aber nicht zerrissen; du bist nicht gesünder und stärker bei deinem Braten, als ich bei meiner Wassersuppe; und in der Schule lerne ich so viel und mehr noch, als du." Bei diesen Worten streichelte er das ächzende Kätzlein und ging fort.

Berthold aber und seine Kameraden lachten hell auf. „Seht," begann er, „wie wir ihn geärgert haben! „wir wollen ihn schon mürbe machen; er soll uns noch auf den Knien bitten, daß wir ihn in unsere Gesellschaft aufnehmen. Mit meiner Einladung zur Kirchweih war es ohnedieß mein Ernst nicht. Ich hätte ihm die Thüre vor der Nase zugeschlagen, wenn er gekommen wäre; aber ärgern wird es ihn doch, wenn er zusehen muß, wie wir Braten essen und Kaffee trinken, während er kaum einen Hundsknochen zu nagen hat. Ich weiß, daß mein Vater, der Müller, die prächtigste Kirchweih aushalten wird; wo es aber am nothigsten zugehen wird, das weiß ich auch, das ist die Hungerhütte," (in welcher Michels Eltern wohnten.)

„Jetzt aber laßt uns Aepfel schütteln“ rief Berthold, und laut schreiend lief der ungezogene Schwarm mit seinem Führer über die Wiese auf einige Bäume zu, welche aufwärts des Baches, dicht an der Mühle gepflanzt waren. —

II.

Traurig ging Michel mit der Katze weiter; die harten bittern Vorwürfe Bertholds hatten ihn sehr gekränkt. Was konnte denn er, was seine lieben Eltern dafür, daß sie arm geboren waren und trotz alles Fleißes und aller Häuslichkeit arm blieben? Da fiel ihm bei, was er öfters in der Schule gehört, daß viele Arme reich, aber noch mehr Reiche durch Stolz und Ueppigkeit arm geworden seyen. Möge es dir nicht so gehen, Berthold! dachte der gute Knabe; nur um ehrliches, gesegnetes Brod, nicht um Reichthum darf der Mensch bitten, sonst wird er von Gott nicht erhört.

Er war jetzt zu seiner Wohnung gekommen; es war ein nettes Häuslein mit einem Schindeldache, das mit schweren Steinen belegt war, und einem höchst fleißig angebauten Gärtlein, das Michel unlängst mit einer kleinen Laube geziert hatte. In dem kleinen Hofe sah man eine Stallung für eine Kuh, das einzige Besitzthum von Michels Eltern. Michels Eltern waren rechtschaffene Taglöhner und hatten sich von jeher recht geplagt, als ehrliche Leute durch die Welt zu kommen und ihr Kind christlich aufzuziehen. Michel war ihr einziger Trost in ihren mannigfachen Kümmernissen. Er zählte jetzt gegen zehn Jahre; in seinen Augen und auf seinen Wangen leuchtete der Glanz der Unschuld und kräftiger Gesundheit; seine Hand, wie die Farbe seines Gesichtes, bewies, daß er seinen Eltern überall nach seinen Kräften helfe; dabei war er eifrig im Gebethe und in der Arbeit; in der Schule

fleißig und aufmerksam, sittsam und geduldig gegen Alle, und immer bereit, mit der größten Freude jedem zu helfen, auch dann, wenn er selbst dabei entbehren mußte. Mehr denn einmal hatte er mit den Hungrigen sein Brod getheilt, für Andere gearbeitet oder Botengänge gemacht; es war für ihn eine Herzensfreude, Alte und Schwache zu erleichtern, den Wanderern den rechten Weg zu zeigen, oder den Schulkindern etwas zu erklären, was sie nicht recht begriffen hatten; denn Michel hatte ein gutes Talent und faßte so leicht, daß selbst der Schullehrer darüber erstaunte und ihn seinen übrigen Schülern als Muster aufstellte. Daher liebten ihn auch die meisten Leute des Dorfes; nur die ungezogenen Buben, deren es im Dorfe sehr viele gab, zumal der eitle hoffärtige Berthold, der reiche Müllerssohn, mochten ihn nicht leiden, verspotteten ihn wegen seiner schlechten Kleidung und kränkten ihn, wo sie nur konnten. Michel aber kümmerte sich nicht viel um sie. Anfangs hatte ihm das feindselige Betragen freilich sehr wehe gethan, und er gedachte seine Neider durch verdoppelte Freundlichkeit und Gefälligkeit zu seinen Freunden zu machen. Allein, wie er sah, daß seine Dienstfertigkeit mißbraucht und verspottet wurde, und daß des Schimpfens und des Höhnens wegen seiner Armuth kein Ende nahm, so mied er ihren Umgang gänzlich und ging ihnen um so lieber aus dem Wege, als Berthold und seine Kameraden mitunter recht schlechte Streiche ausübten. So hatten sie unlängst ein junges Hündlein, von dem Niemand wußte, wie es in das Dorf gekommen sey, so mit Steinen und Knüppeln geworfen, daß es blutete und auf einem Fuße hinkte; der arme Hund wäre wohl gar zu Tode gemartert worden, hätte ihn nicht Michel ihrer Wuth entrissen, und mit eigener Gefahr, von ihren Steinwürfen verfolgt, zu den Eltern gebracht, die mitleidig das arme Thier aufnahmen, heilten und bei sich behielten.

Als nun Michel mit dem Kätzlein in das Haus trat, kam ihm die Mutter Magdalene schon entgegen. „Michel, was hast du da?“ fragte sie verwundert; „ich glaube gar, das ist die Katze von der alten Hirtenliese, die man vorgestern eingegraben hat.“

„Weiß nicht, wem sie gehört,“ war des Knaben Antwort; „aber so, Mutter, bin ich dazu gekommen.“ Nun erzählte er Alles; da nahm Magdalene das Kätzlein, legte es auf Stroh und in die Sonne, damit es sich trocknen und erwärmen konnte. Bald erholte sich die Katze und schmiegte sich dankend an Michels Kniee. Magdalene gab ihr jetzt ein wenig Milch und Brod, was sich das ausgehungerte Thierlein trefflich schmecken ließ. — Vergnügt schaute Michel jetzt bald auf die Katze, bald auf die Mutter. „Sieh nur, Mutter,“ begann er, „wie es der Katze so gut geschmeckt hat; die muß lange nichts gefressen haben; ich bitte dich, behalte sie doch, denn wenn sie wieder in Bertholds Hände kommt, so wird sie von ihm gewiß erschlagen.“ —

Die Mutter lächelte freundlich den guten Knaben an. „Michel,“ antwortete sie, „du weißt, daß wir schon deinen Spitz füttern, und der braucht viel Brod; indessen, wir wollen sehen, was der Vater dazu sagt.“ —

Michel gab sich damit zufrieden; jetzt kam auch Fidel, der Spitz, von dem Gärtlein hereingelaufen, begrüßte bellend und schmeichelnd seinen Herrn und staunte nicht wenig über den neuen Ankömmling, die Katze, die sich bei seiner Annäherung vorsichtig hinter den Ofen zurückzog. Michel aber gebot dem knurrenden Fidel Ruhe; und ermahnte sie beide zur Eintracht und zum Frieden, sonst drohte er, müsse er sein Hausrecht brauchen und dem Ruhestörer die Thüre weisen. Es schien fast, als hätten die Beiden seine Worte verstanden; der Spitz hörte zu brummen auf und legte sich in seine Hüt-

te, während die Katze die Pfoten einzog und dann auf dem Dache einen Spaziergang machte, als wollte sie jetzt schon die Löcher in Augenschein nehmen, wo allenfalls Mäuse ihre Herberge aufgeschlagen hätten. —

Als nun am Abende der Vater heimkehrte, erzählte ihm Michel Alles und mit besonderer Betrübniß, wie ihm Berthold auf das Neue die Armuth vorgeworfen. Der Vater tröstete ihn und streichelte sein Kätzlein; aber es war ihm doch anzusehen, wie sehr auch sein väterliches Herz die Beleidigung empfand, welche der hoffärtige Müllerssohn seinem Michel zugefügt hatte. Die Suppe schien ihm heute nicht recht zu schmecken; auch sprach er bei Tische gegen seine Gewohnheit nur wenig; nach dem Essen schaute er lange vor sich hin und sprach endlich:

„Ja, Mutter und Michel, mit der Kirchweihe schaut sich heuer nichts Rechtes heraus; mein Verdienst ist die Zeit her ganz klein gewesen und die Steuer kommt auch und sehr zur unrechten Zeit; wir werden heuer nicht das auf die Kirchweihe haben, was wir vorigen Jahres hatten, und du weißt, was wir genossen?“

„Das war freilich nur wenig und machte Alles zusammengerechnet kaum dreißig Kreuzer,“ seufzte die betroffene Magdalene. Michel schaute betrübt bald auf die Mutter, bald auf den Vater. Magdalene, die gute Hausfrau, erholte sich zuerst wieder. „Ey,“ begann sie, „was ihr Männer doch immerfort für Sorgen habt; das Kochen und die Kirchweihe gehört den Weibern. Christoph, kümmere dich nicht und habe doch mehr Zutrauen zu deiner Hausfrau; du sollst auf der Kirchweihe dein Fleisch und deine Maß Bier haben, wie sonst; glaube nur mir.“ —

Christoph aber schüttelte bedenklich den Kopf.

„Lene, „sprach er,“ aus Nichts wird Nichts; Geld kann ich dir nicht geben; denn ich habe keinen Heller in der Tasche. Das letzte Huhn ist in meiner Krankheit aufgegangen; die Tauben auf dem Taubenschlage hat der Marder geholt, die Kuh gibt nur so viel Milch, als wir gerade brauchen: — jetzt sage Lene, wie willst du es anstellen?“

„Laß doch das Sorgen,“ meinte die Hausfrau; „wo es herkommen wird, weiß ich selbst nicht; aber du wirst sehen, wir haben eine vergnügte Kirchweihe.“

„Gott gebe es!“ sprach Christoph; darauf beteten sie ihr Nachtgebet, und Magdalene brachte den schläfrigen Michel zur Ruhe; er war bald eingeschlummert; sein Schlaf war leicht und süß; denn es war der Schlummer der Unschuld und der Gesundheit. Christoph aber setzte sich zu seiner Hausfrau und berieth sich mit ihr über das ganze Hauswesen, zumal über das nahende Kirchweihfest: beide hatten ein schweres sorgenvolles Haushalten, und in manchen Zeiten mochte aller Fleiß und alle Sparsamkeit nicht erklecken, auch nur das Nothwendige in das Haus zu schaffen.

„Christoph,“ begann auf einmal Magdalene, und wandte das Auge auf das engelreine Antlitz des Söhnleins, „laß doch das Kümmern; sieh da unsern Trost, unsere Freude;“ und Christoph schaute mit jener Freude, die nur ein gutes Vaterherz empfinden kann, auf seinen Michel. —

„Könnten wir ihn wohl besser wünschen?“ fragte die Mutter; „er ist so fromm, so gehorsam, so demüthig und fleißig; ist denn da nicht unsere Freude größer, als unser Leid, nicht unsere Hoffnung größer, als unser Sorgen und Kümmern. Er wird uns alles leicht machen, er wird unsere Stütze seyn in unsern alten Tagen, wenn unsere Arme müde werden und unsere Haare weiß;“ und

im wallenden Gefühle der Mutterzärtlichkeit neigte sie sich über den Knaben und küßte seine Stirne.

„Ja Lene,“ sagte Christoph gerührt und getröstet, „du hast Recht; Gott wird uns helfen durch unsern Michel, nicht um alle Schätze der Welt wollte ich ihn hergeben.“

Der Knabe aber schien zu träumen; er träumte von der Katze und dem Fidel und von der Kirchweihe. „Mein,“ stammelte er, „mein, Mutter, was ist dieß doch für eine prächtige Kirchweihe! was haben wir doch für hohe Gäste? die ganze Laube voll! Berthold, kannst du noch sagen, daß dein Vater die schönste Kirchweihe aushält und daß in euerm Hause die vornehmsten Gäste sind?“

„Hörst du, Christoph?“ fragte Magdalene lächelnd und fröhlich, „es ist so, wir bekommen eine gute Kirchweihe; aber die vornehmen Gäste, wo sollen die herkommen?“

Christoph aber sprach „Das Sprichwort sagt: Die Träume kommen von Gott; wir wollen sehen, ob Michel wahr geträumt hat; es ist aber schwer zu glauben, daß es so kommen wird.“

„Herr, dein Wille geschehe!“ sprach Magdalene, bezeichnete das schlafende Söhnlein mit dem heiligen Kreuze, und dann ging auch sie mit Christoph zur Ruhe.

III.

Die Kirchweihe kam immer näher; die Bewohner des Dorfes bereiteten Alles vor, das Fest würdig zu feyern: Bäume wurden schon gefällt und vor den Häusern aufgerichtet; die Schinken von dem Kamine abgenommen, Butter gemacht und die Häuser gereinigt. Was man im Dorfe nicht haben konnte, wurde aus der Stadt geholt; kurz überall gab es rührige und geschäftige Hände. Berthold hatte nicht Unrecht, wenn er prahlte,

daß es in seiner Mühle am prächtigsten zugehen müsse; denn dort wurde Alles aufgeboten, was nur Hoffart und Reichthum vermochte; ein eigenes großes Zimmer wurde ausgemalt, Musik bestellt und das ganze Haus jetzt schon mit Laub und Blumenkränzen geschmückt; Berthold selbst bekam ein neues, stattliches Kleid, und der eitle Knabe säumte nicht, alsogleich damit sich im Dorfe zu zeigen und von seinen Kameraden bewundern zu lassen.

Während Alles lärmend für die Feier der Kirchweihe zurichtete, ging es nur in einem Häuslein still, und ruhig her; es war Christophs und Magdalenas Hütte, wo die alte Noth noch herrschte. Christoph hatte sich über die Kräfte angestrengt, um sich neben seiner sonstigen Arbeit einige Kreuzer zu verdienen; aber sie gingen darauf, als er den Rückstand einer Steuer zahlen mußte, auf dessen Erlaß er sicher gehofft hatte. Da wurde Christoph mißmuthig und gab alle Hoffnung auf, die heuerige Kirchweihe mitfeiern zu können. „Weib,“ sagte er öfters, „es bedeutet für das heurige Jahr Alles nichts; es will einmal nicht seyn, daß wir auf die Kirchweihe Fleisch haben, wir werden wohl bei unserer Wassersuppe das Kirchweihlied singen müssen.“ Magdalene widersprach freilich und suchte ihn zu ermuthigen; allein auch in ihr wurde die Hoffnung immer schwächer, und es wurde ihr fast bange; denn zu verkaufen war nichts da, zu betteln schämte sie sich und Christoph noch mehr, zum Borgen hatte sie den Muth nicht; und welches Pfand hätte sie wohl geben können? Da ließ sie in der Stille und ungesehen gar oft das Köpfchen hängen und schaute betrübt darein. Nur Michel war getröstet und fröhlich; seines Traumes eingedenk, erzählte er gar oft von den guten Speisen, den hohen Gästen und ihren schönen glänzenden Kleidern. Da lächelte oft der

Vater, und die Mutter fragte: „Michel, wie sollen wohl die vornehmen Gäste zu uns kommen? es müßten nur Engel vom Himmel seyn.“ Aber Michel ließ sich durch nichts irre machen. „Mutter, glaube mir, wir bekommen Gäste und die guten Speisen bleiben auch nicht aus.“

Bald darauf ging Michel mit seinem Fidel über die große Wiese; da begegnete er dem Berthold und seinen Spielkameraden. Berthold begann sogleich über Michel zu spotten und den Spitz zu necken; Michel und der Spitz Fidel zeigten sich eine Zeit lang sehr geduldig; als aber Berthold immer gröber wurde und mit Steinwürfen nicht nachließ, so riß dem Fidel der sonst starke Geduldfaden. Er fuhr auf den bösen Berthold zu und hätte ihn gebissen, wäre er nicht von Michel abgehalten worden. Nun aber schimpfte und lärmte Berthold im höchsten Zorne; seine Spielgenossen halfen ihm, und Michel und Fidel hatten von Glück zu sagen, daß sie von Steinen und Prügeln unbeschädigt, ihre Hütte erreichten. Aber Berthold schrie ihm erbost nach: „Ehe noch acht Tage vergehen, ist dein schäbiger Hund erschlagen.“ Michel hatte Muth genug auf diese Drohung nicht viel zu achten; anders aber dachten seine Eltern; Vater wie Mutter meinten, daß Berthold doch noch seine Drohung wahr machen und zwischen ihm und Michel eine immer größere Feindschaft entstehen und diese selbst die Eltern erbittern könnte. Den reichen Müller aber zum Feinde zu haben, wäre des Taglöhners Christoph größter Schade. Deßhalb ermahnten sie zum Frieden und riethen ihrem Söhnlein, lieber den Spitz wegzugeben, als länger zu behalten; denn die bösen Buben würden nicht aufhören, den armen Spitz zu martern, bis sie ihn todt geplagt hätten, und welche Freude könnte er wohl daran haben? Und dann, wer

stand dafür, daß nicht Michel selbst, des Hundes halber, von den bösen Buben mißhandelt würde? Dieß besorgten Michels Eltern am meisten, und Magdalene zumal konnte nur mit Schrecken und Jammer daran denken.

Eines Abends entdeckte die gute Mutter ihrem Söhnlein den Kummer und die Angst ihres Herzens. Michel konnte ihr nicht Unrecht geben; mehrmals schon hatten Steinwürfe, welche seinem Fidel galten, ihn getroffen. „Mutter“ sagte er, „du weißt, wie ich dich liebe; ich würde ja für dich mein Leben hergeben, um wie viel mehr den Spitz,“ dabei traten ihm die Thränen in die Augen und er streichelte wehmüthig seinen Fidel, der sich an seine Kniee schmiegte, mit seinen klugen Augen aufmerksam den Michel ansah und die Ohren spitzte, als wüßte er, daß etwas Wichtiges über ihn entschieden würde.

„Mein Fidel, wenn ich nur für dich einen guten Herrn wüßte!“ meinte Michel; „aber im Dorfe möchte ich dich keinem geben; haben alle Häuser Hunde und halten sie leider so schlecht.“ „So bringe ihn in die Stadt; dort werden die Hunde am besten gehalten,“ sprach Magdalene; „es gibt dort auch gute Leute; Fidel ist noch ein junges, schönes Thierlein, vielleicht bekommst du gar noch Geld dafür und du könntest es für ein Winterröcklein verwenden, das du nothwendig brauchest.“

Michel aber schaute bei diesen Worten mit leuchtenden Augen die Mutter an. „O, rief er, wenn ich für den Fidel nur so viel Geld bekommen könnte, daß der Vater und du Fleisch, Bier und Kücheln auf die Kirchweih' essen könntet. Ja Mutter, du hast recht, den Fidel trage ich morgen in die Stadt und verkaufe ihn. Du wirst sehen: ich bekomme Geld, viel Geld dafür; den Fidel und die Katze; die Katze verkaufe ich auch; vielleicht bekomme ich noch mehr für sie, als für den Fidel; denn

die Frauen in der Stadt sollen erstaunliche Liebhaberinen der Katzen seyn. Dann wirst du sehen, wie wir die Kirchweihe aushalten. Du wirst sehen, daß mein Traum doch noch wahr werden wird."

Die Mutter lächelte gerührt. „Michel," sprach sie, „du bist ein gutes Kind; aber ich fürchte, du wirst zufrieden seyn müssen, wenn du den Fidel und die Katze umsonst in ein gutes Haus bringen kannst." —

Das wollte Michel nicht glauben; noch lange plauderte er mit der Mutter und fragte sie öfters, wieviel denn der Fidel und das Kätzlein werth seyn könnten. Als der Vater Abends nach Hause kam, lief ihm Michel schon von weitem entgegen und erzählte ihm, wie er es machen wolle, damit sie eine recht ordentliche Kirchweihe aushalten könnten. Der Vater lachte und schüttelte den Kopf, aber Michel ruhte nicht, bis ihm der Vater gestattete, den Hund und die Katze auf den Markt nach der Stadt tragen zu dürfen.

IV.

Des andern Tages in aller Frühe machte sich Michel auf den Weg, nachdem er gefrühstückt und Fidel und das Kätzlein besser als sonst gefüttert hatte. Die Stadt lag etwa drei Stunden von dem Dörflein entfernt; es gab aber noch einen nähern Weg, welcher über Berge durch Wälder und Wiesen führte; diesen schlug der Knabe ein; auf seinem Rücken trug er in einer Art von Hühnersteige die Katze; vor ihm sprang lustig Fidel sein treues Hündlein. — Es war ein schöner Herbsttag, die Sonne brach in Morgenglut hervor und schimmerte durch das Strauchwerk und durch die Aeste der Bäume, auf welchen fröhlich die Vögelein den Tag begrüßten; hie und da sprang ein Reh auf oder ein Häslein, welches aber scheu bei

dem Anblicke des Fidel sich in dem Dickicht verbarg. Michels Herz wurde immer heiterer: bald singend, bald springend, bald betend, bald plaudernd mit seinem Fidel und dem Kätzlein hatte er bereits die Hälfte des Weges zurückgelegt und war in die Mitte des Waldes gekommen. Hier stand zwischen zwei großen Linden eine kleine Feldkapelle der hl. Mutter Maria geweiht mit einem Altärlein und einem Bilde, die Hochzeit von Cana vorstellend. Niemals war Michel vorübergegangen, ohne die heilige Jungfrau begrüßt und andächtig ein paar Vater Unser gebetet zu haben. Heute aber mußte er um so mehr das Kirchlein besuchen, weil ihm die Mutter aufgetragen hatte, die heilige Jungfrau zu begrüßen und zur Kirchweih einzuladen. Michels frommes Gemüth fand eine solche Einladung ganz in der Ordnung; denn er betete ja alle Tag zu Tische das schöne Sprüchlein:

„Herr Jesu komm' zu mir und sey mein Gast,
„Und segne was du uns bescheret hast!"

Nach den Begriffen des Knaben war nichts natürlicher, als mit dem Sohne auch die Mutter zu laden, deßhalb machte er in seiner kindlichen Weise eine kräftige Einladung an den Heiland und Seine göttliche Mutter und bat sie, seine Kirchweihe mit ihrem Besuche zu beehren, und auch die Engel, zumal seinen Schutzengel, mitzubringen, er wollte ihnen mit Vater und Mutter alle Ehre erweisen. In seiner Andacht war er dem Altärlein ganz nahe gekommen; sein Auge fiel auf das Bild; unter den vielen Gästen erkannte er gleich an dem holdseligen Gesichte die heilige Jungfrau und den Erlöser. Da kam ihm plötzlich der Gedanke: „Wie, wenn die heilige Mutter Maria und Jesus zu dir kämen, was könntest du ihnen wohl vorsetzen?" Da wurde der Knabe nun kleinmüthig und zagte; denn der Maler hatte die herrlichsten Speisen auf die Tafel gemalt: da gab es Hühner, Gänse, Reh-

braten, Torten, Schinken, kurz die erlesensten Leckerbissen in Fülle! woher sollten diese in Christophs und Magdalenens Hütte kommen?

Dem Michel wurde es immer banger zu Muthe: „Meine heilige Mutter," seufzte er, „wenn ich nur deine Leibspeise wüßte! Die Mutter müßte sie dir kochen und sie kocht nicht schlecht!" Jetzt schaute er auf das Bild und betrachtete den Teller, welchen die heilige Jungfrau vor sich hatte; und sieh die bescheidene, demüthige Jungfrau hatte das Flügelein einer Taube herausgenommen, während ihr göttlicher Sohn Jesus gerade bemüht scheint, von einem gebratenen Lamme (man konnte es an der Wolle kennen, die ihm der Maler auch nach dem Braten noch gelassen) ein Stücklein herabzuschneiden. Da wurde Michel getröstet, das vermochte ja die Mutter auch, und so ermuthigt, erneuerte er die Einladung: er lud die heilige Jungfrau auf ein Täublein, den Erlöser auf einen Lammsbraten, die Engel auf ein Küchlein zu Gaste. „Ja, betheuerte Michel, das sollt ihr haben; und sollte das Häuslein darauf gehen; und mehr noch sollt ihr haben, wenn ich den Fidel und die Katze gut verkaufe; dazu aber mußt du mir helfen, o heilige Mutter Gottes!"

Sein Gebeth unterbrach das Bellen des Fidel. Als Michel sich umwendete, bemerkte er einen großen schön gekleideten Mann, der am Eingange der Kapelle stand und ihm winkte. — Michel, stets bereit, Allen zu dienen, eilte zu ihm, und fragte ihn, „was er wolle."

„Ich habe mich beim Botanisiren verirrt," sprach der Fremde, „und wünschte gern auf den rechten Weg nach Mentenhausen zu kommen; du kannst dir ein Trinkgeld verdienen, wenn du mir ihn zeigen willst." „Brauche kein Trinkgeld," versetzte freundlich Michel; „mein

Getränk ist Wasser und das bekomme ich überall umsonst; aber hübsch in die Irre seyd Ihr herumgegangen; wir brauchen fast eine halbe Stunde, damit Ihr Euch wiederum zu recht finden könnet."

Mentenhausen war eine Hofmark und gehörte einem reichen Grafen. Der Fremde aber war es nicht; denn Michel hatte den Grafen öfters gesehen, wenn er durch das Dorf ritt. Der fremde Herr fragte um die Heimath und die Eltern des Knaben, und Michels treuherzige Antworten gefielen ihm überaus. Immer offener und zutraulicher wurde Michel; bald wußte der Herr Alles, auch das, was der Knabe in der Stadt beabsichtigte. — So war eine halbe Stunde schnell verflossen, als sie auf das Sträßlein kamen, welches nach Mentenhausen führte.

„Seht, lieber Herr," sprach Michel, „die Spitze des Thurms dort über der Eiche; das ist Mentenhausen und Ihr könnt nimmer fehlen, wenn Ihr der Straße nachgeht." —

Der Fremde dankte freundlich und griff in die Tasche, um die Mühe des Knaben mit einem Goldstücke zu vergelten; aber zu seinem großen Verdruße fand er, daß er seine Börse zu Hause gelassen hatte.

„Ich muß dein Schuldner bleiben, lieber Michel," begann er jetzt; „aber sey versichert, ich werde dich nicht vergessen; du bist ein gutes Kind, liebst deine Eltern und bist so dienstfertig; ich werde deine Mühe reichlich belohnen."

„Ach lieber Herr," sprach eifrig der Knabe, „doch nichts von Lohn für diese kleine Mühe! Ist es doch ein Werk der Barmherzigkeit, das man dem Heilande selbst erweiset, wenn man die Fremden beherberget und den Irrenden den rechten Weg zeigt!"

„Michel,“ erwiederte gerührt der Herr,“ so denkst du recht; so gefallst du mir!“

„Lieber Herr, es freut mich, wenn ich Euch gefalle; und ich muß Euch sagen, auch Ihr gefällt mir; darum, wenn Ihr mir eine Freude machen wollt, so kommt den nächsten Sonntag auf unsere Kirchweihe. Wenn ich den Fidel und die Katze gut verkaufe, so seyd versichert, wird sie nicht schlecht ausfallen.“ Der Herr lächelte. „Ja, Michel, ich werde kommen, richte nur etwas her; doch noch einen Gefallen mußt mir thun.“ Er nahm jetzt aus seiner Brieftasche ein Blättlein Papier und schrieb mit seiner Bleifeder flüchtig einige Zeilen. „Michel, suche in der Stadt den Sekretair Vogel auf, und übergib ihm dieß Billet; er wohnt in dem Eckhause gleich neben dem Thore; und zwar trage es auf der Stelle hin, ehe du auf den Mark gehst, oder deine Thierlein verkaufst.“

„Ja, Herr, das will ich thun,“ versetzte der Knabe; „ich habe Eile; so gehabt euch wohl und kommt auf die Kirchweih.“ — Freundlich schüttelte der Fremde die Hand des Knaben und schärfte ihm nochmal ein, ja sogleich in der Stadt das Brieflein zu übergeben; es läge ihm viel daran.

Munter eilte Michel weiter; bald lag die Stadt vor ihm; aber je näher er ihr kam, um so weher wurde ihm um das Herz; jetzt fühlte er, wie lieb ihm sein treuer Fidel sey; öfters rief er ihn zu sich, streichelte ihn, und nur der Gedanke, daß durch seine Entfernung zwischen ihn und Berthold Frieden und durch seinen Verkauf den Eltern Erleichterung und eine gute Kirchweihe werden konnte, vermochte seinen Jammer zu lindern. „Aber einen guten Herrn mußt du kriegen, einen bessern, als ich; denn du verdienst es, du treues, gutes Thier;“ so rief er oft.

V.

Als er in die Stadt gekommen war, fragte er sogleich nach der Behausung des Herrn Sekretairs Vogel; man wies ihn zu einem schönen großen Hause. Dort klopfte er an; ein kleines Mädchen öffnete ihm und sagte ihm, daß der Herr Sekretair, ihr Vater, nicht zu Hause sey, erbot sich aber, das Brieflein ihm zu übergeben, sobald er heimkehren würde. So gab ihr denn der Knabe das Brieflein, das er sorgsam in seinem Gebetbüchlein aufbewahrt, und in seiner treuen bescheidenen Sinnesart kaum anzuschauen sich getraut hatte. Das Mädchen, von Neugier geplagt, warf einige Blicke in das unverschlossene Brieflein; doch unbefriedigt und verdrüßlich rief sie aus: „Ah, das ist französisch: das versteh ich nicht; nun komme nur nach einer halben Stunde wieder und hole die Antwort.“ —

Jetzt ging Michel langsam und mit pochendem Herzen auf den Markt; er war schon ziemlich mit Käufern und Verkäufern angefüllt. Da gab es Weiber, die Schmalz, Butter und Eier verkauften, wieder Andere handelten mit Obst und Gemüse Das Geflügel, die Hühner, Enten und Gänse machten mit ihrem Geschrey einen gewaltigen Lärmen. Mit Mühe konnte Michel eine Ecke gewinnen, wo er seine Hühnersteige absetzte, seinen Fidel an die Seite nahm und mit schwacher, schüchterner Stimme rief: „Kaufts! Kaufts, schöne Sachen!“ Sogleich sammelten sich Weiber und andere neugierige und kaufslustige Menschen um ihn. Als er ihnen nun die Katze zeigte und den Hund zum Verkaufe aufbot, brach Alles in ein lautes Gelächter aus, obgleich er Hund und Katze, wie die andern Verkäufer, bestens gelobt und gepriesen hatte. — „Du närrischer Knabe, hieß es, damit hättest du zu Hause bleiben können; die bekommt man bei uns umsonst.“

— „Nicht geschenkt möchte ich den Hund; schrieen Andere; er hat ja einen krummen Fuß!“ Ein Fleischer bot ihm für den Fidel einen Sechser und sagte er sey genug bezahlt; denn ihm wäre nur um das Hundsschmalz zu thun. Der Knabe aber nahm erschrocken den Fidel zu sich und schrie: „Weg mit euch; ich gebe euch meinen Hund um keinen Preis!“ Jetzt kam ein Krämer und besah die Katze, die unwillig über das Getöse und in der Ruhe gestört, ihn auf die Hand hackte, daß er brummend zurückging, nach einer Zeit aber wieder kam und ihm einen Groschen für das Thier bot; denn sagte er, er brauche nur den Balg; mit Abscheu aber wies ihn Michel zurück. Immer ärger wurde das Gedränge um den Michel und die Spottreden. — Zu seiner größten Bestürzung und Kümmerniß kam auch Berthold und dieser schimpfte und höhnte noch ärger, als die Uebrigen. Dem armen Michel wurde es immer weher um das Herz; er hätte Alles darum gegeben, nicht hier zu seyn. Fest drückte er seinen Spitz an sich, der laut knurrte und seinen Zorn über die gröbliche Behandlung durch Zähneblecken deutlich äußerte; aber deßhalb nur ärger mißhandelt wurde.

Gerade, als die Noth des Knaben am höchsten war, kam ein gut gekleideter Mann, der an den Fingern Ringe und auf dem Kopfe einen feinen Hut trug, von einem Bedienten begleitet zu dem Haufen. „Was gibt es?“ fragte er die Umstehenden.

„Herr Sekretair, es wird ein Hund und eine Katze verkauft, miserable Thiere,“ war die Antwort —

„Schön, die kann ich brauchen; will sie besehen,“ erwiederte der Sekretair und trat, indem die Umstehenden ehrfurchtsvoll Platz machten, ganz nah zu dem Knaben und betrachtete bedächtig die Katze und den Hund.

„Ihr sagt das sind schlechte Thiere? nun da versteht ihr's,“ sprach jetzt der Sekretair; dieser Hund ist

der schönste Spitz, den ich je gesehen habe; er ist von einer ganz besondern Art, und diese Katze sucht an Schönheit, feinem Felle und Glanz der Augen ihres Gleichen."

„Ach," dachte Michel und weinte fast; „hat der Herr ein so gutes Gesicht und spottet mich Armen auch aus." Die umstehenden Leute erhoben ein schallendes Gelächter. — Der Sekretair aber machte ein ernsthaftes Gesicht. „Es ist mein voller Ernst," betheuerte er; „ich will sie kaufen, sage nur, was ich dir für deine Thierlein geben soll."

Michel schaute furchtsam in die freundlichen Züge des Herrn, um dessen Lippen ein wohlwollendes Lächeln spielte. „Lieber Herr," rief er; „nehmt sie umsonst; ich will nichts dafür, aber versprechen müßt ihr mir, daß ihr den Hund und die Katze ordentlich haltet."

„Das will ich;" war die Antwort des Sekretairs; „doch sage nur, was du willst?"

Michel begehrte jetzt nur zwölf Kreuzer. Der Sekretair lachte. „Kind, du verstehst dich auf das Handeln schlecht; dein Spitz ist unter Brüdern fünfzig Gulden werth."

Michel erstaunte auf das höchste und meinte, er werde jetzt ärger verspottet, als vorher; die meisten der Umstehenden glaubten dasselbe und lachten laut; andere schauten verwundert auf den Sekretair; denn dieser machte ein sehr ernstes Gesicht, griff in die Tasche und zählte fünfzig Gulden in schönen neuen Thalern hin. —

Jetzt wurde das Erstaunen allgemein. Michel wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte. Er wußte nicht wie ihm geschah, als ihm der Sekretair für die Katze dasselbe bezahlte. Die Leute auf dem Markte schlugen vor Verwunderung die Hände über den Kopf zusammen. „Der Herr Sekretair, der klügste Mann der Stadt, kaufte um solch enormes Geld einen schäbigen Hund und

eine alte Katze!“ so hieß es allgemein. Mehrere drängten sich zu ihm und versprachen ihm um das halbe Geld die schönsten Hunde und Katzen nach der Auswahl zu verschaffen. Der Sekretär aber lächelte mit schlauer Miene. „Ihr wißt nicht, was ich heute für einen guten Kauf gemacht habe. Dieser Spitz, über den ihr so schmäht, stammt in gerader Linie von dem Leibhunde des Großmogul von Hindostan ab; er hat gar wunderbare Eigenschaften; er kennt alle Diebe und riecht von weitem schon Jeden, der gestohlen hat; seht, Meister Schneider, wie er auf Euch zuschnobert; bey euch ist es nicht ganz richtig, ich wette darauf, ihr habt mir bey meinem letzten Rocke das Maß etwas zu lang genommen.“ Bestürzt und seine Ehrlichkeit betheuernd wich der Schneider zurück und ließ dabei ein Würstlein fallen, das die Lüsternheit des Fidel erregt hatte und von ihm mit größtem Appetite alsobald verzehrt wurde. —

„Der Herr dieses Hundes also darf nie fürchten bestohlen zu werden,“ fuhr lobpreisend der lustige Sekretair mit größter Ernsthaftigkeit fort; „aber noch wunderbarere Eigenschaften und Tugenden hat die Katze; jedes ihrer Haare, zu Asche gebrannt, und im Wasser getrunken, kommt als ein Menschenhaar in der natürlichen Farbe an jedem Theile des Körpers zum Vorschein, wo man es nur haben will; daher ist eine solche Katze von Glatzköpfigen gar nicht zu bezahlen; ein Büschlein ihrer Haare auf den Magen gelegt, erwärmt den ganzen Leib; trägt man ein solches Büschlein auf dem Herzen, so benimmt es alle untreuen und falschen, betrügerischen Gedanken. Also, ist ein solches Thier nicht fünfzig Gulden werth?“

Die Umstehenden wußten sich vor Verwunderung gar nicht zu fassen; mehrere baten den Sekretair, er möchte ihnen doch den Hund auf einige Tage in das Haus geben; sie hätten Leute im Hause, deren Treue ihnen ver-

dächtig sey und einer solchen Prüfung bedürfe; wieder Andere, deren Haupt sehr spärlich mit Haaren geziert war, ersuchten ihn um einige Katzenhärlein; auch ein reicher Geizhals wünschte davon ein Büschlein, um sich damit den Magen zu wärmen und so das theuere Holz zu ersparen; am meisten plagten den Secretair um die Katzenhaare Männer und Frauen, die gegen einander Mißtrauen hatten; das Kätzlein, von allen Seiten gepackt und gezupft, schrie jämmerlich und der Sekretair hatte genug zu thun, ihr das Leben zu retten.

Michel aber stand an seiner Ecke da und wußte nicht, ob er wache oder träume; hundert Gulden baares Geld in der Hand! eine Summe, die ihn zum Crösus machte; und dabei die ihm unbekannten Eigenschaften seines Hundes und seines Kätzleins, von einem so angesehenen Manne entdeckt, und so laut gepriesen. — Das schien ihm nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Bald weinte, bald lachte er; bald schaute er auf den Sekretair, bald auf die gaffende Menge. Zu Zeiten, glaubte er, es sey Alles Blendwerk und Spott, bis ihn das Klimpern der Thaler von der Wirklichkeit zu überzeugen schien. Noch lange wäre er in diesem Zustande an der Ecke gelehnt, wenn nicht der Sekretair ihm zugerufen: „Michel, jetzt komm mit mir; ich habe heute einen so guten Kauf gemacht, daß ich dir noch ein gutes Mittagsmahl zum Besten geben will.“ — Michel folgte ihm ganz betäubt; manch neidischer Blick begleitete ihn; auf einmal fühlte er sich derb in die Seite gestoßen; als er sich bestürzt umwandte, erblickte er Bertholds zorniges und neidvolles Antlitz. Er vergab ihm und bald stand er mit dem Sekretair vor dem schönen, großen Hause.

„Herr,“ rief jetzt Michel, der gewissenhafte Knabe, „erlaubt mir einige Worte; ich habe den Fidel seit einem halben Jahre und weiß nicht ob er von dem Groß-

murl aus Indostan abstammt, noch weiß ich auch, ob er die Diebe kennt; aber sonst ist er ein braver, treuer und wachsamer Hund; von der Katze aber weiß ich genau, daß sie von der alten Katze der Hirtenliese auf die Welt gebracht worden ist; die alte Hirtenliese, müßt ihr wissen, war eine große Liebhaberin der Katzen und sie versorgte das ganze Dorf damit."

„Und nun," fragte der Sekretair, „was willst du haben? sage es gerade heraus, was du meinst!"

„Ich meine Herr, es könnte euch der Kauf gereuen; wenn es so wäre, wie Ihr sagt, so wäre der Hund nicht zu zahlen und jedes Katzenhaar seinen Thaler werth, aber seyd versichert, ich habe von solchen wundervollen Eigenschaften nicht das geringste bemerkt, darum will ich Euch lieber das Geld zurückgeben, damit ich ehrlich bleibe und Ihr nicht sagen könnt, ich hätte Euch betrogen."

„Du ehrliches, treues Kind;" sprach gerührt der Sekretair, „nein, das Geld gehört dein vor Gott und der Welt; ich weiß, was ich gekauft habe und auch du sollst es in Kurzem erfahren."

Er führte jetzt Michel in das Zimmer hinauf. Wiederum sah er dort das kleine Mädchen, und wurde von ihr freundlich empfangen. Der Sekretair aber redete jetzt mit ihm von seiner Heimath, seinen Eltern, und er bewunderte die Herzensgüte des Knaben und seinen hellen, natürlichen Verstand. Das Gespräch wurde durch die Ankunft eines Schneiders unterbrochen, der schon fertige Kleider mitbrachte. Michel wußte nicht, wie ihm geschah, als ihm der Sekretair bedeutete, er solle sich davon ein Kleid wählen und dort im Nebenzimmer anziehen; denn sie würden zu Mittag Gäste bekommen. Michel weinte vor Freude und Rührung, er küßte mehrmals mit Heftigkeit die Hand seines Wohlthäters und äusserte seinen

innigsten Dank. „Warte nur,“ sprach dann lächelnd der Sekretair, „du wirst noch Andern zu danken haben.“ —

Ein Wagen fuhr vor, ein Mann von herrlicher Kleidung stieg aus; der Sekretair eilte hinab, ihn zu empfangen. An der Sprache und den Gesichtszügen erkannte Michel sogleich den gütigen Fremden, welchem er heute Morgens den Weg nach Mentenhausen gezeigt. Mit Freundlichkeit begrüßte er den Knaben und fragte ihn, ob er seine Thierlein gut verkauft hätte. Michel erzählte Alles, der Fremde aber lachte bei der naiven Erzählung des Michel und bei den Scherzen des lustigen Sekretairs, daß ihm das Wasser in die Augen trat.

Nun ging es zur Tafel. Michel mußte, mochte er wollen oder nicht, mit dem kleinen Fräulein daran Theil nehmen. Welche Speisen und Getränke sah er da nicht! Es war, als wären alle Speisen, welche der Maler auf die hochzeitliche Tafel zu Cana gemalt, hieher versetzt worden. Da gab es Hühner und Wildpret und Torten und süße Speisen, welche Michel in seinem Leben nie gesehen, noch vielweniger verkostet hatte. Der bescheidene Michel aber, solcher Leckereyen und der Armuth seiner Eltern eingedenk, genoß, trotz alles Zuredens, nur ein wenig Fleisch und Suppe. „Iß nur,“ mahnten oft der Sekretair und der Fremde, welcher von dem Sekretair Herr Graf genannt wurde, „iß nur, auf deiner Kirchweih essen wir bei Dir.“

Da leuchteten die Augen des Knaben in dankbarer Freude. „Ja, ihr Herren“ rief er, „habt die Gnade und kommt, es soll Euch nicht reuen; das Beste sollt Ihr haben; wir haben ja Geld;“ dabei schlug er auf die vollen Taschen, daß die Thaler erklangen, und voll Jubel fuhr er fort, von der Freude des Vaters und der Mutter zu erzählen, die sie haben würden, wenn er so unverhoffter Weise mit so viel Geld nach Hause kommen würde, wie

sie sich damit schuldfrei machen und selbst einen Nothpfenning zurücklegen könnten. Und wieder dankte er den beiden Herren mit Thränen und Handküss'n, die aber von beiden mit Freundlichkeit abgelehnt wurden.

So waren schnell einige Stunden verflossen; der Abend nahte und für Michel kam die Zeit zur Heimkehr. So nahm er mit tief gerührtem Herzen von den beiden Menschenfreunden und dem guten Fräulein Abschied, und bat sie noch einmal, auf die Kirchweih seiner Eltern Haus mit einem Besuche zu beehren. „Sorge nicht, wir werden Beide Wort halten", versicherte der Graf: „laß nur recht kochen." „Müßt, liebe Herren, vorlieb nehmen"; bat Michel, „alle Ehre soll Euch geschehen und hungrig sollt ihr nicht vom Essen aufstehen." Dann streichelte er wehmüthig seinen Fidel und die Katze, und eilte nochmals dankend, aus dem Hause, aus der Stadt.

VI.

Draußen ging die Sonne unter; aber heller, als ihre Strahlen, schimmerte der Glanz der reinsten Freude auf den blühenden Wangen des Knaben. Laut auf jubelte er; er sang und sprang über den Weg, daß seine Füße kaum den Boden berührten. Was werden meine Eltern sagen, wie wird der Vater schauen, und die Mutter staunen, wenn ich das Geld, das entsetzlich viele Geld vor ihnen hinlege, und sage: „Vater und Mutter, dieß habe ich für den Fidel erhalten und für die Katze". Jetzt können wir die Schulden zahlen, etwas zurücklegen, und eine prächtige Kirchweih halten; und erst die hohen Gäste, die da kommen werden! O mein Traum — der wird wahr werden! O die guten Herren! Das war ein Tag und ein Gang; den hat mir Gott gesegnet! Aber ich weiß, wo ich zu danken habe!

So und ähnliches plauderte der fröhliche Knabe; immer heiterer wurde sein Herz, immer eiliger sein Schritt. Bald hatte er die Waldkapelle erreicht. Da faltete er die Hände und weinend trat er in das Kirchlein und kniete an den Stufen des Altares vor dem Bilde des Heilandes und Seiner jungfräulichen Mutter nieder. Da dankte er voll Innbrunst für ihre Fürbitte, für ihren Schutz; er dankte für den guten Verkauf seiner Thierlein; er betete für seine Eltern und für die beiden Herren, welche ihm heute so viel Gutes erwiesen; nochmal lud er den Heiland, Seine heilige Mutter und alle Engel des Himmels zu Gaste, und schied dann von den lieben Heiligen.

Bald sah er sein Dorf vor sich liegen; nur eine kleine Viertelstunde mochte er entfernt seyn, als Ulrich, einer seiner Schulkameraden, arm wie er, und ein eifriger, Anhänger des Berthold, ihm begegnete. Nächst Berthold hatte wohl kein anderer Knabe dem Michel so viel Leid zugefügt, als Ulrich. Dennoch grüßte ihn Michel, der in der Freude seines Herzens sich so selig fühlte, daß er alle seine Beleidiger hätte umarmen mögen, auf das freundlichste. — Ulrich aber machte ihm ein wildes, zorniges Gesicht, und hob drohend die Hand auf. „Du lachst, Michel“, zürnte er, „nicht wahr, es macht dir Freude, daß heute meine Elteru wegen zwey Thaler sind ausgepfändet worden? Aber warte nur, dein Lachen ist dir nicht vergessen!“

Da zeigte Michel das herzlichste Mitleid; er überzeugte Ulrich durch seine Abwesenheit in der Stadt, daß aller böse Wille ihm fremd sey; offenherzig bekannte er den Grund seiner Freude. Da horchte Ulrich auf und wurde traurig; er war unter denen gewesen, welche den Hund und die Katze gemartert, und in Michels Haus getrieben hatten. Durch sie war Michel in seinen Augen reich geworden, während in Ulrichs Hause Noth

und Elend war. Michel sah Ulrichs Jammer und erbarmte sich; er tröstete ihn und sprach: „Hat euch denn nicht Bertholds Vater das Geld vorgestreckt? Er nimmt ja jeden Tag mehr als zwei Thaler ein; die hätten ihm nicht wehe gethan.“

„Bertholds Vater!“ rief Ulrich voll Zorn, „der hat ein steinernes Herz; dreimal haben unsere Eltern und wir Kinder ihn auf den Knieen gebeten, er solle uns nur auf acht Tage die zwei Thaler leihen und er hat es nicht gethan“ Er weinte.

Gerührt von solchen Schmerzen, und aller Feindschaft und Beleidigungen vergessend, drückte Michel ihm zwei Thaler in die Hände. Ulrich aber schluchzte laut auf. „Michel,“ rief er, „das thust du mir? weißt du denn nicht, wie viel Schlimmes ich dir angethan habe?“ „Das ist alles vergessen, mein lieber Ulrich,“ begütigte Michel, „nimm sie an, bringe sie deinen Eltern, und meide den Umgang Bertholds; denn er ist ein böser Knabe!“

„Das will ich auch,“ rief noch heftiger weinend Ulrich; „vergelte dir Gott tausendmal deine Liebe,“ und Michels Hand drückend eilte er, von Schand und Freude überwältigt, der Hütte seiner Eltern zu. Wenige Augenblicke und auch Michel war bei seinen Eltern. — Christoph und Lene harrten mit Sehnsucht auf die Ankunft ihres Söhnleins. Als aber Michel in dem schönen neuen Kleide, ein nettes Hütlein auf dem Haupte, zu ihnen eintrat, hätten sie ihn fast nimmer erkannt. „Ja, Michel!“ riefen Mutter und Vater zugleich mit fröhlichem Erstaunen, „wo hast du denn das schöne Kleid her, woher denn das weiße Hütlein?“ Michel aber lächelte und legte die neuen Thaler auf den Tisch. „Um Gotteswillen,“ rief Magdalene, „wie bist du zu dem vielen Gelde gekommen?“

„Das habe ich für den Fidel und für die Katze bekommen;“ versetzte der Knabe, und an der Freude und dem Erstaunen der Eltern sich weidend, erzählte er Alles.

Christoph kam die ganze Geschichte wunderlich und seltsam vor. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ meinte er und schüttelte bedenklich sein Haupt. „Lene, meinst du nicht, wir wollen das Geld aufheben und warten, bis die Herren kommen?“ —

„Das wollen wir,“ erwiederte nach kurzem Besinnen die kluge und ehrliche Magdalene; „die Sache ist zu seltsam; aber eine gute Kirchweih wollen wir doch herrichten, wiewohl ich keinen Glauben habe, daß die Herren kommen.“

Michel aber blieb fest darauf, daß die Herren ihr Wort halten würden; und ermahnte die Mutter, ja die Tafel bestens zu bestellen. —

VI.

Der Tag der Kirchweihe kam, und traf Magdalenen nicht unvorbereitet; drei Hühnlein und eine Ente waren abgestochen, ein Fäßlein Bier eingelegt, und die Küchlein mit besonderm Fleiße gebacken worden. Christoph staunte; denn eine solche Menge und Güte der Speisen war noch nie in seinem Hause gesehen worden, so lange er auf seiner Hütte hausete. Aber Niemand zeigte größere Freude, als Michel; er schmückte die Laube des Gärtleins, reinigte die Bänke und zierte das ganze Häuslein mit Blumen und Kränzen, damit ja seine hohen Gäste darin sich gefallen möchten. Nach dem Gottesdienste, wo seine neue Kleidung allgemeines Aufsehen unter den Dorfbewohnern erregt hatte, schaute er jeden Augenblick zum Fenster hinaus, oder lief den Berg hinauf, um die Ankunft der heiß erwarteten Herren zu erspähen. Schon war es eilf Uhr geworden, und die Hühn-

lein Magdalenens schon gebraten, und die Gäste noch nicht da. Da begannen Christoph und Lene schon zu zweifeln; allein Michel zeigte festes Vertrauen. „Sie kommen doch,“ betheuerte er, „sie kommen doch; du wirst es sehen.“ Und wirklich — man hörte das Rollen eines Wagens. Eiligst lief Michel hinaus — und welche Freude — es waren seine Gäste. Von weitem schon erkannte er das runde Gesicht des lustigen Sekretairs, der mit seinem Töchterlein in einem einspännigen Wägelein fuhr; während ein großer schöner Wagen ihm folgte. Er erkannte darin bald den Grafen; aber die Dame mit dem großen Hute und den wallenden Federn war ihm unbekannt. Eiligst lief er ihnen entgegen, und begrüßte sie mit Jubel.

Nicht wahr, wir halten Wort, rief der Sekretair, ließ sein Roß verschnauben, und bot ihm freundlich die Hand. Auch der Graf eilte jetzt heran. „Sieh, das ist der gute Knabe, von dem ich dir erzählt, Kunigunde,“ begann er; „bei seinen Eltern wollen wir unsere Kirchweihe halten.“ Freundlich neigte sich die Gräfin und reichte dem Michel, dessen Herz vor Rührung und Freude zu verspringen drohte, die Hand, welche er ehrfurchtsvollst küßte. — Auch Christoph und Magdalena nahten sich jetzt. „Nein,“ rief jetzt der Sekretair, „jetzt kann ich dich nimmer halten,“ und mit einem Satze fuhr Fidel, das treue Thier aus dem Wagen, sprang auf Michel zu und bezeigte auf die rührendste Weise seine Freude, den geliebten Herrn wieder zu sehen; auch das Kätzlein kam jetzt zum Vorschein, und alle lachten, wie sie vor Allem auf die Magdalene zuging und schnurrend und freudig sich an sie schmiegte. Christoph und Magdalene standen auf das höchste überrascht. „Lene“ wisperte Christoph,“ du wirst sehen, daß ich Recht gehabt habe;

sie bringen den Hund und die Katze und wollen ihr Geld wieder.“

„Nein, nein,“ sprach Lene, welcher jetzt ein Licht aufzugehen begann; „du irrest dich;“ sie eilte jetzt zur Gräfin, küßte ihr demüthig die Hand, dankte für die hohe Ehre und bat sie mit dem vorlieb zu nehmen, was ihre Armuth vermöchte.

Wir sind gekommen auf die Einladung eueres Söhnleins, erwiederte huldreich die Dame; ein gutes Kind wie euer Michel ist, muß auch gute Eltern haben. Vergönnt uns daher, an diesem Tage an euerer Freude Antheil zu nehmen; mir thut es wohl, an der Freude unschuldiger Menschen Theil zu nehmen; übrigens ist für Essen und Trinken schon gesorgt.“

Zwei Bediente packten jetzt die erlesensten Speisen aus. „Nur gleich in den Garten, in die Laube,“ befahl der Graf; „der wunderschöne Tag muß im Freien genossen werden.“ Sogleich wurde der Tisch mit feinen Tüchern überdeckt. Teller von feinstem Porzellain und silberne Löffel, Messer und Gabeln in Bereitschaft geordnet und Weinflaschen aufgestellt. Christoph und Magdalene standen vor Verwunderung ganz starr. — „Macht nur vorwärts mit dem Essen,“ rief der Graf, „es hungert uns, glaube ich, Alle; und Ihr, Christoph, Lene und Michel, setzt euch nur zu uns her; ihr müßt unsere Gäste seyn.“ —

„Ach, zu viele Ehre,“ sprach Magdalene, „das wäre ja die verkehrte Welt; heute ist unsere Kirchweihe und unsere Pflicht ist es, zu bewirthen. Freilich getraue ich mir nicht mit meiner geringen Bewirthung vor solch hohe Herrschaften.“

„Keine Umstände,“ meinte die Gräfin; „nur hergebracht was in der Küche ist; dort stehen meine Lieblingsspeisen,

ein gebratenes Huhn und frischgebackene Küchlein; so wollen wir tauschen.“ —

„Recht so,“ versetzte der Sekretair, „nur aufgetragen jetzt, und gebetet zuvor!“ —

Marie, die Tochter des Sekretairs, betete das Tischgebet mit Andacht und Rührung. Dann setzten sich die Gäste. Christoph kam neben dem Sekretair zu sitzen, Michel neben dessen Töchterlein. Immer heiterer wurde der Kreis; der lustige Sekretair war unerschöpflich an Laune und Scherz. Magdalenens Hühnlein und Küchlein wurden allgemein belobt und sämmtlich aufgegessen, was ihr nicht wenig Freude machte. Auch sie mußte sich zuletzt an den Tisch setzen und an der allgemeinen Freude Antheil nehmen. Michels Augen glänzten vor Vergnügen; jetzt erst bemerkte er, daß Fidel ein neues Halsband trug. „Das habe ich ihm gekauft,“ sprach Marie, „nicht wahr, es steht ihm gut?“ Michel konnte kaum vor Rührung danken; er sah die Mutter an; diese errieth seine Gedanken. „Gnädiger Herr, gnädige Frau,“ begann sie langsam in tiefer Bewegung des Herzens; „wir sind heute zu glücklichen Leuten gemacht worden und wissen nicht, von wem und wie? wir können kaum glauben, was wir da sehen, was wir hören. O habt doch die Gnade, und löset uns das Räthsel; sagt uns, ob das Geld für die Katze und den Fidel mit Rechten in unsere Hand gekommen ist; sagt uns doch, wir bitten inständigst, wer denn unsere Wohlthäter sind, auf daß wir ihnen danken können für alles Gute und Liebe, das sie uns, und zumal unserm Michel, erwiesen haben.“ —

Der Graf aber lächelte; das Wohlwollen, das seine Züge verklärte, leuchtete immer heller in seinen schönen Augen. „Magdalene,“ begann er, „vor fünf Tagen verirrte ich mich in dem Walde, der nur eine Stunde von dem Dorfe entfernt liegt; dort trat ich in die Kapelle

und hörte euer Söhnlein beten; sein Gebeth rührte mich, und ich beschloß, ihm und euch zu helfen; ich ersuchte ihn, mir den rechten Weg nach Meutenhausen zu zeigen; die Freundlichkeit, womit er es that, und die Unschuld und Güte seines Herzens, die in allen seinen Worten und Geberden hervorleuchteten, gewannen ihm vollends mein Herz. Ich hatte kein Geld bei mir; doch dieß war Michels Schaden nicht; ich schrieb eiligst an den Herrn Sekretair Vogel, meinen Anwalt in der Stadt, und trug ihm auf, die Thierlein des Knaben um hundert Thaler zu kaufen und selbe so lange aufzubehalten, bis wir sie ihm wieder zurückgeben konnten. Die Einladung zu Tische, das neue Kleid, so wie die wunderbaren Eigenschaften des Hundes und der Katze sind das Verdienst des Herrn Sekretairs.“

Michel und seine Eltern schauten mit Blicken voll Dankbarkeit auf den Sekretair, der sich lachend den runden Bauch hielt. „Kein Wort,“ sprach er endlich, nachdem er die Lachlust gebändigt, „kein Wort mehr von meinen Verdiensten und den wunderbaren Eigenschaften der Thiere; die ersten existiren nicht, die andern sind erlogen; aber einmal gelogen und nie wieder. Meine Scherzlügen sind mir theuer zu stehen gekommen, mein lieber Michel; weder der Hund noch die Katze haben Wundertugenden; aber ich dichtete sie ihnen an, einestheils, um die Leute, welche so ungerechter Weise deinen Hund und dein Kätzlein herabgesetzt hatten, zu bestrafen, anderntheils, um meinen allerdings auffallenden und lächerlichen Kauf zu Ehren zu bringen; aber wie gesagt, ich hatte meine größte Noth mit meinen Lügen und den Thieren. Gleich den andern Tag kamen gegen zehn Männer und Frauen und wollten den Hund haben; sie wohnten, wie sie sagten, in verdächtigen Häusern, und wollten durch seine feine Nase die ehrlichen wie die schlechten Leute kennen lernen;

noch ärgere Noth hatte ich mit der Katze. Viele, welchen die Haare ausgingen, kamen haufenweise zu mir und die Katze konnte nicht Haare genug hergeben; sogar ein junger reicher Stutzer kam und verlangte nicht mehr als zweitausend Härlein für seinen ausgefallenen Schnauzbart. Dem pries ich aber die Thiere; dann kam auch der Perückenmacher und bat mich fußfällig, die Katze wegzuthun, sonst sey er ein zu Grunde gerichteter Mann. Was machte er mir für Versprechungen, bis ich ihm feierlich schwur die Katze aus dem Hause zu schaffen.“ Alles lachte bei der launigen Erzählung des Sekretairs; Michel streichelte sein Hündlein, Magdalene und Christoph weinten fast vor Freude, und wollten in Dankesworte ausbrechen; aber der Graf und seine Frau Gemahlin wehrten ab.

„Euer Michel,“ fuhr der Graf fort, „lud mich und den Herrn Sekretair zur Kirchweihe ein; und ich nahm die Einladung gerne an, denn sie kam von Herzen und ich nehme so gerne Antheil an den Freuden der Landleute; ich nahm die Einladung um so lieber an, als auch meine Gemahlin, meine gute Kunigunde solche Vergnügungen liebt, und ihr der Genuß ländlicher Belustigungen sogar von dem Arzte verordnet ist.“

„In der That, lieber Joseph,“ erwiederte die Gräfin lächelnd, „seit langem habe ich mich nicht so heiter und fröhlich gefühlt, als heute, wo du an meiner Seite bist, und fröhliche, unschuldige Herzen mich umgeben.“

Der Herr Sekretair bedankte sich mit einer tiefen komischen Verbeugung; es wurde Wein gebracht, und immer lebendiger und heiterer die Unterhaltung. Christoph und Magdalene erzählten ihre Lebensschicksale, die freilich mehr mit Leiden als mit Freuden gewürzt waren; der Sekretair machte Scherz auf Scherz, und ehe sie sich

versahen, überraschte sie der anbrechende Abend und mahnte sie zum Aufbruch. —

Mit tiefster Rührung und einer von Schluchzen oft unterbrochenen Stimme wiederholten Christoph, Magdalena und ihr Söhnlein den Dank ihres Herzens. Der Graf aber und seine edle Gemahlin versicherten sie ihrer weitern Unterstützung, versprachen zumal für Michel zu sorgen, und fuhren dann mit dem Sekretair, der Michel und seine Eltern zu einem baldigen Besuche nach der Stadt lud, von den Segenswünschen und Freudenthränen der Beglückten begleitet, nach Hause. —

Man kann leicht denken, daß ein so hoher Besuch, welcher die Hütte des ärmsten Taglöhners beehrte, überall in dem ganzen Dorfe das größte Aufsehen erregte. An Neidern gebrach es Lenen und Christoph freilich nicht; vor Allen spotteten der Müller und sein Sohn Berthold über die Fremden und deren Bewirthung, welche ihnen Magdalene gegeben; aber jedes Spottwort verrieth den Zorn und den Neid ihres Herzens, daß so hohe Herrschaften der niedrigen Hütte der Taglöhner und nicht der prächtigen und stolzen Mühle die Ehre ihres Besuches gegönnt. Alle wollten wissen, wer die Gäste gewesen und wie sie mit Michel und seinen Eltern bekannt geworden seyen; allein weder Michel noch seine Eltern kannten ihre hohen Gäste; und was Michel von dem Verkauf des Hundes und der Katze erzählte, kam allen so seltsam vor, daß alle darüber lachten und glaubten, der Knabe wollte ihnen ein Mährlein aufbinden. —

Niemand aber war am Abende dieses Tages vergnügter, als Michel und seine Eltern. Nach einem brünstig verrichteten Nachtgebete, worin sie zumal ihrer Wohlthäter gedachten, begann Michel: „Nicht wahr, lieber Vater und liebe Mutter, es ist doch gut, daß wir den Fidel nicht verstoßen und uns über die Katze erbarmt ha-

ben; wären die Thierlein nicht gewesen, so wäre ich nicht in die Stadt gekommen, ich hätte nicht den herzensguten Herrn Grafen und den lustigen Herrn Sekretair kennen gelernt; ich hätte nicht hundert Thaler und ein neues Kleid bekommen, wir hätten keine Kirchweihe aushalten können.“

„Ja,“ sagte Magdalena und wandte das fromme Auge zum Himmel, während Christoph andächtig die Hände faltete, „der Herr macht Alles gut; selig sind die Barmherzigen; sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

„Vergiß aber auch nicht, mein Michel, der heiligen Mutter Gottes zu danken; denn wärest du an der Kapelle vorbeigegangen, ohne die heil. Mutter zu besuchen, so hättest du den Herrn Grafen nicht treffen können; sein Herz wäre wohl auch nicht so von Mitleid gerührt worden. Das dankst du Alles der Fürbitte der heil. Jungfrau!“ so sprach der Vater Christoph.

„Ja,“ setzte Magdalene bei, „was verdanken wir Menschen nicht Alles ihrer Fürbitte? Was könnte wohl der Sohn Seiner Mutter verweigern?“

„Mutter,“ rief Michel, „ich habe die heil. Jungfrau Maria zur Kirchweihe geladen und sie ist gekommen.“

„Ja, sie ist gekommen; sie hat unsere Niedrigkeit nicht verschmäht und uns heimgesucht. O himmlische barmherzige Mutter, o bleib bei uns — jetzt und in der Stunde unsers Absterbens. Amen!“ sprach Christoph.

VIII.

Nach einigen Wochen kam der Sekretair wieder und besuchte seinen Michel und dessen Eltern, welche ihn mit größter Freude empfiengen. Darauf ging er mit Michel zu dem Herrn Pfarrer und besprach sich lange mit ihm. Das Ende des Gespräches war, daß Michel mit Genehmigung seiner Eltern und des Pfarrherrn mit dem

Herrn Sekretair nach der Stadt fuhr, wo er unter der Aufsicht und in dem Hause desselben sich den Studien widmete. Diese neue Gutthat dankte er dem edelmüthigen Grafen, der durch Kauf der Hofmark Mentenhausen, wozu auch Michels Dörflein gehörte, jetzt sein Gutsherr geworden war. Bei herrlichen Geistesgaben, bei einem unermüdeten Fleiße erwarb sich Michel in Kurzem Kenntnisse, das Lob seiner Lehrer und das fortwährende Wohlwollen seines hohen Gönners. Er wurde der Stolz und die Freude seiner Eltern, die er fortwährend mit der zärtlichsten Liebe und Dankbarkeit ehrte. Die Bewohner des Dorfes schauten mit Verwunderung auf den hoffnungsvollen Jüngling und freuten sich des geschickten, sittlich guten Landsmannes; nur Berthold blieb ihm fortwährend feindselig und gehässig; ja sein Haß schien noch zuzunehmen, je höher Michel an der Achtung der Guten und Angesehenen stieg. Michel zeigte ihm stets ein versöhnliches gutmüthiges Herz; aber seine Schritte zur Aussöhnung wurden von Berthold, der auf den Reichthum seiner Eltern pochte, stets mit höhnischem Trotze zurückgewiesen. — Als Michel seine Studien vollendet hatte, übergab ihm der Graf die Verwaltung seiner reichen Güter und ernannte ihn zu seinem Herrschaftsrichter. Michels Eltern weinten Freudenthränen, Alle im Dorfe freuten sich über ihr und ihres Sohnes Glück; nur Einer knirrschte wüthend mit den Zähnen, es war Berthold; aber er mußte seinen Grimm und Neid in der Brust verschließen und Michel, als seinem Vorgesetzten wenigstens äußerlich die Ehre und den Gehorsam erweisen, so schwer es ihm auch ankommen mochte.

Zwanzig Jahre waren verflossen seit jenem für Michel so merkwürdigen Tage der Kirchweihe; und wiederum saßen dieselben Gäste im herrschaftlichen Schloße zu Mentenhausen. — Neben dem Grafen und seiner edlen

Gemahlin saß der lustige Sekretair, noch runder als früher, ihm gegenüber der Herrschaftsrichter Michel und seine Eltern, die, obschon betagt, noch immer rüstig waren. Das allgemeine heitere Gespräch unterbrach plötzlich ein leises Klopfen, die Thüre ging auf und ein bleicher hagerer Mann mit einem lahmen Fuße trat ein und bat um ein Almosen. Als er Michel sah, zuckte er zusammen und eilte, einige unverständliche Worte des Dankes stammelnd, zur Thüre hinaus.

„Berthold!“ rief erstaunt der Sekretair: „Berthold,“ erwiederte der Graf, „der reiche übermüthige Berthold! So weit kann die Hoffart fallen. Jetzt bettelt er.“ —

„Weniger möchte wohl seine Hoffart nnd seine allerdings große Verschwendung an seinem Elende Schuld seyn, als seine Thierquälerei,“ sprach ernst der Herrschaftsrichter; als Knabe schon kannte er keine größere Lust, als Thiere zu quälen. Wehe den Käfern, den Vögeln, den Hunden und Katzen, die in seine Hände fielen! Selten entgingen sie einem martervollen Tode. Alles Bitten, Warnen und Strafen war an ihm vergebens. Als er älter und Herr der Mühle wurde, quälte er das Rindvieh, vor Allem seine Pferde; ein Pferd, das er einst wegen eines Fehltrittes bis auf das Blut mit der Geißel züchtigte, schlug ihm den Fuß ab und er blieb lahm. Gott schien auch seine Thierquälerei strafen zu wollen; dreymal kam die Viehseuche über ihn und leerte seine Ställe, während andere Häuser des Dorfes verschont blieben. Dieß brachte sein Hauswesen sehr herunter; er hatte geheirathet; aber seine Kinderzucht war schlecht; auch die Kinder folgten dem Vater in der Thierquälerei nach. Sein ältester Sohn ein höchst roher Knabe, bestrich eines Abends den Schweif einer gefangenen Katze mit Pech und zündete es an; das

Thier wurde wüthend vor Schmerz, und heulend lief es über die Dächer und entzündete das Dach des Stadels; bald stand Alles in Flammen; die Mühle brannte ab und Berthold muß mit Weib und Kinder jetzt betteln."

„Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes!" erwiederte ernst der Graf. „Und ist dankbar für das Gute, das dasselbe den Menschen giebt," fügte die Gräfin bei.

Manuscript von O. L.

3.

Die Waldkapelle.

Eine Scene aus dem Landleben.

Vor undenklichen Zeiten wüthete in den Städten und Dörfern Niederbayerns eine pestartige Krankheit. Unbarmherzig nahm sie kranken und altersschwachen Eltern ihre geliebten Kinder, die Stützen ihres Alters, hülflosen Kindern hingegen ihre pflegenden Eltern hinweg. Nirgends war mehr Hülfe. Aerzte und Geistliche wurden eine Beute der wüthenden Seuche. Niemand wagte sich mehr in jene Gegend, wo jener furchtbare Würgengel sein Mordbeil schwang. Nur das Röcheln der Sterbenden, das Seufzen und das Jammern der Kranken, nur das Klagegeschrei der Zurückgelassenen und das weinerliche Hülferufen zu Gott unterbrachen die traurige Todesstille.

Am grausamsten wüthete die Seuche in einem Dorfe, das in einer dunklen Schlucht an den sumpfigen Ufern des reissenden Isarstromes lag. Hier war beinahe kein Haus, in dem nicht Alle erkrankten, nicht zwei Drittheile der Einwohner der unbarmherzige Tod mit fortschleppte.

In diesem Dorfe lebte eine fromme Bauersfamilie. Sie war schon von jeher ein Muster der höchsten Tugend und der gediegensten Frömmigkeit. Das Geberh war ihre Herzenssache, die öffentliche Andacht innerer Drang.

In dieser Familie herrschte die aufrichtigste Nächstenliebe und zugleich der tiefste Friede; kein Zank, keine Tü-

cke, keine Falschheit. Nie verließ ein Armer mit leeren Händen die Schwelle dieses Hauses. Seit Jahren war kein Kranker im Dorfe, der nicht durch Worte oder Werke von einem Gliede derselben wäre erquickt worden.

Nur diese Familie blieb durch Gottes weise Verfügung und Allmacht von jener furchtbaren Krankheit ganz verschont; denn sie war von Gott auserſehen, aus Liebe zu Gott die Andern zu trösten, ihrer zu pflegen und Christi Stelle an den Armen zu vertreten.

Aus Dankbarkeit für die glückliche Errettung ließ diese Familie zum Andenken an diese traurige Zeit zur Ehre Gottes aus ihrem mühsamen Spargute nachher eine kleine Kapelle erbauen.

Dieselbe lag am Abhange der waldigen Hügelzeile, welche an dem fruchtbaren Isarthale hinzieht.

Mehr denn zwanzig Thürme von niedlichen Landkirchlein prangten vor den Augen des Schauenden.

In jedem dieser Kirchlein wurde der Herr gelobt und gepriesen; in jedem Gottes Wort verkündet; in jedem wurden die hl. Sakramente gespendet; in jedem wurde öfters im Jahre das hl. Meßopfer Gott dem Allmächtigen dargebracht.

Mehr als fünfzig reiche Dörfer lagen wie Sandkörner zu den Füßen des betenden Christen; denn ein Sandkorn nur unter den Füßen des rüstigen Wanderers bist du, o Reichthum und Ehre! jedem den Himmel anstrebenden Christen. Hinter der Kapelle erhob sich an dem sanftansteigenden Hügel ein angenehmes Gebüsche von Ferchen und Tannen, unter denen sparsam zerstreut die majestätische Eiche und die leicht bewegliche Birke mit stolzem Haupte prangen. Höher erhebt nicht der Stolze seinen unbeugsamen Nacken über die Genossen seines Standes. Die melodische Nachtigall und die tönende Haidlerche mit der schallenden Amsel und Droßel unter

dem Gezirpe der emsigen Maise erquicken das Herz des Gott suchenden Beters. Mitten im Leidenswalde der Welt gibt es gleichfalls mancherlei Freuden, welche unsere betrübte Seele wieder heben und erquicken. — Abwärts war ein steiler Abhang, unfruchtbar wegen des aufgehäuften Schuttes. Unten am Fuße rieselte durch Gesträuche von Erlen und Haselnüßen ein klares Bächlein laut säuselnd über blinkende Kieselsteine. Nur ein schmaler Fußsteig führte durch ein grünes Gewölbe von Haselnußstauden zur heiligen Stätte. Vor der Thüre standen zwei alte Linden, die schon Jahrhunderte den mächtigsten Stürmen getrotzt hatten.

Müde vom langdauernden Emporsteigen auf dem steilen Pfade verschlummerte schon mancher Pilger auf kühlen Rasen unter dem Schatten der Aeste dieser Linden die drückenden Anliegen der Welt. Neugestärkt erwachte er wieder, um doppelt kräftig, dem ewigen Vater zu danken für alle empfangenen Wohlthaten, und Ihn mit dreifacher Inbrunst zu loben und zu preisen.

In der Kapelle war auf dem Altarblatte in schlechter aber ausdruckvoller Malerei dargestellt: Jesus am Teiche Bethesda zu Jerusalem, wie Er eben ausrief: „Stehe auf, nimm dein Bett und gehe.“ (Joh. 5. 8.) Kein Ort war also geeigneter, die düstere Schwermuth des Herzens zu verbannen, die Anliegen und Sorgen der Welt zu verscheuchen, keiner geeigneter, das Herz zu erheben und heilige Gefühle in demselben zu erzeugen.

Das zu steilen Bergen aufgehäufte Geschiebe verschiedener Erdlagen führt nämlich den Gläubigen vor Augen jene furchtbare Ueberschwemmung der Vorzeit, welche die Sünde der Welt herbeigeführt hatte. Es zeigt die Heiligkeit Gottes, welche sich empört gegen die Unheiligkeit der Sünde; es offenbart uns die Wahrhaftigkeit Gottes, die keine Drohung unerfüllt läßt. Wie auf

einem unfruchtbaren Schuttberge steht jener Christ, der sich von der bösen Neigung regieren läßt, nicht die Liebe Gottes besitzt; denn keine Tugendblume wächst auf seinem unfruchtbaren Tugendboden.

Das fruchtbare Isarthal unter den Füßen des hinansteigenden Wanderers welch ein schönes Bild der Niedrigkeit des so hoch gepriesenen Erdenreichthums! Der Erdenschatz ist ein Erzeugniß der Erde; die Tugend ein Geschenk des Himmels. Wer den Erdengütern nachjagt, steigt abwärts, wer der Tugend nachstrebt, steigt aufwärts. Verachtet, verlassen und mit Füßen muß er getreten werden. Hinauf muß der Christ, wenn er tugendhaft werden will, zu Christus auf den engen Bergpfaden der Buße in der Dunkelheit und Finsterniß des Erdenlebens. Die hundert Thurmspitzen rufen mit hundert Stimmen in jedem Augenblicke: „Lieber! aufwärts! aufwärts!“ niemals: „Abwärts!“ Christus stehend auf dem höchsten aller Berge ladet dich durch Seine Kirche und deren Diener beständig nach aufwärts ein. „Komm herauf“ — ruft Er; „Ich will dich heilen; Ich will dich stärken; Ich will dich führen!“

Die Ursache des Baues, die Lage des Ortes, der Gegenstand des Altarblattes und die tausend göttlichen Gnaden, die von diesem Orte ausströmten, hatten diese Kapelle bald zu einer Wahlfahrt umgeschaffen. Niemand aus den benachbarten Dörfern ging da vorbei ohne hier vor Jesus zu beten, Niemand war in der Umgegend, der nicht die Geschichte der Entstehung dieser Kapelle kannte; Niemand der nicht einige wunderbare Heilungen, die sich daselbst ereignet, zu erzählen wußte. Sonntags war daher an den Sommertagen beinahe keine Stunde, wo nicht mehrere Andächtige hier beteten. Selbst alte Mütterchen und keuchende Greise wankten noch hinauf auf dem schmalen Pfade. Nicht selten sah man Krumme und Lahme über

den steinigen Boden auf unbiegsamen Krücken mühsam sich hinaufringen zur heiligen Stätte. Es war beinahe kein Kranker in der Umgegend, der nicht nach seiner Genesung hier seinen Dank dem Schöpfer stammelte. Viele verließen gesund, Hunderte neugestärkt, Tausende reichlich getröstet diese Kapelle.

Auch Maria, die Mutter des Georg N., hatte eine vorzügliche Hochachtung vor dem Altarblatte dieser Kapelle und besonders vor dem, welchen es vorstellte, vor Jesus Christus, ihrem Erlöser. Es war beinahe kein Sonn- oder Festtag im Jahre, an dem sie nicht, es mochte das Wetter so ungestümm seyn, wie immer, in frommer Einfalt diese Kapelle besuchte. Gewiß eine würdige Beschäftigung für die Tage des Herrn! Gewiß eine schöne Feier dieser Tage, die hundert Andere in müssiger Trägheit und in eitlen Gesellschaften verschwätzen, oder welche sie bei sündlichen Ergötzungen vergeuden! Sie hatte hier schon oft Trost gefunden, Stärke erhalten bei Kleinmuth und Verzagtheit, schon oft Rath, oder wohl gar Abhülfe von geistigen und leiblichen Bedrängnissen.

Maria konnte daher ihren Kindern nicht oft genug anempfehlen, ja vor dieser Kapelle nicht vorbeizugehen, ohne daselbst ein kurzes Gebeth zu Ehren unsers leidenden Heilandes zu verrichten. Sie konnte es ihnen nicht genug einprägen, ja das bittere Leiden und Sterben unsers Herrn recht inniglich zu verehren, nicht oft genug einschärfen, in allen Leiden vor Allem bei Christus Hülfe zu suchen. Auch jede andere gute Mutter wird nicht säumen, das ihren Kindern zu geben, was sie selbst empfindet und besitzt; eine gute Mutter weist ihre Kinder vor Allem zu Jesus, dem wahren Kinderfreunde, damit Er sie erleuchte, führe und stärke.

Schon alt und schwach befiel Marien ein heftiges Fieber. Dieses wird immer heftiger, Maria dagegen

immer schwächer, und endlich vermag sie nicht einmal mehr, sich allein empor zu richten. Kaum vermochte sie noch einige Worte zu sprechen. Sie fühlte sich der Auflösung nahe, und freuete sich derselben, um Jesum, ihren Geliebten, zu sehen; sie freuete sich, los zu werden von dem Elende und den Qualen des Erdenlebens. Sie ließ daher ihre Kinder, deren einige in den benachbarten Dörfern schon als verheirathet ansässig waren, an ihr Krankenbett kommen. Sie Alle waren fromm, bis auf den jüngsten Georg, den Liebling der Mutter. Dieser war sehr eigensinnig, hoffärtig und geneigt zum Trunke, zum Spiele und zu jeder Gattung des Lasters. Beim Eintritte in das Krankenzimmer weinten sie sämmtlich; denn sie befürchteten im Herzen den nahen Tod. Jedes erbaute sich an der Geduld und an der Ergebung der Mutter; denn ihr einziges Rufen mitten unter den Schmerzen war: „Herr! Alles Dir zu lieb!“ Dieß hatte ihr der Herr Pfarrer vorgesagt, der sie öfters besuchte; dieß that sie am liebsten, weil sie den Herrn liebte und Ihm ergeben war.

Auf einmal rief sie mit angestrengter Stimme: „Kinder! kommt hieher, und lasset euch nochmal die Hände drücken. Es ist das letztemal! Mein Ende ist nahe. Schon steht mein Jesus vor der Thüre; Er klopft schon; Er wird gleich eintreten und mich mit Sich nehmen.“ Sie reichte hierauf jedem der Kinder noch ein Mal die kalte Hand, und drückte die ihrige. Alles weinte; Alles schluchzte. Dann sagte sie: „Wenn ich gestorben bin, so beerdiget mich in das Grab eures schon lange vermoderten Vaters.“

Wir haben uns im Leben immer geliebt, waren immer Eines Herzens und Sinnes, ohne je nur durch einen Gedanken uns zu entzweien; darum wollen wir auch im Grabe nicht getrennt werden; auch unser Staub soll im

Grabe noch sich vereinigen, um einst am jüngsten Tage aus dem nämlichen Grabe miteinander, in Liebe und Freuden, zu erstehen. Ich freue mich. Ich freue mich, wenn ich aufgelöst werde, weil ich eueren Vater wieder erblicke, um ewig mit ihm in Liebe vereint zu leben. Noch mehr sehne ich mich hinüber zu meinem und zu eurem Vater, zu Gott und zu Jesus Christus, meinem und eurem Erlöser. Er sey mir gnädig und barmherzig; ihr aber betet für mich, daß Er euch nicht verstoße! Betet für mich, so lange ihr lebet, denn auch ich habe mein ganzes Leben euch geliebt, habe für euch Alles gethan, was nur eine sorgsame Mutter zu thun im Stande ist. Betet für mich alle Tage; denn auch mir verging kein Tag, an dem ich nicht zu meinem Gott für euer Seelenheil gefleht. Besonders schärfe ich euch aber ein: Gehet mir niemals vor der Kapelle auf dem Berge vorüber, ohne hineinzutreten und dort ein kurzes Gebet zu verrichten — für mich, für euern Vater, für alle Leidenden, besonders für die verstockten Sünder; denn auch ich ging niemals vorüber, ohne dort mein Herz vor Gott auszugießen. Lebet aber auch fromm und gottesfürchtig; liebet Gott und den Nebenmenschen, thuet niemals ein Unrecht, lasset nie herrschen eure Begierden und Leidenschaften, damit auch euer Leben Gott gefalle und euer Gebeth Ihm desto angenehmer sey; denn auch euch möchte ich jenseits im Himmel wieder sehen, wie ihr hier auf Erden jetzt vor meinem Bette stehet."

„Der Herr trockne eure Thränen, mit Trauern und Weinen verlassen wir uns jetzt, mit Freuden werden wir uns einst wiedersehen."

Sie betete hierauf noch Ein „Vater unser!" Bey den letzten Worten brach ihr die Stimme, und bei der Bitte: „Erlöse uns von allem Uebel" hauchte sie still und ruhig, wie lächelnd, ihre Seele aus. Die heftige An-

strengung mag ihren Tod um einige Minuten oder Stunden beschleunigt haben. Alle Kinder befolgten genau den mütterlichen Befehl. Keines ging vor der Waldkapelle vorüber, ohne zu beten. Selbst, wenn dringende Geschäfte sie abriefen, oder auch wenn leichtfertige Witzlinge sie verspotteten, ließen sie sich davon nicht abhalten. Sogar Georg, der leichtsinnigste unter Allen, der schon nach einem Vierteljahr der Mutter beinahe gänzlich vergessen, sonst fast keine Ermahnung derselben befolgte, that doch dieses, daß er nie vor dieser Kapelle vorbeiging, ohne daselbst der Mutter zu gedenken.

Dieser Georg merkte bald nicht mehr auf seine Geschwister, nicht mehr auf seinen Vormund, selbst nicht einmal auf seinen Herrn Pfarrer, den doch die Mutter noch auf dem Sterbebette gebeten hatte, sich dessen anzunehmen und ihm von Zeit zu Zeit heilsame Lehren zu ertheilen. Er gerieth in schlechte Gesellschaften, fing verderbliche Bekanntschaften an, spielte theure Spiele, oft ganze Tage und Nächte hindurch, schmückte sich mit kostbaren Kleidern und übertraf in kurzer Zeit in den verderblichen Eigenschaften alle seine Altersgenossen. Nächtliches Wirthshaussitzen, Uebermaß im Trinken, Gotteslästerungen, Raufereien ꝛc. gehörten bei ihm zur Tagesordnung. Selten verging ein Sonntag, an dem er mit seinen Gesellen nicht Jemanden Possen spielte. Bei den meisten Ruhestörungen war er der Anstifter und Rathgeber; beinahe überall wenigstens thätiger Mithelfer. Alles wunderte sich. Alles bemitleidete seine Mutter, Jedermann seine frommen Geschwister.

Schon ein großer Theil seines Vermögens war auf diese Weise vergeudet. Gerichtskosten, Ersatz für zugefügten Schaden, theuere Spiele, das tägliche Schwelgen, die Kleiderpracht und andere Dinge hatten dasselbe verzehrt. Fast Jedermann verzweifelte an seiner Besserung.

Nur das Gute hatte er allein noch an sich, daß er an den Feiertagen fleißig in die Kirche ging und an jener Kapelle allzeit betete, so oft ihn der Weg vorüber führte.

Schon seit langer Zeit herrschte zwischen seinen Kameraden und den Jünglingen eines benachbarten Dorfes eine große Erbitterung. Schwätzereien von leichtsinnigen Mädchen und unreine Triebe waren die Ursache dieses krebsartigen Uebels. Erst am verflossenen Sonntage hatte in dem Gasthause des Dorfes, in welchem Georg wohnte, eine blutige Schlägerei statt gefunden; denn die Burschen des andern Dorfes waren zahlreich hieher geeilt; es war gerade Kirchweihfest. Georg trug mehrere Wunden auf dem Kopfe davon. Seine blutigen Kleider waren dessen Zeugen. Vierzehn Tage darauf war Kirchweihe in einem andern benachbarten Dorfe. Auch dorthin kamen wieder beide Parteien. Beide waren voll Ingrimm und Wuth. Doch mehr noch, denn alle Andern, war Georg ergrimmt; denn nebst den Wunden lag auf ihm noch die Schmach des Ueberwundenseyns. Daher ermuthigten sich er und seine Gefährten gegenseitig noch mehr, verbanden sich mit mehreren Genossen aus der Umgegend, hetzten auch friedliche auf, verschworen sich sogar unter den gottlosesten Flüchen, und versprachen sich gegenseitige Treue; ja man verpflichtete jeden mit Androhung des allgemeinen Haßes, zur bestimmten Stunde dort zu erscheinen. Georg wollte nicht der Letzte seyn.

Doch der Weg führte ihn bei jener Kapelle vorüber. Auch jetzt ging er hinein und betete; dießmal mehr denn jemals; denn er ahnete großes Unglück. Ungeachtet der Rachgierde und der Verwilderung, die sein ganzes Wesen in Besitz genommen, fühlte er doch noch eine mächtige bessere Regung in sich. Auch empfand er unter dem Gebete eine noch nie genossene innere Wonne. Er befand sich eben ganz allein; denn es brach schon die Nacht her=

ein. Dieses Mal war ihm ganz anders zu Muthe, als sonst während der Woche, wo grimmiger Haß und tobendes Rachgefühl in seinem Innern brausten, schwarze Pläne seine Gedanken verwirrten, häßliche Zerrgestalten seine Einbildungskraft aushegte. Es war ihm ganz anders jetzt zu Muthe, als im Gasthause unter dem wilden Gesause der Sprecher und dem wilden Gemurmel der sinnlosen Zecher, ganz anders, als beim hitzigen Gezänke der Spieler, dem lärmenden Gepolter und wüthenden Stampfen der zankenden und raufenden Schreier. Ein heftiger Schauder durchbebte sein Inneres und brach ihm seine nervigten und kräftigen Glieder, als fühlte er die Nähe seines Gottes. Eine schreckliche Furcht vor dem mächtigen Richterarme Gottes schlug ihm seinen brausenden Muth, wie ein Blitz die unbiegsame Eiche, zu Boden. Auf einmal standen ihm lebendig vor Augen die furchtbaren Strafgerichte Gottes, das Schreckliche der Hölle, das Abscheuliche und Schändliche der Sünde und die schrecklichen Folgen derselben. Wie ein liebevoller Vater stand zugleich Jesus vor ihm, wie er Seine heilenden Hände ausstreckte über einen gestorbenen Jüngling, um ihn wieder zum Leben zu erwecken. Er stand vor ihm mit thränenvollen Augen über dessen Verblendung, mit tiefer Wehemuth über diesen Sünder, mit einer unersättlichen Sehnsucht nach seiner Errettung, voll Sanftmuth, Liebe und Geduld, ausstreckend auch nach ihm Seinen allmächtigen Arm, um auch ihn zu entreissen dem Meere der Sünden, von dem er verschlungen war, ihn zu ziehen an's freundliche Gestade, ihn zu ziehen in Seine Friedenshütte, die wahre lebendige Kirche. Er sah Christum, wie Er Seine Hände ausstreckte, um ihm zu reichen die himmlische Speise der heiligmachenden Gnade, um zu heilen seine Herzenswunden, zu bieten himmlischen Schmuck, nämlich Seine Verdienste am Kreuze. Er sah Ihn fer-

ner ihm darreichen einen goldnen Becher voll himmlischen Wassers, seinen Durst zu stillen. Hochzeitliche Kleider sah er zugleich, schimmernd von himmlischen nie gesehenen Blumen, Ringe von Gold mit funkelnden Edelsteinen, deren er nie einen bisher gesehen hatte. Eine himmlische Freude, eine himmlische Seligkeit, tauchte in seinem Innern auf. Und in dem nämlichen Augenblicke kam ihm ein unwiderstehlicher Haß und Abscheu gegen sein bisheriges Sündenleben. Er konnte nicht mehr anders. Immer rief sein Inneres: „Folge deinem Gott und Herrn! Er ist es, der auch deine Mutter vor dem Verderben bewahrte, ihr Kraft verschaffte und sie leitete. Sie hat es mir oft gesagt, oft eingeprägt, ich habe es ihr oft versprochen, aber ach, ich Elender! was habe ich gethan? Ich habe mein Wort gebrochen, habe meinen Gott betrübt, meine Geschwister verachtet. Herr verzeih es mir; ich habe Dich beleidiget! Sey mir gnädig, sey mir barmherzig! Verzeihe mir meine Sünden, und verstoß mich nicht vor Deinem Angesichte, obwohl ich es nicht würdig bin, vor demselben zu erscheinen! Nein, von dieser Stunde an will ich Dich nicht mehr beleidigen. Verwünscht seyen alle Stunden, die ich in der Sünde zubrachte; verflucht alle jene Gelegenheiten, die ich gab und suchte. Verlassen will ich alle meine Genossen, die mich zum Bösen führten; meiden alles Böse, selbst in fremde Länder will ich lieber ziehen, als meinen Gott und Herrn noch einmal durch eine solche Lebensweise, die ich bisher geführt, zu beleidigen. Heute sey der Anfang gemacht. Umkehren zum Bösen will ich nimmer. Die heutige Nacht sey nicht mehr der Sünde geweiht!“

Georg blieb die halbe Nacht in der Kapelle, um Gott zu danken, Ihn zu loben und zu preisen. Es war eben eine sehr warme Sommernacht.

Am Morgen kehrte er zurück zur Stunde, als er sonst gewöhnlich das Gasthaus zu verlassen pflegte.

Am andern Tage vernahm er, daß eine furchtbare Schlägerei in jenem Wirthshause statt gefunden habe. Mehrere wurden durch Hiebe verwundet, drei durch tödtliche Stiche. Einer derselben starb schon einige Stunden nach Tagesanbruch an einer Stichwunde am Unterleibe. Georg konnte daher dem lieben Gott für diese erbarmungsvolle, fast wunderbare, Rettung nicht genug danken. Hätte er am Abende vorher die Waldkapelle nicht besucht, und die göttliche Gnade, die so lange dem Sünder huldvoll nachgeht, nicht sein Herz getroffen, so wäre Georg ohne Zweifel gleichfalls ein Opfer seiner vorigen Rohheit geworden. Von diesem Augenblicke an führte er ein sehr frommes und tugendhaftes Leben, und wurde bald geachtet und geliebt von allen Guten. Alle erfreuten sich seiner Bekehrung, und priesen Gott dafür. Doch seine vorigen Sündengenossen haßten und schmähten ihn von jetzt an auf alle mögliche Weise; denn sein Leben war für sie ein beständiger Hammerschlag an ihr verstocktes Herz. So viel vermag die Gnade des Herrn.

In dieser Gnade suchte sich Georg insbesondere dadurch unaufhörlich zu erhalten, daß er sehr oft im Jahre zur Beicht und zum Tische des Herrn ging.

Manuscript von G. H.

4.

Maggy,

oder:

Klugheit und Dankbarkeit.

Nach einer schottischen Volkssage.

In der Nähe von Morpeth, einem schottischen Städtlein, lebte eine arme Wittwe, Anna Lyleston. Sie war bei Jahren und wäre hülflos gewesen, hätte nicht Margarethe, schottisch Maggy, ihr einziges Töchterlein, mit kindlicher Liebe und großer Aufopferung sich ihrer Pflege gewidmet. Jeden Tag, in aller Frühe, ging die fleißige Maggy, nachdem sie der Mutter die Suppe gekocht und die Kuh — ihr einziges Besitzthum — gefüttert, nach Morpeth und suchte sich Arbeit und Verdienst. Keine Arbeit war ihr zu niedrig; bald wusch sie mit den Wäscherinnen, bald schnitt sie in der Aernte, bald half sie der Wirthin an Markttagen bei der Bedienung der Gäste. So war Maggy achtzehn, die Mutter fast sechzig Jahre alt geworden. Da wurde die Mutter krank und immer kränker. Maggy, welche die kranke Mutter pflegen mußte, konnte sich jetzt in Morpeth nichts mehr verdienen. Da litten sie bald große Noth. Mit schweren bekümmerten Herzen beschloßen sie, die Kuh zu verkaufen. Ein gutherziger Nachbar erbot sich, dieselbe nach Kelso zum Verkauf zu führen, und versprach zugleich auf

Maggys Bitten, für einen Theil des gelöseten Geldes die für ihre Mutter so nothwendigen Stärkungsmittel zurückzubringen.

Gerade auf denselben Markt war auch Thomas Hardie, der Pächter der Schäferei Tollishill, gegangen. Thomas war ein gutmüthiger ehrlicher Mann, fleißig in seiner Arbeit, und mochte ohngefähr fünfzig Jahre zählen. Seit langer Zeit hatte er die Wirthschaft seiner Schäferei betrieben, den Zins an den Gutsherrn, den Lord John von Thirlestone immer richtig bezahlt und war immer, trotz vielfacher Aufforderungen, unbeweibt geblieben. Als er die Kuh sah, fragte er, wem sie gehöre; man gab ihm Bescheid. Thomas wendete sich einige Augenblicke ab und schien in Gedanken vertieft zu seyn; gleich darauf fragte er den Mann, welcher die Kuh zum Verkaufe ausbot, weiter. —

„Und weßhalb soll sie verkauft werden?“ — „Ich weiß es fürwahr nicht mit Bestimmtheit zu sagen,“ meinte der Andere; „ich möchte fast glauben, es geschieht aus Noth, aus bitterer Noth. — Sobald ich die Kuh verkauft habe, soll ich Allerley aus der Apotheke holen, das die Tochter bey all ihrem Fleiße sonst unmöglich beischaffen kann.

Thomas wendete sich abermals zur Seite und fuhr mit dem Rockärmel über seine Augen. Er kannte Maggy recht gut; sie hatte ihm gar manches Gläslein Genever im Wirthshause zum goldenen Rosse eingeschenkt; und allemal hatte ihm die Sittsamkeit und Anmuth der fleißigen Jungfrau gefallen. Dabei war ihm nicht entgangen, daß Maggy auch in andern Arbeiten, als Kleidermachen, Nähen und Stricken, sehr geschickt war. Selbst die Wirthin zum goldenen Roße, der es sonst Niemand leicht recht machen konnte, war mit Maggy zufrieden, hatte sie bey den Gästen gar oft belobt und ihr dadurch manche Arbeit zugebracht. —

Thomas fragte jetzt nach den Preis der Kuh; ohne zu feilschen, wie gewöhnlich, zahlte er dem Verkäufer das Geld auf die Hand und ließ das Thier fortführen. Er verließ den Markt früher, als sonst und befahl seinem Knechte, die Kuh nach Westruther, dem Dörflein der Wittwe, zu bringen. —

Es dämmerte schon, als Thomas sich der Wohnung Magarethens näherte. Ehe er sich ein Herz fassen konnte, hineinzutreten, ging er lange Zeit vor dem Hause auf und ab. Es wurde ihm ganz bange um das Herz. Er sann darüber nach, was er sagen und wie er sich benehmen sollte, und war sehr darauf gespannt, wie man ihn empfangen würde. Endlich gelang es ihm, eine Anrede auszudenken; und nachdem er sie drei und viermal wiederholt, schritt er auf die Thüre zu und klopfte an. Maggy machte auf und nöthigte verwundert den späten Gast einzutreten. Thomas zog die Mütze ab und ging zur Mutter hin, welche, durch weiche Kissen gestützt, neben einem Torffeuer saß.

„Ich muß Euch um Verzeihung bitten," begann er verlegen, „wegen der Freiheit, die ich mir genommen, Euch zu besuchen. Doch — ich bin heute in Kelso gewesen — und" — er stockte und drehte seine Mütze ein paar Mal in der Hand — „und — da bemerkte ich — oder ich sollte sagen, da erfuhr ich, daß Ihr euere Kuh verkaufen wolltet; aber ich hörte auch, daß ihr sehr krank wäret und" — er hielt abermals verlegen inne — „ich sage, ich hörte, Ihr wäret krank, und da dachte ich mir; es würde hart seyn, wenn Ihr euch von dem Thiere trennen müßtet, besonders zu einer Zeit, wo jede Beihülfe unentbehrlich seyn muß. Ich habe die Kuh darum gekauft; — denn, wie ich sage, es würde bös seyn, wenn ihr die Milch, und was Euch der Käs einbringen kann, missen solltet; und darum habe ich Einem von meinen Leuten befohlen, sie

Euch wieder zurückzubringen, und er wird gleich damit hier seyn. Doch laßt es Euch nicht in den Sinn kommen, sie als die Meinige anzusehen; denn ein lediger Mann, wie ich bin, kann das Geld viel eher entbehren, als Ihr die Kuh; und ich hätte es ja auf eine viel einfältigere Art und mit weniger Vergnügen ausgeben können. Wahrhaftig! wenn Ihr nur, was ich gethan habe, gut heißt, so bin ich mehr als bezahlt.“ — „Wodurch habe ich, eine Euch unbekannte Wittwe, diese Güte von Euch verdient, Thomas!“ sagte hierauf die Kranke, „und wo soll ich Worte finden, Euch zu danken? Er, der für die Wittwen und Waisen väterlich sorgt, wird Euch zu belohnen wissen, denn wie sollte ich es können?“ „Ach Maggy,“ fügte sie hinzu, „danke unserm Wohlthäter, wie er es um uns verdient hat, denn ich kann es nicht.“ —

Margarethe vermochte ihm jedoch nur durch einen Thränenstrom zu danken.

„Ach, weint nur nicht,“ sagte Thomas innig gerührt, „lieber wollte ich die Kuh nicht gekauft und den Kuhpreis zehnfach verloren haben, als daß durch meine Schuld eine einzige Thräne über Eure Wangen herabrollen sollte.“

„O Thomas,“ nahm die Wittwe das Wort, „es sind aber Thränen des Dankes, die mein Kind vergießt, und es gibt gewiß keine kostbareren.“

Thomas ließ sich jetzt am Torffeuer zwischen der Wittwe und ihrer Tochter nieder; er bat sie, ihre Thränen zu trocknen, indem er versicherte, es wäre für ihn die größte Freude, wenn sie ihn als Freund betrachten und seine Hülfe nicht verschmähen würden.“

Unterdessen war die Kuh zurückgebracht worden und Thomas kehrte mit seinem Schäferknecht nach Tollishill zurück. Von dem Abende an fand er sich fast täglich in dem Hause der Wittwe ein, sorgte für alle Bedürfnisse und ließ Alles, was ihr Zustand erheischte, herbeischaffen.

Die Mutter und Tochter gewannen den guten Thomas mit jedem Tage lieber.

Die Wittwe lag noch viele Monate auf dem Siechbette, und Thomas ließ keine menschliche Hülfe unversucht, ihre Gesundheit wieder herzustellen, oder wenigstens ihre Leiden zu mildern. Dieß Letztere war Alles, was sich thun ließ. Als ihre Sterbestunde herannahte, ergriff sie die Hand ihres Wohlthäters, dankte ihm tiefgerührt für die vielen Beweise der Güte, die er ihr gegeben, und fuhr fort: — „Doch, ach, Thomas! Eine Sorge noch macht mir das Sterben hart. Wer wird sich nach meinem Tode der verlassenen Waise, meiner armen Maggy, annehmen? wo wird mein liebes Kind ein Obdach finden?“

„Gute Frau! wenn ein Mann meines Gleichen es sagen darf,“ erwiederte Thomas, „sie braucht nicht weit zu gehen, um einen Herd und ein gutes Herz zu finden. Wollte Maggy meine Gattin werden, so würde ich freudig ihr Beschützer seyn; was ich besitze, gehörte dann auch ihr.“ Ein Strahl der Freude belebte auf einen Augenblick das abgezehrte Antlitz der Sterbenden. — „Maggy!“ — rief sie mit schwacher Stimme, und ihre Tochter drückte ihr thränenbenetztes Gesicht auf das Bett, — „Hast du gehört? soll ich die Freude haben, noch vor meinem Tode dich versorgt und beschützt zu sehen?“ — „Bin ich dir jemals ungehorsam gewesen, Mutter?“ erwiederte Maggy, indem sie heftig schluchzend die welke Hand der Sterbenden küßte.

„Niemals, geliebtes Kind, niemals,“ versetzte die tiefbewegte Mutter, die, sich mühsam emporrichtend und die Augen wie um Segen flehend zum Himmel gehoben, Maggy's Hand ergriff und sie betend in Thomas Hardis Rechte legte. —

Nach wenigen Stunden hatte sie ausgelitten. Maggy aber wurde des biedern Thomas wackere Hausfrau. —

II.

Zwei Jahre hatten Thomas und Maggy mit einander vergnügt und gottesfürchtig gelebt. Thomas sagte, daß „seine Maggy ihres Gleichen suche," und sie, „daß er der liebevollste, freundlichste Mann sey." Da kam der dritte Winter und mit ihm alle Schrecken der Jahreszeit. Es war kurz vor dem neuen Jahre; der Schnee begann an einem Samstage in Maße zu fallen, und als der darauf folgende Freitag herankam, hatte der Sturm, mit welchem er eingetreten war, sich noch nicht gelegt. Er war von starkem Frost begleitet und riß den Schnee mit unwiderstehlicher Gewalt wieder in die Höhe und führte ihn in großen Massen von den Bergen herab und die Thäler entlang, Hirten und Heerden verschüttend.

Schrecklich wüthete er auf der Lammerhaide. Viele Pächter litten bedeutenden Verlurst, aber Niemand wurde von dem Unglücke so hart betroffen, als Thomas Hardie. In einer einzigen Nacht waren Hunderte von seinen Schafen umgekommen, und er sah binnen wenigen Stunden seinen Wohlstand vernichtet und sich an den Rand des Verderbens gebracht. Abermals rückte der Winter heran und stellte sich mit einer Strenge ein, welche der des vorhergegangenen kaum etwas nachgab; und abermals wurde unserm Thomas ein großer Theil seiner Schafheerde durch den Schnee erdrückt. Doch, kaum war der Februar vorüber, als die wohlthätige Wärme der Frühlingssonne fast mit Sommergluth in die Erde eindrang. Während der Nacht senkte sich ein starker Thau auf die rasch aufschießenden Kräuter; die Heerden weideten mit Begier die mit dem schädlichen Thau getränkten, erfrischenden Gräser ab, noch ehe die Sonne hoch genug emporgestiegen war, um ihn in flüchtige Nebel zu verwandeln. Dieß führte eine Seuche herbei, welche die Schafe zu Hunderten hinwegraffte; und auch diejenigen,

die dabei zu gedeihen schienen, fanden keine Käufer, oder es wurde doch bei dem Kaufe die Bedingung gestellt, daß derselbe, falls die Thiere unbrauchbar befunden würden, rückgängig werden sollte. Diese wiederholten Unglücksfälle waren Thomas Hardie zu viel; in Zeit von zwei Jahren war er ein zu Grunde gerichteter Mann. Doch nicht um den Verlurst seiner Heerden, noch seinetwegen härmte er sich, sondern um sein gutes Weib kümmerte er sich, daß es jetzt darben müsse. —

Der Tag, an welchem Thomas seine Pacht bezahlen mußte, rückte heran, und zum ersten Mal, seit er ein Gehöft bewirthschaftet hatte, sah er sich außer Stand, seine Verbindlichkeiten gegen den Gutsherrn zu erfüllen. Margarethe gewahrte den Kummer, der an seinem Herzen nagte; die Ursache desselben war ihr nicht unbekannt. Sie legte ihre Feiertagskleider an, gab vor, eine Nachbarin zu besuchen, und schlug den Weg nach Thirlestane Castle, dem Wohnsitze des stolzen Gutsherrn, ein, dem sich jeder im Rückstande befindliche Pächter nur mit Zittern und Beben zu nähern pflegte. Mit zitternder Hand klopfte sie an der Thüre der Vorhalle, und nur nach langem Flehen gelang es ihr, bei dem stolzen Grafen vorgelassen zu werden.

Es brauchte langes und rührendes Bitten, um das harte Herz des Grafen zum Mitleid zu erweichen.

„Ich will euch,“ begann er mit etwas spöttischem Lächeln, „euere Bitte gewähren, jedoch nur unter Einer Bedingung. Euerer Erzählung zufolge habt ihr euere Heerden durch den Schnee verloren, wir feiern jetzt das Martinsfest, und wenn ihr mir im künftigen Junimonat einen Schneeball bringt, so soll Euch nicht nur das rückständige Pachtgeld erlassen seyn, sondern ihr sollt auch Tollishill bis zum kommenden Martinsfest pachtfrei be-

wirthschaften. Doch seht zu, daß ihr mir im Juni entweder den Schneeball, oder das Pachtgeld bringt!“

Margarethe neigte sich tief vor dem Grafen, dankte ihm und entfernte sich. Allein der Gedanke an den Junimonat machte ihr große Sorge; denn wohl wußte sie, daß es ihnen auch bis dahin unmöglich seyn würde, das Pachtgeld aufzubringen und eben so unmöglich kam es ihr vor, bei der glühenden Junisonne einen Schneeball aufzubewahren. Trotz ihrer Jugend besaß sie zu viel Verstand und Ehrgefühl, um ihrem Manne etwas zu verheimlichen; denn ihr Grundsatz war, daß Eheleute vor einander kein Geheimniß haben sollten. Wieder zu Hause angelangt, erzählte sie daher Thomas Alles, was zwischen ihr und dem Grafen vorgefallen war. Dieser nannte sie seine gute, treue Maggy, hegte jedoch eben so wenig Hoffnung, als sie, im Juni einen Schneeball zu sehen, und sagte, der Handel wäre dem eines schlauen Grafen von Thirlestone ganz ähnlich. —

III.

Abermals kam der Winter; heulende Stürme brauseten über die Haiden hin, tiefer Schnee bedeckte die Berge, und Thomas arbeitete mit seinen Hirten unabläßig, den Ueberrest seiner Heerden vor Unfällen zu schützen. Sobald aber die lauen Westwinde zu wehen begannen, begab sich Maggy nach einer engen, aber tiefem Schlucht, deren Schooß ein durch einen Gießbach genährtes kleines Gewässer barg, in welchem die rothgefleckt Forelle gerne spielte, und das, von einem hohen mit Gestrüpp bewachsenen Felsen von dunkelfarbigen Gestein überragt, den Sonnenstrahlen unzugänglich war, und still und kühl in seinem Felsenbette verborgen lag. In dem Felsen am Wasserrande befand sich eine Höhle, und Margarethe formte oben einen Schneeball, ließ ihn

langsam in die Schlucht hinabrollen, bis er, den unter ihm liegenden Schnee fortwälzend, zu einer bedeutenden Größe angewachsen war, schlug ihn sodann zu einer harten Masse, wälzte ihn weit in die Höhle hinein und verstopfte sodann die Oeffnung derselben, so, daß weder Luft, noch Licht, in das Behältniß, in welchem sie das Pachtgeld niedergelegt hatte, eindringen konnte. Es ist schon gesagt worden, daß es ihr Grundsatz war, ihrem Manne nichts zu verschweigen; allein dießmal verschwieg sie, was sie so eben gethan, vor Thomas, der, in diesem Falle wahrhaft ein ungläubiger Thomas, es durchaus nicht glauben mochte, es könne sich ein Schneeball bis zum Juni ungeschmolzen erhalten. —

Der Juni kam indessen heran, und schwere Sorgen beugten den Pächter nieder. Er hatte sich von seinen Unglücksfällen noch nicht im mindesten erholt, und war eben so wenig, als vorhin, im Stande, seine Pacht zu bezahlen. Magarethe bemühte sich, ihm Muth einzusprechen und sagte: „Wir wollen im Juni einen Schneeball anschaffen, und wenn ich ihn von der Spitze des Cheviots herunterholen müßte.„ —

„Ach, liebes Weib," erwiederte er, — durch das Fenster nach dem Gipfel des in die Wolken emporragenden Cheviots hinschauend — „täusche dich nicht mit einem Scherz; auf dem Cheviot ist ohnedieß der Schnee schon vor vier Wochen geschmolzen." —

Es war unterdeß keine Woche vorübergegangen, in welcher Maggy nicht nach der Schlucht gewandert wäre, nicht etwa, um aus kindischer Neugierde nachzusehen, ob der Schneeball geschmolzen wäre, sondern um jeden Ritz, jede Spalte, die nach und nach entstanden seyn mochte, noch fester zu verstopfen.

Kaum war indeß der dritte Tag des so gefürchteten Monats verstrichen, als ein Bote von Thirlestone mit

der gebieterischen Ankündigung: „Der Juny ist da,“ auf Tollishill erschien.

„Schon gut,“ gab Margarethe zur Antwort, „wir werden uns morgen schon auf Thirlestone einfinden.“ „Ach, liebes Weib,“ jammerte Thomas, „was redest du in den Tag hinein? das sieht dir nicht ähnlich, Maggy: ich werde morgen zu Greenlaw im Gefängniß sitzen, und die Gerichtsboten werden kommen und unsern geringen Hausrath und unsere Heerden hinwegführen; — doch mein einziger Kummer ist der Gedanke, was aus dir werden soll.“ — „Fürchte doch das Gefängniß nicht,“ tröstete diese, ihm liebevoll in's Antlitz schauend; „laß uns erwarten, was der morgende Tag bringt.“

Thomas drückte ihr die Hand, und verwunderte sich über Maggy's Starkmuth. —

Am folgenden Morgen, nachdem sie recht andächtig vor ihrem kleinen Hausaltar gebetet, begann Margarethe: — „Nun Thomas, wenn du fertig bist, wollen wir nach Thirlestone aufbrechen. Es ist stets schlimmer, ein Uebel zu erwarten, und sich mit Gedanken darüber zu quälen, als ihm dreist entgegen zu treten!“

„Meine beste Maggy! ich begreife dich nicht,“ entgegnete er; — „weßhalb soll ich mein Haupt muthwillig in den Rachen des Löwen stecken? das Unglück wird sich schon von selbst einstellen.“

Doch Margarethe ließ nicht nach, ihm zuzureden. Sie wußte ihm Muth einzusprechen; und er willigte endlich ein, sie zu begleiten. Sie führte ihn aber nach der Schlucht und näherte sich der Höhle. Als sie nun die mit Geröllе gemischte Erde von der Oeffnung hinweg zu räumen begann, stand er staunend und erwartungsvoll da. Die Arbeit war bald vollbracht. Magarethe trat in

die Oeffnung und wälzte die fast unversehrt gebliebene Schneemasse in das Freie hinaus.

Als Thomas dieß sah, weinte er Thränen der Freude, und sagte:

„Groß ist deine Sorge gewesen, meine arme Margarethe; aber sie wird vergeblich seyn; denn wie wohl du die Jahreszeiten überwunden hast, so hat der Graf doch nur gescherzt.“

„Dem Manne muß sein Wort heilig seyn,“ erwiederte sie; „und ist er nicht ein Edelmann obendrein?“

„Edelleute sind auch nur Menschen,“ meinte Thomas. „Glaube mir, wenn wir mit dem Schneeballen vor ihn hintreten, wir werden nur ausgelacht werden.“

„Hat er nicht selber den Vorschlag gethan?“ beharrte sie. „Doch sey der Ausgang wie er wolle, wir können dadurch nichts verlieren, wenn wir den Versuch machen, ob der Gutsherr sein Wort hält.“

Sie brach hierauf die Schneemasse auseinander, umwickelte einen Theil derselben mit einem Tuche und sie gingen auf Thirlestone zu. Thomas aber blieb häufig stehen und suchte seiner Frau die Nutzlosigkeit ihres Vorhabens begreiflich zu machen. „Höre mich an, liebe Maggy, ich schäme mich, wahrlich, diesen Gang zu thun; ich wiederhole es dir, wir werden für unsere Mühe ausgelacht werden; glaub' es mir nur.“

„Ich will mich lieber auslachen, als mich wegen Wortbrüchigkeit verachten lassen,“ entgegnete sie; „und wenn unser Gutsherr wortbrüchig wird, wer würde ihn nicht verachten?“

Margarethe mußte alle Bitten aufwenden, um Thomas nach Thirlestone zu bringen; denn er war der festen Ueberzeugung, daß ihn sein Weib zu einem thörichten Unternehmen verleite. Bei einem Haare wäre er um-

gekehrt; endlich langten sie doch auf dem Schloße an und wurden in die Gemächer des stolzen Burgherrn geführt.

„Ha," rief der Graf, „das ist die Maggy und ihr alter Ehemann; nun, was bringt ihr? das Pachtgeld oder dessen Ersatz?"

Thomas sah seine Hausfrau mit banger Miene an; denn in des Grafen Gesicht gewahrte er nichts, woraus er Hoffnung hätte schöpfen mögen, und es däuchte ihm, als ob der Graf das Wort „Ersatz" höhnisch betont hätte.

„Ich bringe Euch Schnee im Junimonate, Mylord, unserm Vertrage gemäß," erwiederte Margarethe; „und es macht mir großen Kummer, daß wir nicht im Stande sind, Euch Gold statt des Schnees zu bringen."

Der Graf lachte laut auf, als Margarethe den gewaltigen Schneeball enthüllte, und Thomas sagte bei sich selbst: „Ich dachte mir wohl daß es so kommen würde." Der Graf aber ließ sich Schreibzeug bringen, setzte sich nieder, schrieb und überreichte Thomas einen Erlaßschein nicht nur der Rückstände, sondern auch des Pachtgeldes bis zum nächstfolgenden Martinsfest.

Thomas Hardie machte dem Grafen eine tiefe und ungelenke Verbeugung nach der andern und suchte seinen Dank durch Worte auszudrücken; doch seine Zunge versagte ihm den Dienst. Er hätte die Hand des Burgherrn ergreifen und mit Wärme drücken mögen, um seine Gefühle auszudrücken; aber sein Gutsherr war ein Graf, und der Abstand zwischen einem Grafen und einem Pächter mußte gebührend beobachtet werden. —

„Mir keinen Dank," sagte der Graf, „Euerer sittsamen und verständigen Hausfrau müßt Ihr ihn darbringen." —

Margarethe schwieg; doch in ihrem Herzen schlug die Dankbarkeit gegen den Grafen wegen seiner, ihrem Manne und ihr bewiesenen, Güte tiefe Wurzel. Die

Dankbarkeit war in der That das vorherrschende Gefühl in ihrem Charakter und vermochte sie zu den hochherzigsten Handlungen. —

III.

Der unerwartete und ungewohnte Edelmuth des Grafen setzte Thomas in den Stand, sich dem Verderben zu entziehen, in welches ihn die Wuth der Elemente gestürzt hatte, und er wurde der wohlhabendste Pächter in den Bergen.

Doch während Thomas reich wurde, kam über den Grafen Noth und Elend. Der Sturm der Bürgerkriege brach los. Carl I., Englands König, wurde nach mehrjährigen Kampfe gefangen und durch den blutdürstigen Olivier Cromwell auf das Schaffot gebracht. Diejenigen Edelleute, die seine Sache vertheidigt, wurden grausam verfolgt und von ihren Gütern vertrieben; gar viele von ihnen büßten durch harte Gefangenschaft ihre treue Anhänglichkeit an den König. Zu diesen gehörte auch Lord John Lauderdale, Herr von Thirlestone. Gleich im Beginne der Revolution schleppten die Rebellen ihn, der mit unerschütterlichem Muthe für den König focht, nach London und warfen ihn in den Tower, wo er neun Jahre gefangen saß. —

Seine Gefangenschaft war eine gute Zeit für die Pächter, die, des strengen Herrn ledig, wohlgemuth auf seinen Gütern lebten, und mit dem Pachtgelde nach Belieben schalteten, als ob sie nie einen Gutsherrn mehr sehen würden.

Margarethe aber beklagte das Schicksal des Mannes, dessen Freygebigkeit ihres und ihres Gatten bisher ungekannten und unerhörten Wohlstand begründet hatte; ihr von Dankbarkeit überwallendes Herz war unablässig

mit Entwürfen zu seiner Befreyung beschäftigt; und sie suchte ihrem Manne ihre Ueberzeugung mitzutheilen, daß es ihre Pflicht sey, ihren Wohlthäter aus der Gefangenschaft zu erlösen, gleichwie er sie, als sie vom Mißgeschick verfolgt waren, aus der eisernen Hand des Unglücks befreyt hatte. So oft nun der Tag kam, an welchem sein Pachtgeld fällig war, pflegte Thomas Hardie es pünktlich aufzubewahren, um seinen Gutsherrn auszuzahlen, sobald derselbe wieder zu den Seinigen zurückkommen würde. Er sah jedoch keine Möglichkeit, ihn, wie seine Hausfrau wollte, zu befreyen.

„Es ist eine zehnjährige Pacht fällig, Thomas," begann sie eines Tages, „und das Geld liegt wohl verwahrt da. Uns kann es von keinem Nutzen seyn; denn uns gehört es nicht: ihm aber könnte es nützen. Er könnte sich bessere Speisen im Kerker dadurch verschaffen, vielleicht seinen Kerkermeister bewegen, ihn entwischen zu lassen; und wenn er glücklich entkommen wäre, könnte er seinen Unterhalt damit bestreiten. Ruf dir seine Güte gegen uns in das Gedächtniß zurück, und bedenke, daß es nichts Schändlicheres, als den Undank gibt."

„Aber, wie sollen wir ihm das Geld in die Hände bringen?" fragte Thomas; denn, wenn wir ihm es auch hinschicken, würde er es niemals erhalten, da man es ihm, als einen Gefangenen, vorenthalten würde." —

„So laß es uns selbst hinbringen," rief Margarethe.

„Selbst hinbringen?" rief Thomas erstaunt aus; den ganzen weiten Weg nach London hin? Das geht ganz und gar nicht an, Margarethe! noch ehe wir die Hälfte des Weges zurückgelegt hätten, würden uns die Straßenräuber keinen Heller übrig gelassen haben. Und gesetzt, wir wären auch in London, wie in aller Welt sollen wir zu ihm gelangen? Man würde es uns ja nicht gestatten." —

„Das überlaß nur mir," gab sie zur Antwort; sage nur, daß du hin willst, und das Uebrige wird sich finden. Es steht weiter kein Hinderniß entgegen, als deine Nichteinwilligung; aber die Schuld und unser Undank lasten schwer auf meinem Herzen."

Thomas gab endlich den dringenden Bitten seiner Hausfrau nach und willigte ein, eine Wanderung nach London anzutreten, um seinem eingekerkerten Gutsherrn die schuldigen Pachtgelder einzuhändigen. Allein, wie man das Geld dreihundert (englische) Meilen weit in so unruhiger Zeit mit Sicherheit fortbringen sollte, war eine schwer zulösende Frage. Doch Margarethe wußte Rath; sie bat ihren Mann, statt in Silbergeld, dießmal in Gold den Pacht zu zahlen, ging zur Mehlküste, und nahm so viel gemischtes Erbsen- und Habermehl heraus, als nöthig war, um einen tüchtigen Haberkuchen zu backen. Sobald der Teig bereitet war, rollte sie ihn breit, nahm mehrere Goldstücke und drückte sie in die weiche Masse, die sie dann zusammenlegte, und von neuem umrollte, und übrigen Goldstücke hineinpreßte. Sie gab hierauf dem Teig die Form eines dicken Haberbrodes, legte ihn auf den Feuerherd und bedeckte ihn mit glühender Torfasche.

Verwundert saß Thomas, der Bildung der seltsamen Geldbörse zuschauend da; und als das Werk vollendet und der Haberkuchen auf den Feuerherd gelegt war, rief er überrascht aus: „Nun — das muß ich sagen, an Scharfsinn kommt meiner Seele, Niemand meinem Weibe gleich! Wenn ich auch hundert Jahre gelebt hätte, so wäre ich doch nie auf einen so herrlichen Einfall gekommen. Wahrlich, Margarethe, es gibt nicht deinesgleichen in der Welt." —

„Was ist denn viel daran?" entgegnete das bescheidene Weib; „du hättest eben so leicht darauf verfallen

können, da es doch das sicherste Mittel ist, das Gold ohne Gefahr fortzubringen; denn es gibt zwischen dem Tweed und der Stadt London gewiß Niemand, dem nach einem schottischen Haberbrode gelüstete."

„Du magst wohl Recht haben, mein liebes Weib!" meinte Thomas; „doch, wem wäre ein solcher Ausweg in den Sinn gekommen? Gewiß noch nie ist ein Haberbrod so zubereitet worden, wie das Haberbrod von Tollishill."

Am dritten Tage machten sie sich auf den Weg. Margarethe, wie ihr Mann, trugen Hirtenkleider. Das Haberbrod wurde abwechselnd von ihnen getragen. Es ist unnöthig, ihnen auf ihrer langen Wanderung zu folgen. In der dritten Woche nach ihrer Abreise von Tollishill, als sie die Stadt Stevenage hinter sich gelassen hatten und fast Angesichts der Hauptstadt waren, begegnete ihnen ein ältlicher Mann von kriegerischem Aussehen, dem die beiden Wanderer auffielen.

„Einen freundlichen guten Morgen, Fremdlinge!" redete er sie an; „Ihr scheint weit hergereiset zu seyn? wo her kommt ihr denn?"

„Wir kommen von den Gränzen des Nordlands," erwiederte Margarethe;

„Und wohin wollt ihr?"

„Erst sagt mir, wie Ihr heißt, der Ihr so neugierig seyd," unterbrach ihn Thomas ein wenig barsch;

„Einige nennen mich Georg Monk, entgegnete der Unbekannte mild; Andere den ehrlichen Georg. Ich bin General in dem Heere des Parlaments." Ehrfurchtsvoll berührte Thomas seine Mütze und verbeugte sich tief.

„So vergebt uns unsere Keckheit, Sir," sagte Margarethe; doch, wenn Ihr wirklich jener tapfere und freundliche General seyd, so werdet Ihr mit einfältigen Land-

leuten Nachsicht haben. Wir sind Pächter des Lords Lauderdale, den Ihr jetzt gefangen haltet; und wenn auch seine Denkart nicht die unserige seyn mag, so haben wir doch stets in ihm einen freundlichen Gutsherrn gefunden; und es kann, denk ich, Niemanden viel Nutzen bringen, ihn neun Jahre lang, wie einen Vogel im Käfig eingesperrt zu halten. Sollte uns also, was uns nach London führt, auch mißglücken, so werden wir doch die Reise nicht vergeblich gemacht haben, da sie mir die Gelegenheit verschafft hat, Euer Edlen zu sehen und Euern Einfluß, der sicher groß ist, zu Gunsten unsers Gutsherrn anzusprechen, auf daß er aus dem Kerker befreit und ihm, Falls er nicht im Lande bleiben darf, gestattet werde, sich nach dem Festlande zu begeben."

„Ihr redet fürwahr mit redlichem Eifer zum Besten eures Lords, junges Weib," erwiederte der General; „und, wiewohl er ein Mann ist, dem man zu viele Freiheit nicht lassen darf, so muß ich doch gestehen, daß ihm das Elend der Eingekerkerten in hinreichendem Maße zu Theil geworden ist; und da Ihr mich an ihn erinnert, so will ich demnächst sehen, was sich für ihn thun läßt." Der General richtete noch einige Fragen an die Wanderer, die sie theils der Wahrheit gemäß, theils ausweichend beantworteten; und Thomas und Margarethe zogen, den ehrlichen Georg im Herzen segnend, und erfreut, mit ihm geredet zu haben, weiter.

Sobald sie in London angekommen waren, legte Margarethe die Hirtentracht ab, und erschien in ihrem gewöhnlichen Anzuge. Am zweiten Tage ihrer Ankunft begab sie sich, wie ein schottisches Mädchen gekleidet, nach dem Towerhügel; an ihrem Arme hing ein Korb, in welchen sie einige gedruckte Lieder und das Haberbrod gelegt hatte. Sie stellte sich einfältig, trat als wandernde Bänkelsängerin auf und ging, ihre Lieder singend, auf das

Thor des Towers zu. Ihre Erscheinung zog die Aufmerksamkeit der Thorwache auf sich, und als sie am Thore stand und sang, fragte sie der wachhabende Offizier. „Was ist Euer Begehr?“

„Ein Almosen, gefall es Euch, edler Herr!“ erwiederte sie mit unschuldsvollem Lächeln, „und daß ich dem Lord von Lauderdale ein schönes schottisches Liedchen singen darf.“

Der Offizier und seine Leute lachten; und nachdem ihnen Margarethe ein paar Liedchen gesungen hatte, erhielt sie die Erlaubniß, hineinzugehen, und ein Soldat wies ihr den Kerker, in welchem der Lord gefangen saß. Sie trat vor das Gitterfenster und begann ihren Gesang. Die lieblich milden Weisen seines Heimathlandes zogen den Lord an das Fenster. Er schaute hinaus und erkannte alsobald Maggy's Züge. „Er ließ den Kerkermeister bitten, sie in den Kerker einzulassen und sein Wunsch wurde ihm gewährt. —

„Der Himmel segne Dich,“ sagte der Graf, als sie eintrat; „Ihr habt also den Junischneeball nicht vergessen?“ Er drückte ihr bewegt die Hand. — „Was macht Euer Thomas?“

„Er ist draußen, Euer Gnaden?“ —

„Zu welchem Zwecke kommt Ihr aber hieher? warum habt Ihr mich aufgesucht?“

Ich brachte Euch einst einen Schneeball, statt der Pacht; — jetzt bringe ich euch ein Haberbrod, sprach sie,“ nahm es aus dem Korbe und legte es vor dem Grafen hin.

„Weib! seyd Ihr denn in der That geistesschwach? denn ich wähnte, Ihr stelltet euch nur so, als ihr am Gitter sangt.“

„Die Güte des Haberbrodes wird sich bewähren sobald Ihr es zerbrecht,“ erwiederte Margarethe. „Der

Beweis wird nicht so leicht zu führen seyn, gute Frau, als Ihr meint," entgegnete er, indem er das Brod nahm und es nicht ohne Anstrengung an seinem Knie entzweibrach. Als aber die in dasselbe hineingekneteten Goldstücke zum Vorschein kamen, stürzte dem Grafen, vielleicht zum ersten und letztenmale in seinem Leben, ein heißer Thränenstrom über die Wangen herab, und er rief aus:

„Gewiß alle Haberbrode haben ihres Gleichen; nur das Haberbrod von Tollishill nicht! Doch so menschenfreundlich Ihr Euch auch erweiset, so hat doch das Gold für den im Kerker hoffnungslos Schmachtenden keinen Werth." „Ihr habt eine lange Gefangenschaft erduldet, doch hoffnungslos ist sie deßhalb nicht," versetzte Margarethe; „und wenn auf das Wort des ehrlichen General Monk zu bauen ist, so werdet Ihr, ehe noch eine Woche vergeht, Euere Freiheit wieder erlangen und nach dem Festlande reisen dürfen, wo Euch das Haberbrod von Tollishill doch wohl von Nutzen seyn könnte."

Des Grafen Erstaunen nahm zu; er erwiederte: „Monk wird Worthalten; — doch, was hat er hiermit zu schaffen?

Margarethe erzählte ihm hierauf die Unterredung, die sie und Thomas mit dem General gehabt hatten. Der Graf nahm ihre Hand und ein Strahl von Hoffnung und Freude erglänzte in seinen Augen, indem er hinzufügte: „Sollten die alten Zeiten wiederkommen, so soll Euch das Backen des Haberbrodes nicht gereuen." —

Margarethe verließ den Tower singend, wie sie ihn betreten hatte, und suchte ihren Mann auf, der ihrer Rückkehr ängstlich harrend, am Geländer des Burggrabens stand. Sie weilten noch einige Tage, um auszuruhen und die Merkwürdigkeiten der Stadt zu beschauen, und traten sodann den Rückweg nach Tollishill an. Der General Monk vergaß sein Versprechen nicht; nach acht

Tagen erlangte der Graf seine Freiheit wieder, und erhielt die Erlaubniß, sich auf das Festland begeben zu dürfen, wo er wie Margarethe vorausgesagt hatte, das Haberbrod von großem Nutzen fand. —

Es vergingen noch einige Jahre und fortwährend nahm der Wohlstand des alten Thomas zu. Am Ende dieses Zeitraumes aber wurde der König wieder zurückgerufen, und mit ihm, als einer der ersten unter seinen Günstlingen, der Graf von Lauderdale. Als der Graf, mit Macht und Ansehen bekleidet, in Schottland wieder ankam, erinnerte er sich, was er auch sonst vergessen haben mochte, des Haberbrodes von Tollishill. —

Mit fast königlichen Schmuck angethan und von einem zahlreichen Gefolge begleitet, ritt er nach Margarethens Wohnhause; und als sie mit ihrem Manne hinaustrat, um ihm entgegen zu gehen, stieg er von seinem Roße, zog einen kostbaren, künstlich gearbeiteten Leibgürtel hervor und überreichte ihn dem staunenden Weibe. —

„Tragt diesen Leibgürtel, denn jetzt ist die Reihe an mir, dankbar zu seyn; und so lange Ihr, euer Mann und euere nächsten Nachkommen leben (denn sie hatten Kinder) sollt Ihr die Ländereyen, die Ihr jetzt bewirthschaftet, pachtfrei besitzen“ —

Das Herz war Thomas Hardin und Margarethen zu voll, als daß sie ihren Dank hätten ausdrücken können; und ehe sie Worte fanden, saß der Graf schon wieder zu Roße und ritt gegen Thirlestane. —

Manuscript von O. L.

5.

Gewissenhafte Dankbarkeit.

Ein Stechapfel für manche Namenchristen.

Während des letzten Feldzuges der Kaiserin Katharina von Rußland gegen die Türken stand ein russisches, zum großen Theile aus Ausländern und namentlich auch aus Polen bestehendes Husarenregiment unfern einer Türkischen Festung, welche nächstens ganz eingeschlossen werden sollte, und deren Belagerung vorbereitet ward.

Ein junger wackerer Offizier bekam eines Tages den Auftrag, auf Fouragirung auszureiten, und erhielt zu dem Ende 30 Husaren mit. Man hatte den ganzen Tag über kleine Scharmützel mit dem Feinde gehabt, und von beiden Seiten waren Leute gefallen und verwundet. Der russische Lieutenant wußte, daß besonders auch in der Gegend, in welche er jetzt hinausritt, Feinde umhergeschweift, und kleine Gefechte geliefert worden waren. Er empfahl also seinen Husaren, da der Tag sich zu neigen begann, sowohl genau auf ihrer Hut zu seyn, als auch überall sich umzusehen, ob etwa noch irgendwo ein Verwundeter aus ihrem Heere läge, um ihm sofort Beistand leisten zu können.

Da wurde, als der Trupp an dem Saume eines Waldes entlang ritt, aus einem Graben die klagende Stimme eines Menschen vernommen. Sogleich mußten

zwei Husaren absitzen und sich — mit aller im Kriege nöthigen Vorsicht — dem Graben nähern, um zu erforschen, woher die Stimme komme, und ob sie die eines Russen oder eines Feindes sey. Plötzlich brechen die beiden Husaren in ein schallendes Gelächter aus, in Folge dessen der Offizier sich — von einigen seiner Leute begleitet — der Stelle näherte, und im Graben einen alten Juden erblickte, dessen ehrwürdiges Ansehen eben so Achtung gebot, als seine Lage Mitleid einflöste.

„Hilf mir unglücklichem Greise“ — rief derselbe, „und übe Barmherzigkeit an einem Leidenden, der dein Feind nicht ist,“ sprach der Israelit auf polnisch. Der Lieutenant gebot den noch immer lachenden Husaren Ruhe und Ernst, dann aber ließ er den alten Hebräer zunächst aus dem Graben bringen, reichte ihm seine eigene Feldflasche, um sich durch einen Trunk Wein, den er zufällig bei sich führte, zu erquicken, und erfrischte die Lebensgeister des Erschöpften so, daß er fähig war, zu erzählen: „er sey in — ihm von hoher Hand anvertrauten — Geschäften der Armee gefolgt, und hätte heute früh den Versuch machen wollen, in's feindliche Lager zu gelangen, um dort dem dießseitigen Interesse wichtige Nachrichten einzuziehen, als er, nachdem ein Scharmützel beendigt gewesen, von nachsetzenden russischen Dragonern hier erreicht, ausgeplündert und verwundet worden wäre. Die Angst hätte ihn vermocht, sich demnächst in diesem Graben zu verstecken, wo aber der heftige Blutverlust seine Kräfte so geschwächt und der Schmerz ihn so überwältigt habe, daß er unvermögend geworden sey, sich wieder hinauszuhelfen.“

Mehrere Husaren meinten nun zwar, dem alten Hebräer wäre nicht zu trauen, und das kürzeste würde seyn, ihn vollends nieder zu hauen; der Meinung war jedoch der Offizier gar nicht, befahl vielmehr im drohenden To-

ne, jede derartige Aeusserung ganz zu unterdrücken, und ließ die lautesten und ungestümmsten Bursche sofort, von einem Unteroffizier geführt, weiter reiten, stellte aber zwei der andern Husaren, die er für diejenigen hielt, welche das regste Mitleid mit dem armen blutenden Greise hatten, zum Schutze desselben auf, mit der Anweisung, seine Rückkehr hier zu erwarten.

Diese erfolgte nach etwa 2 Stunden, während welcher der Abend hereingebrochen, und bei der ungünstigen Witterung der verwundete Greis so schwach geworden war, daß es nur mit Mühe gelang, ihn weiter fortzubringen. Der Offizier, um seinen Leuten ein Beispiel ächter Menschlichkeit zu geben, saß selbst ab, half und ließ dem jüdischen Greise helfen, sein Pferd zu besteigen, und führte solches mit eigener Hand durch das Dunkel dem Lager und seinem Zelte zu. Zwar hatte er manchen Scherz und leichten Spott seiner Kameraden zu erdulden über den Fang, den er gethan, er aber wußte treffend darauf zu antworten, und ließ sich nicht abhalten, thätiges Erbarmen an dem Greise auszuüben. Zehn Tage pflegte er desselben, theils in seinem Zelte, theils in einer Bauernhütte, wohin er verlegt ward, verschaffte den Genesenden sodann Pässe, versah ihn mit einigem Gelde, und entließ ihn unter sicherer Begleitung nach der nächsten rückwärts gelegenen Festung.

„Herr," sprach der tiefgerührte Greis beim Abschiede, „Du hast Großes und Gutes an mir gethan, mehr gethan, als Sohn und Bruder vermocht hätten. Wie kann ich Dir es je vergelten! Segne Dich der Gott meiner Väter und sende Dir, wenn Du einst solltest in Noth kommen, einen so edlen Retter — als ich, beraubt, verwundet und dem Tode nahe, an Dir fand." Der großmüthige Offizier lehnte allen Dank ab, und entließ den guten

Alten mit seinen herzlichsten Wünschen zur glücklichen Heimkehr zu den Seinigen.

Die Festung wurde indessen eng eingeschlossen, und, während die förmliche Belagerung betrieben ward, rückte ein Theil des Heeres, und besonders die Cavallerie, weiter in Feindes Gebiet ein. Das Regiment unsers wackern Lieutenants hatte manches blutige Gefecht mit demselben zu bestehen; er selbst aber zeichnete sich an einem Tage des heißen Kampfes so vortheilhaft aus, daß er am nächsten Tage von dem Oberbefehlshaber zum Rittmeister befördert, und ihm die Eskadron, in der er bisher so rühmlich gedient, da sie ihren Chef verloren hatte, zur Führung anvertraut ward.

Nicht alle seine Kameraden hatten jedoch sein edles fühlendes Herz, das besonders auch von vieler Menschenliebe erwärmt war; er mußte öfters Proben heimlichen Neides und verborgener Feindschaft erfahren, und so kam es denn, daß er einst bei einem hitzigen Gefechte, in Folge eines feindlichen Ueberfalls von den Seinigen bei einem kühnen Angriffe nicht so, wie es wohl hätte seyn sollen, unterstützt, vielmehr, von einer Ueberzahl umgeben, verwundet und zum Gefangenen gemacht wurde.

Zu damaliger Zeit war das Schicksal derer, welche in die Gefangenschaft der Türken geriethen, noch überaus beklagenswerth. Gewöhnlich wurden sie ihrer Freiheit für immer beraubt, und wenn sie sich der Sultan nicht etwa selbst vorbehielt, als Sclaven verkauft, dadurch aber zur Verrichtung der niedrigsten Geschäfte verurtheilt. Auch unsern edlen Rittmeister traf dieses Loos, sobald er hergestellt war; er ward nach Adrianopel abgeführt, und dort der leibeigene Sclave eines reichen Türken, Namens Ali.

Nicht von Geburt war dieser ein Muhamedaner; nein, als ein Sicilianer war er auf einem Kauffahrtei-

schiffe nach Smyrna gekommen, hatte sich dort eines Verbrechens schuldig gemacht, aber durch seinen Uebertritt zum Islamismus gerettet, und war, da er Verschmitztheit genug besaß, alle Umstände, selbst auf Kosten der Redlichkeit, zu seinem Vortheile zu benutzen, allmählig zu großen Reichthümern gelangt, und gegenwärtig Besitzer eines reizenden Landhauses bei Adrianopel.

Der unglückliche Offizier mußte jetzt den Launen eines Tyrannen huldigen, und sich glücklich schätzen, wenn es ihm einmal vergönnt ward, einige Augenblicke in der Nähe desselben zu verweilen Er war zum Aufseher über den Stall Ali's bestimmt, und gab sich — der eisernen Nothwendigkeit gehorchend — alle Mühe, zu vermeiden, daß die Unzufriedenheit desselben irgend geweckt werden könnte. Dennoch entging er den Roheiten desselben nicht ganz; und als einst ein Lieblings-Pferd Ali's von demselben durch ungeschicktes Reiten lahm nach Hause zurück gebracht ward, sollte durchaus der Aufseher des Stalles daran Schuld seyn, ward alsdann von dem hartherzigen Renegaten mißhandelt und in ein tiefes Gefängniß eingekerkert, woselbst er viele Tage mit Hunger und Durst zu kämpfen hatte.

War durch diesen Vorfall nun aber erst die Bahn zu Mißhandlungen gebrochen, so erfolgten diese nun öfters, und der tiefgebeugte Ehrenmann hatte nur im Aufblicke zu Christus, dessen schuldloses Leiden, das Er einst auf Erden für uns auf Sich genommen und schweigend ertragen hatte, er stets im Auge hatte, jene Kraft gefunden, die ihn nicht dazu kommen ließ, über seinen Peiniger herzufallen, und ihn für seine Bosheit zu züchtigen.

Eines Tages mußte der Aufseher des Stalles seinem Gebieter nach einer, eine Tagreise von Adrianopel entlegenen, Stadt folgen, woselbst eine Art Messe, verbunden mit einem großen Pferdmarkte, abgehalten ward. Der

nicht eben sehr große Ort war gedrängt voll Menschen: Türken, Serbier, Armenier, Polen, Juden, Russen u. s. w. verkehrten in den engen Strassen und in den Läden; sowie auf dem mit den ausgesuchtesten Pferden zahlreich besetzten Roßmarkte. Ali selbst hatte bedeutende Einkäufe daselbst gemacht, und schickte sich am Morgen des fünften Tages eben zur Rückkehr nach Adrianopel an, als ein alter polnischer Jude zu unserm in der Sclaverei schmachtenden Offizier herantrat, und ihm nach der Frage: wie er als Rittmeister im russischen Dienste geheißen," und nach darauf erfolgter Antwort, einen kleinen Zettel in die Hand steckte, und sich eiligst entfernte. Auf demselben standen in polnischer Sprache die Worte: „Harre noch eine kurze Zeit, und dein sehnlichster Wunsch wird erfüllt werden."

Der Rittmeister wußte nicht, wie ihm geschehe. „Wer in dem fremden Lande, wer in der öden Gefangenschaft weiß von dir, und gedenkt deiner, und will dich trösten und erquicken mit dem Balsam der Hoffnung? Ist vielleicht irgend einer deiner früheren Kameraden oder Mitstreiter zugleich gefangen genommen worden, und ihm ein glücklicheres Loos gefallen, also, daß er — da er dich vielleicht in deiner jetzigen Erniedrigung entdeckt hat, dich retten und befreien will zu seiner Zeit? Der edle Sclave grübelte hin und her — er konnte sich aber keine Glaubwürdigkeit für seine, ach! so süßen Hoffnungen ausgrübeln. Ganz nun mit sich beschäftigt, übersah er diese und jene Kleinigkeit im Dienste, und sein erster Gang war bei der Heimkehr in's Gefängniß, wohin ihn sein strenger Herr, unter Bedrohung größerer Strafen, sandte.

Ach! auch diese blieben nicht aus, und immer härter und drückender wurde des Rittmeisters unselige Lage Dabei schlich eine Woche nach der andern hin. Die nur zu leicht erregte Hoffnung schwand immer mehr, und zu-

letzt schien es dem Verzagenden, als hätte ihn nur ein Traum getäuscht; blickte er aber dann noch einmal auf den schon unzählige Mal gelesenen Zettel, so sagte er sich: derselbe müsse durch den alten Mann, der ihn überbrachte, in unrechte Hände gegeben seyn, und wäre vielleicht für, wer weiß welchen, Glücklichen bestimmt gewesen, während des Boten Ungeschicklichkeit und ein böser Zufall ihn in die unrechten Hände gebracht, und dadurch doppeltes Ungemach bereitet hätte, indem er einen Glücklichen um die schöne Hoffnung brachte, und einem Unglücklichen sein ohnehin schweres Loos nur noch drückender machte.

Einst nach einem Tage voll besonderer Mühe und Anstrengungen, bei Verrichtung der niedrigsten Sclavenarbeiten, hatte der Rittmeister sich früher, als wohl sonst, auf sein Lager geworfen, da trat plötzlich Ali mit seinem Haushofmeister, dem knechtischen Diener seiner Launen und Laster, in sein Gemach und schrie ihn an: „Sieh, fauler Christenhund, müßte ich dich nicht eben jetzt wieder für deine Trägheit züchtigen? Aber du bist für meinen Zorn zu schlecht; ich will dich nicht mehr vor Augen sehen, und habe dich an einen andern Herrn — und boshaft grinselnd setzte er hinzu — an einen solchen verkauft, dessen du in aller Art würdig bist. Brich auf, und folge augenblicklich diesem meinem Diener. Fort von hier, eilig — Christenhund!“

Auf dem Hofe stand ein leichter Wagen bespannt; der Rittmeister mußte ihn mit dem Haushofmeister besteigen, und dahin ging's, von zwei andern Sclaven begleitet, über Stock und Block, die ganze Nacht hindurch. Als der Morgen dämmerte, erreichten die Reisenden eine Schenke in einem dichten Walde, dort warteten zwei Serbier auf sie, nahmen schweigend den Rittmeister von den ihn bisher eben so schweigend begleitenden Personen in

Empfang, und eilten mit ihm, ohne anzuhalten, fort, bis an die Ufer der Donau. Die Unterhaltung war schon um des Umstandeswillen, daß man sich nicht recht zu verständigen wußte, höchst einsylbig, und ward auch von den Serbiern sichtbar vermieden. Tag und Nacht ging, nachdem man die Ueberfahrt über die Donau gemacht hatte, die Reise weiter fort, und erst am dritten Tage erreichte man eine Stadt, in der die Serbier erklärten, rasten zu wollen. Sie hatten den Rittmeister meistens schweigend zwar, aber mit besonderer Ehrerbietung behandelt; gerade so ward ihm auch in dem Hause begegnet, in welchem man abstieg und ihn einführte.

Schon war in unserm Rittmeister der Hoffnung Funke zur hellen Flamme angefacht, als man ihn aus den Händen der zum Hause seines Peinigers gehörigen Personen befreiete, und ihm mit großer Achtung begegnete. Jetzt aber, als er in das ihm angewiesene Zimmer eintrat, und dort alles zu seiner besondern Pflege eingerichtet, ja auch einen Oberrock, Mantel und Hut, wie er ihn, als Husarenoffizier sonst getragen, neu vorfand, jetzt schlug sein Herz in höhern frohern Pulsen, und er gab mit wahrem Entzücken dem Gedanken Raum, er sey vielleicht durch Fürsprache eines mächtigen Gönners, den er freilich nicht aufzufinden und zu bezeichnen wußte, befreit. Die serbischen Diener baten den Rittmeister, den Rock anzuziehen, und entfernten sich.

Da öffnete sich bald darauf die Thür und hereintrat, festlich gekleidet — der alte Jude, dem er einst durch menschenfreundliche Hülfe das Leben gerettet, und dem er Hülfe und Pflege hatte angedeihen lassen. „Gelobt sey der Gott meiner Väter,“ sprach der Greis, „daß ich dir vergelten kann, Herr, was du an mir gethan. Sey gegrüßt in dem Hause deines Knechtes, an dem du Erbarmen geübt.“ — Ein paar Thränen rollten über die ge-

furchten Wangen des ehrwürdigen Israeliten in seinen Silberbart hinab, — kaum aber hatte er den hocherstaunten Mann, den er als seinen Retter bezeichnete, begrüßt, da drangen, laut jubelnd, ältere und jüngere Männer, junge Weiber mit ihren Kindern und blühende Jungfrauen, in das Zimmer, umgaben gerührt und mit großer Herzlichkeit den Rittmeister, und dankten ihm laut für des Großvaters Rettung. Es war die Familie des Greises, die mit froher Ungeduld herbei eilte, den edlen Mann zu sehen, dem sie die Erhaltung ihres Vaters und Großvaters verdankte.

Jetzt bestürmte der Rittmeister den Greis mit Fragen, und er vernahm von demselben, daß er von einem vertrauten Geschäftsträger, den er im russischen Hauptquartiere gehabt, gehört habe, daß sein Retter verwundet in die Gefangenschaft der Türken gerathen sey. Von diesem Tage an wäre seine Ruhe ganz von ihm gewichen, und er habe es sich theuer und heilig angelobt, alles zur Rettung seines Wohlthäters zu versuchen. „Lange spürte ich im türkischen Gebiete, wo ich durch Handelsgeschäfte seit langen Jahren bekannt bin, umher“ — fuhr der alte Hebräer fort — „und konnte Sie nirgends entdecken, noch etwas von Ihnen erfahren. Da sah ich Sie auf dem Roßmarkte in * mit dem reichen Ali aus Adrianopel, und kundschaftete bald von seinen Leuten aus, daß Sie sein Sclave wären, und von ihm hart gehalten würden. Ich mußte sehr vorsichtig seyn, wenn ich Sie retten wollte, denn Ali ist ein gar tückischer böser Mensch. Er hat den Glauben seiner Väter verläugnet, und ist durch Lug und Trug reich und mächtig geworden. Mir blieb nur übrig, Sie noch durch ein paar Worte, meinem alten Diener schriftlich zur Einhändigung an Sie anvertraut, von Ihrer möglichen baldigen Befreiung benachrichtigen

zu lassen, auf daß Sie Muth behielten, Ihr Unglück noch eine Weile zu ertragen.“

„Einige Wochen später — denn eher durfte es, um Ali's Verdacht zu erregen — nicht geschehen, folgte ich Ihnen nach Adrianopel, und leitete dort ein solches Geschäft ein, das mich mit ihm in besondere Berührung brachte. Ich zeigte ihm einen nicht zu verachtenden Gewinn, und ließ dann die Bitte fallen, er möchte mir einen tüchtigen Menschen von seinen Sclaven ablassen, der mich, da ich eines handfesten Mannes bedürfe, nach Konstantinopel und Smyrna begleiten solle. Ali ließ mehrere seiner Sclaven über den Hof gehen; auch Sie waren unter der Zahl. Mir schlug hoch das gerührte Herz. Mit möglichster Ruhe und Gleichgültigkeit wählte ich Sie. — Der ist ein stolzer Bursche, sprach der boshafte Renegat, der erst noch unter strenger Zucht muß mürbe werden. Den muß ich noch erst zähmen, wie ein böses Roß, den lasse ich nicht. Ich aber sprach: den oder keinen, und wurde bedenklich wegen des vorhabenden Geschäftes. Da gab er nach, ließ sich einen guten Preis gefallen, und machte mir zur Hauptbedingung, Sie an einem, aber auch recht strengen Herrn wieder zu verkaufen. Darauf ging ich ein, gab vor, noch erst nach Schumla reisen zu müßen, und bestimmte ihm einen Ort, wohin er Sie sollte bringen und an meine Leute, zwei Serbier, abliefern lassen. Ich zahlte die Summe, schloß mein Geschäft mit ihm ab, reis'te von dannen, und nach drei Tagen mußte er Sie mir nachsenden.“

Der Gott meiner Väter sey gelobt, der mich diesen Tag hat erleben, der mir es hat gelingen lassen, Herr, mein Wohlthäter, Ihnen zu beweisen, wie ich fühle die Größe des Erbarmens, so Sie an mir geübt. Betrachten Sie sich in meinem Hause hier als Herr. Befehlen Sie über mich, die Meinigen, und das Hab und

Gut, mit dem der Gott meiner Väter gesegnet hat meinen Fleiß im Handel und Wandel durch lange Jahre. Ich habe im Hauptquartiere Ihres Heeres schöne Geschäfte gemacht. — Ich bringe Sie selbst, wenn Sie sich werden erholt haben und gestärkt, dahin zurück. Bis dahin aber seyen Sie mir zu tausend Malen willkommen!"

Der dankbare Israelit hielt Wort; er selbst brachte seinen Wohlthäter zu seinem Regiment zurück, bei dem ihm die Liebe und Achtung Aller mit großer Herzlichkeit empfing.

Manuscript von C. U. B.

6.

Die Hand des Herrn ist wunderbar.

Ein kleiner Nothanker für Hoffnungsmüde.

In der brandenburgischen Stadt Neu Ruppin brach am 26. August 1787 Nachmittags zwischen ein und zwei Uhr in einer vor dem Berliner Thore gelegenen Scheuer Feuer aus. Es war Sonntag, und ein großer Theil der Einwohner bereits in der Kirche, als der schreckliche Ruf „Feuer! Feuer!“ den beginnenden Gottesdienst unterbrach, und Jedermann aus der Kirche nach Hause eilte, ängstlich fragend: „wo? wo?“ An dem für diese wohlhabende und betriebsame Stadt so verhängnißvollen Tage tobte ein schrecklicher Sturm, und unglücklicher Weise nahm derselbe gerade von den vierzig Scheunen her seine Richtung über die Stadt hin, so daß — da sie sämmtlich mit den Vorräthen der letzten Aernte angefüllt, und durch die eine unter ihnen, in der das Feuer ausgebrochen, allmählig alle in Brand gerathen waren — das brennende Stroh und Getreide, nach dem Striche des Sturmwindes, über die Stadt hin verbreitet, und diese bald an unzähligen Orten zugleich in Brand gesetzt ward.

Das Unglück der Bewohner, welche sich innerhalb einer halben Stunde aus dem Zustande der Ruhe und sonntäglichen Stille in eine Lage der drohensten Gefahr, und überall von Flammen umringt sahen, die, ihr Habe und Gut gierig verzehrend, kaum noch einen Ausweg zur eiligen Flucht gestatteten, um das Leben für sich und die Ihrigen zu retten, dieses Unglück war fast beispiellos. Zur Mitternachtszeit waren bereits 531 Häuser mit allen Hintergebäuden, drei Kirchen, das Rathhaus und ein und vierzig gefüllt gewesene Scheunen in Schutt und Asche verwandelt. Die von Gefahren, Schrecken und Angst überwältigten Einwohner hatten von ihrem beweglichen Eigenthume wenig, oder gar nichts gerettet, da die Häuser der meisten bereits in lichten Flammen standen, noch ehe die Besitzer es fürchteten, denen sodann nichts weiter übrig blieb, als die Ihrigen um sich zu versammeln, und bemüht zu seyn, noch einen Ausweg aus der mit Feuer und erstickendem Rauch überall erfüllten Stadt zu gewinnen. Was hiebei etwa von diesem und jenen aus seinen Habseligkeiten ergriffen und mitgenommen worden, war wenig, und öfters sogar in der Betäubung das Unbedeutenste und Entbehrlichste gewählt, während die nützlichsten und unentbehrlichsten Sachen in dem brennenden Hause zurückgeblieben waren.

Einige kranke und altersschwache Personen hatten überdieß ihr Leben in den Flammen eingebüßt, und ein herzzerreißender Jammer erhob sich, wenn hie und dort Eltern ihre Kinder, und diese ihre Eltern vermißten, von denen sie bei dem allgemeinen Herausdrängen aus der brennenden Stadt getrennt waren, und nun befürchten mußten, daß sie in den sichtbar überall drohenden Lebensgefahren ihren Untergang gefunden hätten.

Wo aber die größte Gefahr ist, da ist auch gar oft der größte Muth, und im großen Unglück zeigt sich vor-

zugsweise der göttliche Schutz. Manche tröstende Beweise hievon wurden bei dem schweren Unglück bemerkt, das jene Stadt betraf; auch trug die Kaltblütigkeit, Fassung und Besonnenheit, welche selbst Personen eigen war, von denen man es nicht hätte erwarten sollen, vieles bei, um manche drohende Gefahr von Einzelnen abzuwenden. Verdiente Ehre gebührt in dieser Beziehung unter Andern einer armen Dienstmagd, welche bei dem ihre Herrschaft und sie betroffenen Unglücke einen nicht gewöhnlichen Charakter entwickelte.

Maria — ihr Zuname war dem Erzähler dieses entweder nicht genannt oder entfallen, und das ist recht zu bedauern, da der Name einer so wackern Person wohl werth gewesen wäre, bekannt zu werden. — Maria, ein Frauenzimmer von zwanzig und etlichen Jahren, aus einer kleinen Provinzialstadt gebürtig, diente seit einigen Jahren zu Neu Ruppin bei einem Fabrikanten wollener Waaren. Sie hatte sich durch ihre Treue und Rechtschaffenheit das größte Zutrauen ihrer Herrschaft, und bei den unmündigen Kindern derselben durch ihre Milde und Freundlichkeit die anhänglichste Liebe, erworben. Sie sorgte für den Haushalt mit Genauigkeit und Ordnung, schaltete und waltete in Küche und Keller, und die Kinder folgten ihr dabei auf allen Schritten und Tritten, weil sie am liebsten bei der guten Maria waren.

Als an dem verhängnißvollen Tage das Feuer ausgebrochen, auch schon das von Holz in Fachwerk erbaute Haus des Fabrikanten in Brand gerathen war, und alles in Schrecken und Betäubung jammerte, sammelten sich die erschroknen Kinder um die Mutter und Marien, während der Vater besonnen genug war, sein Silber, die besten Kleider, und andere Sachen von Werth in einen großen Kasten zu packen, und mit Hülfe eines im Hause befindlichen Handarbeiters in den massiv überwölbten Kel-

ler hinabzubringen, um es dort vor Zerstörung zu sichern. Zu den Seinigen zurückgekehrt, forderte er sie dringend auf, das schon mit Rauch erfüllte Haus zu verlassen, schickte den Arbeiter voraus, nahm seinen Sohn an die Hand, und ging voran; die Mutter mit der ältesten achtjährigen, und Maria mit der jüngsten fünfjährigen Tochter auf dem Arme folgten. Vor der Thüre auf der Straße war großes Gedränge der Flüchtenden. Man mußte einige Augenblicke warten. Da erinnerte sich die Mutter, daß noch ein in Eile zusammengeknüpfter Bündel der besten Kleider in der Stube liegen geblieben sey, und äußerte gegen Maria den Wunsch, diesen Bündel noch eilig in den Keller zu bringen. Maria kehrte sogleich in die Stube zurück, und that, wie ihr gesagt ward. Das fünfjährige Kind klammerte sich weinend fest um Mariens Nacken, und so stieg diese, das Kind, welches nicht von ihr, und das sie nicht allein lassen wollte, auf dem Arme, in den Keller hinab, und tappte — da sie dort genau Bescheid wußte — bis zur hintersten Wand desselben im Dunkeln fort, ihren Bündel dort niederlegend.

Da erfolgte plötzlich ein donnernder Fall und Schlag gegen die halbgeöffnete Kellerthür; krachend stürzte diese nach innen, und ihr nach mehrere brennende Balken, welche sich schrecklich vor dem einzigen Ausgange lagerten, der aus dem Keller in das Haus hinauf führte.

Erschrocken war Maria bei dem ersten Prasseln des Gebälkes zusammen gefahren, und mit Entsetzen nahm sie jetzt wahr, daß der Keller durch dasselbe, bei wahrscheinlichem Einsturze einer Giebelwand des eigenen, oder des nachbarlichen Hauses, verschüttet, ihr aber jede mögliche Rückkehr zu ihrer Herrschaft, und jeder Ausweg aus der dunkeln Tiefe, in welcher sie sich jetzt befand, versperrt war. Ein lautes Aufjammern des Kindes, das sie auf ihren Armen hielt erinnerte sie furchtbar daran, daß noch

ein ihr anvertrautes Leben, außer dem ihrigen, in einer Gefahr war, aus der kein Entrinnen möglich schien, und erfüllte ihr Inneres, bei den Gedanken an die verzweiflungsvollen Eltern, mit innern Schmerzen, der ihre Gemüthskraft überwältigte. Ihre Sinne schwanden, sie sank mit dem Kinde auf den feuchten Sand des Bodens bewußtlos nieder.

Doch, Gott wacht über diejenigen, die auf Ihn vertrauen, und nach Seinen Geboten wandeln. Als Maria (so hatte sie späterhin erzählt) wieder zu sich selbst kam, erleuchteten die Flammen des brennenden Gebälkes den Vordergrund des tief unter dem Hause hinführenden Kellers. Die kleine Henriette (so hieß das Kind) hatte sich vor ihr niedergekniet, und mit ihren Händchen ihr die Wangen gestreichelt. „Ach! Marie!“ rief das Kind, da es diese sich wieder bewegen sah, „schlaf nun nicht mehr! Mir ist so Angst, und hier wird es so heiß.“ — Mariens Schmerz gewann Thränen. Schluchzend raffte sie sich auf, preßte das Kind an ihr Herz, und gelobte Gott in ihrer höchsten Noth, das Kind so lange zu schirmen, als sie selbst noch einen Athemzug in ihrer Brust habe.

Als das herabgestürzte Gebälk allmählig ausbrannte, und dadurch die tiefe Höhle des Kellers wieder in das gewöhnliche Dunkel eingehüllt ward, schien es Marien nothwendig, zuerst dafür zu sorgen, daß sie ihren gegenwärtigen Aufenthalt erhellen könnte. Im Keller umhertappend, fand sie ein kleines zerfallenes Fäßchen, ergriff einige Stücke desselben, nahte sich der Kohlengluth des zusammengebrannten Gebälkes, und versuchte am letztern dieselben anzuzünden. Die Hitze war schrecklich, endlich aber gelang es doch, die Holzstückchen den halbverkohlten Balken so nahe zu bringen, daß sie hell aufloderten. Sorgfältig leuchtete nun Maria umher, und trug den

gefundenen kleinen Vorrath von Holz zusammen, um die Flamme zu unterhalten. Dieser würde jedoch kaum einige Stunden hingereicht haben, den Keller zu erleuchten; Maria nahm nun einen Scherben, füllte ihn mit Speck, das im Keller hing, zerriß eines ihrer Halstücher, suchte daraus einen Docht zu bereiten, und es gelang ihr, sich eine Art von Lampe zuzurichten, bei deren Scheine die Gegenstände im Keller zu erkennen waren.

Maria musterte dieselben, und siehe! es lagen drei große Brode und ein Fäßchen mit Bier im Keller, Speck und eine Menge roher, für sie nicht genießbarer Materialien. Gottlob! für Befriedigung der quälendsten Bedürfnisse des Hungers und Durstes war also doch auf einige Zeit in der furchtbaren Oede dieses martervollen Aufenthaltes gesorgt. Maria dankte Gott, die kleine Henriette innig umfassend, laut dafür, flehete Ihn um Rettung an, mußte aber fortan diese lebhaften Ergüsse ihrer Empfindungen unterdrücken, denn das Kind, davon ergriffen, fing dabei laut zu jammern an, und verlangte nach den Eltern. Maria suchte es möglichst zu besänftigen, bereitete ihm von den Kleidungsstücken, die in den Keller hinab gebracht waren, eine Lagerstätte, so gut es ging, und brachte das Kind endlich in den Schlaf. Als es sanft schlummerte, von allen Gefahren des Todes umringt, in der dumpfen immer heißer werdenden Kellerhöhle, da warf Maria sich wiederum vor Gott auf die Kniee, und flehte den Allgegenwärtigen um Hülfe und Rettung an. Sie weinte in tiefster Wehmuth still vor sich hin, nur dann und wann vom Krachen stürzender Gemäuer über ihr und um sie her aufgeschreckt. Endlich hatten Angst und Seelenleiden ihre Kräfte erschöpft; auch sie war entschlummert, und als sie wieder erwachte — ach! da war ihre Lampe erloschen, und Dunkel umgab sie,

in der mit Dampf und Qualm und Hitze schrecklich erfüllten Kluft.

Mariens Lage war fürchterlich. Des Kindes Klage wurde immer lauter; es fing in der kaum mehr einzuathmenden Luft zu leiden an. Ihr eigenes Wehe vergaß die Unglückliche, aber des Kindes Lage und Schmerz durchschnitt ihr das Herz mit den bittersten Gefühlen. Nur indem sie mit demselben auf dem feuchten Boden lag, das Gesicht möglichst zur Erde niedergekehrt, hatte sie einige Erleichterung; und nur ihrem inniglichen liebreichen Zureden gelang es endlich, das Kind zu beruhigen, welches die sichtbare Gefahr, in der sie beide schwebten, wenn auch nicht begriff, doch zu ahnen schien. Das ganze Kellergewölbe glühte von der auf demselben ruhenden durch den schrecklichen Brand erhitzten Steinmasse des eingestürzten Hauses. Man vernahm deutlich das Knistern der Flammen an den noch brennenden, zwischen dem Schutthaufen liegenden Balken, und vernichtend war der Gedanke: daß das Gewölbe, von welchem selbst hie und da schon Kalk und Steinchen abbröckelten und niederfielen, der darauf ruhenden Last der Stein- und Schutthaufen weichen, und plötzlich einstürzen würde.

Wie langsam in dieser Schreckenslage die Stunden schwanden, und wie Maria, von doppelter Angst für des Kindes und ihr eigenes Leben gefoltert, alle nur mögliche Kraft ihrer Seele aufbieten mußte, um fähig zu bleiben, die kleinen Bedürfniße des Kindes möglichst zu befriedigen und dessen Klagen zu stillen, — das wird jeder gefühlvolle Leser selbst ausmalen können.

So mochten denn etwa vierzig Stunden in diesem leidenvollen Zustande zugebracht seyn, da schlich Maria als die kleine Henriette eben nach langem Weinen auf

ihrem feuchten Lager eingeschlafen war, durch das Dunkel dem Eingange des Kellers zu, weil es ihr fast schien, als ob in der Nähe desselben die heiße, dumpfe Kellersluft etwas kühler sey, und siehe — man denke ihren freudigen Schrecken! — sie erblickte einen Lichtstrahl, der ihr von oben herab durch das Gestein entgegenleuchtete. Noch war indeß das letztere zu erhitzt, als daß es ihr möglich gewesen wäre, einen Fuß darauf zu setzen, um etwa ein wenig empor zu klimmen. Ach, Maria war aber doch schon getröstet; denn sie konnte, bei einigem Hervorbiegen des Körpers, bereits durch die kleine Oeffnung den Himmel erblicken, in welchem der hülfreiche, barmherzige Gott thront, vor dem sie jetzt abermals auf ihre Kniee sank, und um Rettung flehte. Sobald die kleine Henriette erwacht war, führte sie das Kind sanft zum Eingange hin, ließ es zum Himmel aufblicken, sagte ihm, daß es die Händchen zu Gott heben, und den Vater dort oben bitten sollte, daß Er die Oeffnung zu ihrer Rettung möge dienen lassen, damit sie bald ihren irdischen Eltern wieder gegeben würden. Das Kind that in Einfalt, wie ihm gesagt wurde und betete wehmüthig sein: „Hilf, lieber Vater im Himmel!“

Ob aber Henriettens Eltern noch lebten, ob sie dem Einsturze des Hauses entgangen, ob sie wohlbehalten der brennenden Stadt entkommen wären, oder ob ihre verbrannten Leichname vielleicht unter dem glühenden Schutt des Hauses vergraben lägen, während ihr Kind hier nach Rettung seufzte — das war eine andere beugende Ungewißheit, welche Mariens angstbewegtes Herz mit bitterster Unruhe erfüllte.

Durch die bei der Entdeckung der Oeffnung im Schutt vor dem Eingange des Kellers entstandene kleine Hoffnung eines möglichen Entrinnens aus dem offenen Grabe,

in welchem Maria sich jetzt befand, erhöhete sich übrigens auch ihre sehnsuchtsvolle Unruhe und das Verlangen, aus demselben baldigst errettet zu werden. Die Augenblicke wurden ihr jetzt zu Stunden, die Stunden von nun an zu Ewigkeiten. Auch das Kind ward unruhiger, als bisher, und wollte durchaus hinaus in's Freie. Dazu kam, daß dasselbe von der ungewohnten Nahrung, von der feuchten heißen Luft im Keller und als Folge von Schrecken und Angst, zu erkranken anfing, und die nächste Nacht in fieberhafte Hitze und unter lautem Phantasiren zubrachte. Neue Sorge, neues Leid für Mariens Herz! Die zitternde Henriette auf ihrem Schooße, in ihren Armen, saß die Unglückliche die lange — lange Nacht über auf dem feuchten Boden, so nahe, als möglich, dem Eingange zugewendet, um dort eine etwas weniger drückende Luft für ihre Kranke zu finden.

Stundenlang hielt Maria den ermatteten Blick auf die Stelle hingewandt, welche zuerst von dem eindringenden Lichtstrahl erleuchtet werden mußte; und als sie endlich dort wahrnahm, daß der Tag angebrochen sey, hüllte sie das leidende Kind wärmer ein, legte es möglichst bequem nieder, und versuchte nun, ob sie etwas weiter durch das Gestein am Eingange des Kellers vordringen könne. Aber ach — schreckliche Entdeckung! — das war ganz vergebens. Zu große Steinmassen lagerten um die halbverbrannte Thür des Kellers her, so wie auf der steinernen Treppe, und über ihnen lag der rauchende Schutt hoch aufgethürmt. Gestein und Gemäuer glühete noch, wie gestern; noch konnte man keinen Fuß darauf setzen, keine Hand daran legen, und die Steinmassen eingestürzter Wände waren überhaupt viel zu groß, als daß Mariens schwache Hand sie hätte fortbewegen, und sich durch sie hin hätte Bahn machen können.

Fast trostlos und unter der Last ihres Jammers erliegend, kehrte sie zu der kleinen Henriette zurück. Das Kind war eingeschlafen. Maria legte sich neben sie hin, die verweinten Augen flossen noch einmal von Thränen der bittersten Noth über. Sie empfahl Gott ihre Seele, — Mattigkeit und Erschöpfung schloßen auch ihr die Augen; sie entschlief. Von der kleinen Henriette geweckt, erwachte sie nach einigen Stunden, hoch überrascht vom hellen Sonnenlichte, das durch den Eingang in den Keller eindrang. Schnell raffte Maria sich auf, trat näher und sah mit freudigstem Erstaunen, daß das oben vor der Kellertreppe liegende Gestein eine ganz andere Lage erhalten, und, wie es schien, seitwärts nach außen hin mehr zusammengesunken oder abwärts gerollt war. Zwar konnte sie auch durch die erweiterte Oeffnung noch immer nicht durchzukommen hoffen, aber es stellte sich ihr doch eine Möglichkeit dazu dar, falls das obere Gestein noch etwas weiter zurück wiche, und sich überhaupt aller Schutt mehr abgekühlt haben würde, um einen Versuch zur Selbstrettung aus der finstern Kluft ihrer Noth und Angst zu wagen.

Still in sich versunken, den Blick nach oben zum blauen hellen Himmel und zur Sonne gewandt, saß Maria, ihre, ach! ihre doppelt theuer gewordene Pflegetochter auf dem Schooße, dicht am Eingange, und suchte des Kindes Leiden durch freundlichen Zuspruch zu lindern, da erscholl droben über ihr ein ferner Ruf, wie von Menschenstimmen. Es zuckte Marien durch alle Nerven. Sie stand auf, strengte alle ihre Kräfte an, um einige Stuffen der Kellertreppe empor zu klimmen, und rief mit möglichst lauter Stimme um Hülfe. Es erfolgte keine Antwort; sie wiederholte ihren Hülferuf, aber vergebens. Zwar beugte das Fehlschlagen ihrer Hoffnung, von annahenden Menschen vernommen zu werden, sie tief;

dennoch aber war ihr der Gedanke ein großer Trost: daß wiederum Menschen näher kommen, und endlich vielleicht ihre Stimme vernehmen würden.

Nach einiger Zeit wurden — wie es Marien schien — abermals Stimmen laut; sie kletterte auf's neue den verschütteten Gang möglichst empor, rief, was sie konnte, mußte aber bald wieder in die Tiefe des Kellers zurück, denn sie war in Gefahr sich Füße, Knie und Hände zu verbrennen auf dem noch glühenden Gesteine. Noch rauchten oben die Ruinen, noch war auf diesem Wege kein Entrinnen.

Da kamen wiederum Stimmen von Männern näher und immer näher, und endlich ganz nahe. Maria jauchzte vor Entzücken auf, dachte nicht an ihre halb versengten Kleider, an ihre blutig verletzten Hände und Füsse, klimmte so hoch als möglich empor, und rief laut und kräftig um Hülfe. Als ihr jetzt aber geantwortet ward, wäre sie vor Freude und Entzücken beinahe rücklings hinuntergestürzt. Man rief von außen ihr zu: sich noch deutlicher hören zu lassen, um auf der Stelle der dampfenden Ruinen genauer zu erkennen, wo sie sey." Sie that es — nannte ihren Namen und den ihrer Herrschaft, und bat, deren Kind und sie zu retten. Jetzt wurde ein seltsames Gemisch sich mehrender Stimmen laut. Maria erkannte die Stimme ihres Brodherrn, des Fabrikanten. Man rief durcheinander nach diesem, nach jenem Rettungsmittel; man bat sie ruhig zu seyn, die Hülfe sey nahe.

Die Vatergefühle gaben dem Fabrikanten Muth und Kräfte. Mit einigen herbeigebrachten Brettern, Hacken und Stangen näherten er und einige Männer sich glücklich dem Eingange zum Keller, räumten ein hinterliches Stück nach dem andern weg, und gelangten endlich so weit, der in Freudenthränen schwimmenden Maria und der kleinen Henriette auf ihrem Arme die retten-

de Hand darbieten, und beide lebend aus der Tiefe der Todesgefahr und langen schrecklichen Noth zu sich emporziehen, sie über die noch dampfenden Schutthaufen hinweg, auf die fast verschütteten Straßen bringen, und so aus der verwüsteten Stadt hinwegführen zu können.

Der Fabrikant mit seiner Familie war glücklich der Gefahr entkommen. Henriettens Tod und Mariens Verlust hatte der Mutter, die beides als unbezweifelt annahm, namenlose Leiden bereitet. Eben an dem heutigen Tage hatte der Vater, seines Kindes und des treuen Dienstboten Leichname auf der Brandstätte seines Hauses aufsuchen wollen, diese aber bei der allgemeinen schrecklichen Verheerung der Stadt durch eine der furchtbarsten Feuersbrünste, welche je einen Ort betroffen, nicht sobald auffinden können. Ihn hatte sein Bruder begleitet, und dieser zuerst die richtige Stelle, wo das Haus gestanden, erkannt, und bei Annäherung an dieselbe den anfänglich dumpfen, dann aber vernehmlichen Hülferuf Mariens vernommen, worauf dann dieselbe endlich deutlich verstanden und erkannt, und zu ihrer Rettung eiligst alles angewendet worden war, bis sie gelang. Drei schreckliche Nächte und vier Tage hatten Maria und Henriette in augenscheinlicher Todesgefahr geschwebt.

Es gibt Gefühle, für welche keine Worte, und Scenen im Menschenleben, für welche keine Schilderungen passend und möglich sind. Eine solche Scene fand statt, und solche Gefühle regten sich in aller Anwesenden Brust, als Maria, die im Tode geprüfte, treu bewährt gefundene Maria, die durch Gottes Erbarmung erhaltene und gerettete Tochter Henriette der — Gott laut preisenden — Mutter wieder in den Arm legte.

E. U. B.

7.

Kaiser Friedrich's, des Rothbarts, Zug nach dem heiligen Lande.*)

1.

Als Jerusalem am zweiten Oktober 1187 in die Hände Saladin's gefallen war, kam Jammer und tiefe Betrübniß über das ganze Abendland. Auf die unablässigen Mahnungen der Päpste, auf die dringenden Bitten des Erzbischofes von Tyrus, welcher die Noth und das Elend der heiligen Stadt selber gesehen, beschlossen die Beherrscher der europäischen drei Hauptreiche, die Könige von Frankreich und England und der deutsche Kaiser, ihre Völker gegen die Saracenen zu führen und diesen Jerusalem wieder zu entreißen. Vor Allen zeigte Friedrich, der römische Kaiser, wegen seiner röthlichen Haare der Rothbart genannt, den größten Eifer für diesen Zug. Zu Mainz, wo er die Großen und Edeln seines Reiches versammelte (1188,) prüfte er ihre Herzen und rieth zum

*) Man verwechsle diese Mittheilung nicht mit der im eilften Bändchen der J. B. sub. Ziffer 1 gegebenen Erzählung.

Aufschube der Kreuzfahrt. Aber einmüthig riefen Alle: „Man müsse ohne Zaudern das Kreuz ergreifen, um der Welt zu zeigen, daß die Deutschen, von ihrem Kaiser angeführt, weder an Muth noch an Eifer den Franzosen und Engländern weichen.“

Solcher Gesinnung, die so ganz mit seiner eigenen Sehnsucht übereinstimmte, erfreute sich der Kaiser von ganzen Herzen. Sogleich stand er von dem Throne auf und empfing aus der Hand des frommen Bischofes von Würzburg Gottfried von Bisemberg, das Kreuz; dasselbe that sein gottesfürchtiger Sohn Friederich von Schwaben, der sogleich nach dem Verluste Jerusalems das Kreuz genommen. Die meisten der Versammlung folgten einem so edlen Beispiele, so der Herzog Leopold von Oesterreich, Berthold von Meran und Ottokar von Steyermark, der Pfalzgraf Ludwig von Thüringen, der Markgraf Herrmann von Baden, der Erzbischof von Trier, die Bischöfe von Münster, Meißen, Lüttich, Würzburg, Passau, Osnabrück, Verden, Basel und Straßburg, viele Grafen und Edle und des Volkes eine unzählbare Menge. — Als man den Kaiser bat, seines Alters eingedenk zu seyn und seine Söhne statt seiner an die Spitze des Heeres zu stellen, sprach er unwillig: „Ich habe trotz meiner sieben und sechzig Jahre noch Kraft genug, die Christenheit zu führen, wie es mein Beruf erheischt.“ — Darauf gebot er den Deutschen, bis Georgi des künftigen Jahres um Regensburg sich zu sammeln; jeder müsse guten Leumundes seyn und wenigstens drei Mark Silbers zur Bestreitung der Reiseköſten mitbringen. Zu gleicher Zeit schickte er Gesandte nach Ungarn, an den König Bela, an den griechischen Kaiser Isaak, und an den Sultan von Iconium und ließ um Bündniß und freyen Durchzug unterhandeln. Ein dritter Gesandter eilte zu Saladin, kündigte ihm den Frieden auf und

drohte mit der Ankunft des Kaisers und der unbezwinglichen deutschen Ritterschaft, wenn der Sultan nicht binnen Jahresfrist das geraubte Land den Christen zurückgebe. — Saladin erschrack; er fürchtete den Kaiser und die Deutschen mehr, als die Engländer und Franzosen; seine Vorschläge aber wurden von Friedrich verworfen. Der Kaiser der Griechen, Isaak, erwiederte die Gesandtschaft Friederichs; zu Nürnberg erschien sein Botschafter, Johannes Dukas, und schloß mit Friederich einen Vertrag, gemäß welchem Isaak den deutschen Pilgern freien Durchzug und die nöthigen Lebensmittel verhieß, sich aber Sicherheit seines Thrones und Schonung seiner Unterthanen ausbedung. Der Bischof von Münster, der Graf Robert von Nassau, Heinrich von Dirch und Marquard, der Kämmerer, begaben sich mit Johannes Dukas nach Konstantinopel, um das weitere zu verhandeln. —

Zu Ostern, beim Beginnen des Aprils 1189 begab sich der Kaiser Friederich nach Regensburg. Dort sammelten sich die Pilger, der Kern des deutschen Volkes; es war das schönste Heer, welches Deutschland bis dahin aufgestellt hatte; es zählte 150,000 Mann, war auf das Beste gerüstet, einträchtig, kriegsgeübt, begeistert, mit dem Nöthigen und selbst mit Geld hinreichend versehen. Angeführt von seinem Kaiser, dessen Heldenthaten damals den Erdkreis erfüllten, hielt sich dieß Heer unter der Fahne des Kreuzes und der heil Jungfrau für unüberwindlich; siebenzehn Bischöfe begleiteten die Pilger.

Rasch zog Friederich gegen Wien; dort empfing ihn Herzog Leopold von Oesterreich mit großen Ehren und bewirthete reichlich die Pilger. Von hier aus eilten der Kaiser und die Pilger nach Preßburg und feierten dort das Pfingstfest mit Gebet, mit Fasten und ritterlichen Spielen. Strenge Mannszucht ließ der Kaiser hal-

ten, und fünfhundert der Kreuzbrüder auf einmal wegen Dieberei und Unzucht aus dem Heere ausschließen; und neue schärfere Gesetze zeigten den tiefen Ernst des kaiserlichen Helden, Frieden und christliche Zucht im Lager zu handhaben.

Den vierten Juni erreichten sie die Grenze Ungarns und fanden durch Königs Belas Fürsorge überall Lebensmittel und gute Lagerplätze. Zu Gran begrüßte Bela selbst mit seiner Gemahlin den Kaiser und erwies ihm die größte Ehre. Für den Hofstaat des Kaisers waren zwei Häuser mit Mehl gefüllt; Friederich überließ Alles den armen Pilgern, die mit solcher Gierde darüber herfielen, daß drei Männer in Mehl verschüttet und erstickt wurden. Zu Gran verlobte sich des Kaisers Sohn, Friederich von Schwaben, mit der Tochter des Königs von Ungarn; Feste folgten auf Feste; die Pilger wurden reichlich bewirthet und beschenkt;

Nach achttägiger Rast brach Friederich mit seinen Schaaren nach Bulgarien auf; König Bela begleitete ihn bis Belgrad; dort nahm er von dem Kaiser Abschied und überließ ihm viele mit Ochsen bespannte Mehlwagen zum Geschenke; dafür gab ihm dieser alle Schiffe, die ihm von Regensbnrg her gefolgt waren.

In vier Schaaren, voran die Ungarn und Böhmen, als der Sprache und der Sitten des Landes am meisten kundig, zogen die Kreuzbrüder, vorsichtig und stets gerüstet durch Bulgarien. Solche Vorsicht that Noth. Die Tücke und Falschheit der Griechen und Bulgaren legte ihnen auf allen Seiten Schlingen und Hinterhalte; Räubereyen, Ueberfälle, Mordthaten beunruhigten die Kreuzbrüder jeden Schritt. Zur Strafe ließ der Kaiser die verrätherische Stadt Branditza in Asche legen. Der griechische Kaiser Isaak betheuerte bei jeder Gelegenheit den Kreuzbrüdern seine uneigennützige aufrichtige Freund=

schaft, aber nie unterließ er es, ihnen zu schaden, wo er nur immer konnte. —

Freundlicher nahm sie der Fürst von Nyssa auf; über steile Berge und tiefe Abgründe, im steten Kampfe mit den feindseligen, aufgereizten Bewohnern, erreichten sie Stralitzium; die Stadt war von ihren Bürgern verlassen. Der Widerstand der Einwohner, der Hunger und die Falschheit erbitterte die Kreuzbrüder, sie plünderten und raubten; doch Friedrich hielt ein strenges Gerücht über die Plünderer und der Bischof von Würzburg predigte gegen sie und drohte mit dem Fluche Gottes und dem ewigen Tode. —

Auf die Nachricht, daß nicht bloß die Bulgaren, sondern auch ein zahlreiches Heer Griechen ihnen den Paß des hl. Basilius streitig machen wollte, führte Friedrich seine Schaaren gegen den Engpaß; nach schwachem Widerstande flohen die Griechen. Hier kam ein Mann aus Pisa, Namens Jakob, zu Friederich und brachte ihm ein Schreiben des Kaisers von Byzanz, worin dieser auf das deutlichste seine treulosen Gesinnungen an den Tag legte. Unverholen gestand Isaak, daß er die Gesandten Friedrich's festgenommen hätte; mit Anmaßung verweigerte er ihm den Kaisertitel und beschuldigte ihn feindseliger Absichten, welche sogar die Eroberung seiner Hauptstadt und seine Entthronung bezweckten; endlich forderte er, Friedrich solle ihm die Hälfte seiner Eroberungen abtreten.

Solche Beschuldigungen und Forderungen empörten den Kaiser und die Pilger; sie beschlossen, mit Gewalt sich den Weg nach Constantinopel zu bahnen und die Schmach zu rächen. Unter steten Gefechten mit den Griechen, zu denen auch Hülfstruppen von Saladins Heere gestoßen waren, drangen sie bis Berrhöna vor, in dessen Nähe sie den Feldherrn des Kaisers, Manuel, gänzlich

schlugen. Der Mangel an Lebensmitteln zwang die Kreuzbrüder zur Plünderung; sie fanden aber in diesem fruchtbaren Landstriche bald einen Ueberfluß. Ein Ochse galt nur fünf Pfenninge, ein Widder zwei; auch war des Silbers, goldgewirkter Stoffe und anderer Kostbarkeiten, welche die Pilger erbeutet hatten, kein Maaß. Alles war daher im deutschen Lager fröhlich und wohlgemuth.

Friedrich hatte keine Freude an dem Plündern, das zu gestatten, ihn die Noth gebot; mit kräftiger Hand hielt er die Ordnung aufrecht; einige freche Jünglinge, welche den Markt der Armenier, der Freunde der Kreuzbrüder, beraubten, ließ er enthaupten, andere mit Ruthen streichen, den geplünderten Klöstern das geraubte Gut wieder zurückstellen. Durch solch gerechtes und kluges Verfahren gewann er das Zutrauen der Bewohner.

Nochmals versuchte Friedrich, den Kaiser Isaak von seinen friedlichen Gesinnungen zu überzeugen; allein seine Anträge, obgleich von Manuel, dem Feldherrn der Griechen, dringend empfohlen, fanden bei Isaak kein Gehör. Aufgereizt von Dositheus, einem schwärmerischen, vielleicht betrügerischen Mönche, den er auf den Patriarchenstuhl von Constantinopel erhoben, glaubte Isaak fortwährend, Friedrich wolle unter dem Scheine des Kreuzzuges sein Heer nach der Hauptstadt führen und ihn entthronen. Er glaubte diesem Dositheus, welchem, nach seiner Behauptung, die geheimsten Pläne Friedrichs durch ein Traumgesicht enthüllt worden wären, um so mehr, als dieser ihm früher schon seine Erhebung auf den Kaiserthron vorher verkündigt hatte. Ja so zuversichtlich behauptete Dositheus die Wahrheit seines Traumes, daß er selbst das Thor bezeichnete, durch welches der deutsche Kaiser seinen Einzug halten würde. Isaak ließ nun sogleich dieß Thor vermauern und übte sich im Gebrauch von Pfeil und Bogen, um von der Mauer herab,

den Kaiser Friedrich damit zu tödten. Selbst die Griechen spotteten seiner Thorheit. —

Isaaks Antwort auf Kaisers Friedrich so gutgemeinte Vorschläge zeigten die alte Hoffahrt und Geringschätzung; er weigerte sich die Gesandten zu entlassen, ja selbst ihm den gebührenden Titel eines römischen Kaisers, zu ertheilen. Da schlug der erzürnte deutsche Held die Griechen auf das Neue und drang bis Philipopolis vor, welches auf Isaak's Befehl von den Einwohnern verlassen wurde. Die drohenden Fortschritte des Kaisers, die Leiden seiner Unterthanen und Manuels dringende Vorstellungen änderten endlich den Sinn des alten Isaaks. Er entließ die deutschen Gesandten und ließ sie durch den Großkanzler Johannes Ducas und seinen Kämmerer Andronikus Cantacuzenos in das Lager geleiten. Diese bevollmächtigte er, die frühern Verträge mit dem Kaiser Friedrich wieder aufzurichten; allein auch in den Briefen, welche Isaak seinen Botschaftern mitgab, enthielt er sich nicht des beleidigenden Stolzes und eitler Drohungen.

Mit beklommenen Herzen näherten sich die griechischen Gesandten dem deutschen Lager. Desto fröhlicher waren die befreiten Deutschen, der Bischof von Münster, der Graf von Nassau und die Uebrigen. Am Tage der Apostel Simon und Juda erreichten sie die Vorposten der Pilger; mehr denn dreitausend Ritter, in glänzendem Waffenschmuck mit erlesenen Rossen, ritten ihnen entgegen und begrüßten sie, freudig ihre Lanzen schwingend und mit Schwertern klirrend. Da erschracken die Griechen und wurden erst ruhig, als man ihnen bedeutete, dieß geschehe auch ihnen zur Ehre, so wäre es deutsche Sitte. Jubelnd und triumphirend wurden die Gesandten in das Lager eingeführt; noch größer war die Freude zu Philippopolis. Das Volk jauchzte laut auf, während die griechischen

Gesandten kleinmüthig in die Herberge schlichen. Kaiser Friedrich gieng dem frommen Bischofe und dem ritterlichen Grafen entgegen und umarmte sie, Freudenthränen vergießend, und sprach zu ihnen die Worte der heiligen Schrift: „Ich danke Gott, weil meine Söhne gestorben waren und nunmehr wieder leben, und verloren waren und wieder gefunden sind.“

Nun erzählte der Bischof Hermann von Münster seine und der Gefährten Leiden und Drangsale, die sie zu Constantinopel erlitten. Da weinten gar viele der Anwesenden vor Rührung; und ihr Grimm gegen die meineidigen Griechen stieg auf das höchste, als der Bischof berichtigte, wie Isaak sich selbst mit Saladin gegen die Pilger verbündete, der Patriarch von Constantinopel in einer Predigt zur Vertilgung der Kreuzbrüder aufgefordert und dafür Vergebung der Sünden verheißen hätte, so wie auch, daß die Griechen Anstalten treffen wollten, die Pilger bei der Ueberfahrt zu überfallen. —

Den Griechen aber wurde vergolten. Des andern Tages empfing der Kaiser Isaak's Gesandte; mit spöttischer Höflichkeit erlaubte ihnen Friedrich, in seiner Gegenwart sich zu setzen; ja, er dehnte diese Erlaubniß selbst auf die Niedrigsten ihres Gefolges, auf die Stallknechte, Köche und Bäcker aus. Verwundert betheuerten die Gesandten, es sey Ehre genug, wenn sie sitzen dürften, und keineswegs gezieme es sich, daß, Leute von so niederm Range, wie ihre Bedienten wären, in der Gegenwart eines so großen Herrschers sich setzten. Umsonst waren diese Betheuerungen, vergebens das Weigern der Bedienten; sie mußten neben ihren Herrn Platz nehmen, zum großen Verdruße derselben, die sich nun von dem Kaiser auf gleiche Stufe mit ihren Knechten gesetzt sahen. So strafte der Kaiser den unanständigen Uebermuth des Isaak;

denn dieser hatte die deutschen Gesandten bei der Audienz gezwungen, ihre Aufträge stehend auszurichten.

Mit baugem Herzen überreichten jetzt die griechischen Botschafter den Brief ihres Herrn. Der Kaiser Friedrich verwies ihnen mit scharfen Vorwürfen die Wortbrüchigkeit ihres Herrn und die unanständige Weise, in welcher er an ihn schreibe, und erhob dann seine kräftige Stimme mit diesen Worten: „Weiß euer Herr nicht, wer ich bin und wie ich heiße? Ich bin Friedrich, der Römer Kaiser und allzeit Mehrer des Reiches. Dafür hat mich sein Vorfahrer im Reiche, frommen Gedächtnisses, Emanuel, selbst zu der Zeit, wo wir Feinde waren, stets erkannt, auch niemals meine Würde gekränkt. Ich besitze das Reich, welches seit dem großen Carl, fast seit vierhundert Jahren, meine Vorfahrer behauptet haben, ohne Jemandes Widerspruch bereits acht und dreißig Jahre und habe in der Stadt Rom, der Hauptstadt der Welt, von dem apostolischen Vater Hadrian, dem Nachfolger des heiligen Petrus, die kaiserliche Krone und die gebräuchliche Salbung empfangen. Dagegen ist bekannt und in den Geschichtsbüchern der Römer wohl verzeichnet, wie durch einen von den byzantinischen Kaisers Vorfahrern aus Feigheit und Faulheit der Thron des römischen Kaiserthums preisgegeben und entwürdigt und dadurch von Constantinopel nach Rom zurückversetzt worden ist, und deßhalb sollte billigerweise Euer Herr nicht einen Kaiser der Römer, sondern einen Kaiser der Romaner sich nennen."

Als durch diese Rede die byzantinischen Botschafter in heftige Furcht versetzt wurden, fuhr der Kaiser milder fort, er wolle nicht Rache nehmen wegen der Treulosigkeit ihres Herrn; deßhalb sollten sie keine Furcht hegen in Hinsicht auf die Sicherheit ihrer Personen; aber er verlange von Isaak schleunige Zurückgabe des Eigenthums

seiner Gesandten, das er gegen alles Völkerrecht zurückbehalte."

Die Unterhandlungen hatten keinen Erfolg. Die Byzantiner erklärten, sie hätten keine Vollmacht, solche Forderungen zu bewilligen und zogen ab. Die Furcht der Griechen aber, ihre Ungeschicklichkeit, die Würde ihres Reiches zu behaupten, steigerten die Verachtung, welche die Deutschen gegen sie gefaßt. — So mußte das Schwert entscheiden; denn Isaak that auf das neue kund, den in Nürnberg beschwornen Vertrag nicht zu halten und den Kreuzfahrern den friedlichen Durchzug durch sein Reich nicht zu gestatten.

Kaiser Friedrich beschloß, den nahenden Winter sich ruhig zu verhalten und seine Schaaren, der leichtern Verpflegung halber, in drei Lager zu verlegen. Da gereute die Ungarn ihres Gelübdes; sie hatten auf eine so lange und beschwerliche Fahrt nicht gerechnet; der Kaiser ließ sie ungehindert ziehen; nur wenige blieben.

Aber auch Kaiser Friedrich brach auf; in einem feindseligen Lande, wo die Lebensmittel für Menschen und Vieh zu mangeln begonnen, schien es gefährlich zu überwintern. Von Philippopolis aus, zu dessen Schutze er seinen Sohn Friedrich zurückließ, zog er gegen Adrianopel; schrecklich mußte das Land für die Falschheit und Hartnäckigkeit seines Herrschers büßen; die Griechen wagten keinen Widerstand; auch Adrianopel fanden die Pilger verlassen. Hier traf der Kaiser ein Schreiben der Königin von Jerusalem, worin sie ihm den unzweifelhaften Abschluß eines Bündnisses zwischen Saladin und Isaak meldete und ihn dringend vor der Heimtücke der Griechen warnte; so weit sollte diese gegangen seyn, daß selbst Mehl, Brunnen und Weine zum Morde der Pilger vergiftet wurden.

So begann der Krieg mit größerer Heftigkeit als

zuvor; Demotica, eine feste Stadt, wurde von Friedrich von Schwaben, welcher seinem Vater nachgezogen, erstürmt, die Besatzung niedergemacht. Die Griechen selbst und die Cumanen, ihre Miethstruppen, in allen Gefechten geschlagen. Bei Adrianopel vereinigten sich die getrennten Schaaren der Kreuzfahrer und der Zug gegen Constantinopel schien um so leichter, als der Fürst der Cumanen, Calopeter, die Griechen verließ und dem Kaiser Bündniß antrug. Da zagte Isaak in peinlicher Angst; auf das Neue sandte er Botschafter und bot den Frieden an. Wohlgefällig nahm Kaiser Friedrich, der nichts sehnlicher, als die Erfüllung seines Gelübdes wünschte, die Gesandten auf; der Vertrag kam zu Stande und wurde feierlich von beiden Seiten beschworen.

In diesem Vertrage verpflichtete sich der Kaiser Friedrich, nicht wie die vorigen Heere bei Constantinopel, sondern bei Gallipolis über die Meerenge zu setzen und das Land der Griechen nicht mehr zu beschädigen. — Dagegen schwur Isaak, den Deutschen die nöthigen Schiffe und Lebensmittel zu liefern, den Schaden, welche seine Unbilligkeit den gefangenen Gesandten zugefügt, zu ersetzen und Geiseln für die richtige Vollziehung des Friedens zu stellen. Da wurden Kaiser Friedrich und die Pilger wieder heiter, um so mehr als auch Boten von dem Sultan Azzedin von Iconium erschienen, welche meldeten, wie ihr Herr, der Sultan Azzedin von Iconium, sich des Thrones begeben, daß aber auch sein Sohn und Nachfolger, Malekschah, den Pilgern gewogen sey und mit Ungeduld ihre Ankunft erwarte. —

So brachen denn der Kaiser und die Deutschen fröhlich nach Gallipolis auf. Nach drei Wochen voll Mühseligkeiten und Beschwerden, durch Hunger, Kälte und Nässe ermattet, erreichten sie am grünen Donnerstage den Seehafen. Schon am Freitag begann die Ueberfahrt; der

Kaiser Friedrich war der letzte der sich einschiffte; unter großen Ehrenbezeugungen der Griechen, bei dem Schalle der Trompeten, Flöten und Pauken fuhr er über die Enge, ohne Gefährde, wie alle die Kreuzbrüder vorhin. „Meine Brüder,“ sprach der ehrwürdige Held, als er nach so glücklicher Ueberfahrt sein Schiff verließ, „seyd stark und muthig; denn alles Land ist in unserer Hand. —“

II.

An der Meeresseite zogen die Pilger durch Mysien, Phrygien, Lydien und durch die Städte Thyatira, Philadelphia bis an den Meander, über welchen sie bei Laodicäa setzten. Dort gönnte der Kaiser dem ermüdeten Heere einige Rasttage; denn auch hier litten die Pilger mehr durch Böswilligkeit der Einwohner und Ueberfülle zahlreicher Räuberbanden, als durch die schlechten Wege und die geringe Verköstigung. Aber die Wachsamkeit des Kaisers und die Tapferkeit seiner Deutschen züchtigte bald die Räuber und verschafften sich Ehrfurcht und Ruhe auf dem Marsche. Hier wurden manche heldenmüthige Thaten vollbracht: Als einst ein Mann aus Schwaben, Bürger der Stadt Ulm, unter mehrern von den Griechen erschlagenen Knappen, auch seinen Bruder bemerkte, nahm er, entflammt von Durst nach Rache, zehn andere wohlbewaffnete Männer zu sich, und suchte so lange in den Waldungen, bis er die Mörder, zehn Griechen, antraf, aber an einem rings von Wasser umflossenen Orte, der unzugänglich schien. Der schwäbische Mann ließ sich durch diese Schwierigkeit nicht abhalten; auch dadurch nicht, daß seine Waffenbrüder, denen der Angriff auf die Räuber thöricht und unmöglich schien, ihn verließen: sondern er schwamm allein durch das Wasser, fiel über sie her, erwürgte ihrer neun und trieb den zehnten in die Flucht. —

Neuen Verrath hatten die Griechen bei Philadelphia geübt. Schon wollten die Deutschen stürmen, als Kaiser Friedrich ihnen abwehrte; da aber die Griechen dennoch aus Philadelphia ausfielen, ließ sie der Kaiser umringen und die meisten der Treulosen niederhauen. —

Nachdem die Pilger zu Laodicäa sich erquickt hatten, betraten sie das Land des Sultans Malekschah. Anfangs freundlich von den Türken aufgenommen, sahen die Pilger bald, daß auch sie, gleich den Griechen auf ihren Untergang sännen; der Sultan hatte eine Menge turcomanischer Reiter in seinen Sold genommen. Diese umschwärmten rastlos das Heer der Kreuzbrüder und überfielen die einzelnen daherziehenden Christen; hinter jedem Busche, hinter jedem Fels lauerten türkische Bogenschützen und tödteten viele der Pilger. Der Kaiser ließ jetzt seine Schaaren sich enge zusammenziehen; in der Mitte die Wehrlosen und das Gepäck, von erlesenen Rittern umgeben; den Vortrab führte Herzog Friedrich von Schwaben; den Nachtrab der Kaiser selbst.

Bald stießen sie auf einen zahllosen Haufen Türken, die auf Bergen vortheilhaft gelagert, ihnen den Weg verlegen wollten. Friedrich lockte sie durch List aus ihrer guten Stellung, indem er ihnen die kaiserlichen Zelte preisgab. Beutelustig stürzten die Türken auf das kaiserliche Lager; da brachen plötzlich erlesene Ritter aus dem Hinterhalte hervor und erschlugen die Räuber, während der Kaiser gegen die Berge stürmte und die Türken völlig schlug.

Drei Tage nach diesem Siege gelangten sie zu einem Paße, der sich zwischen einem Berge und einem See hinwand und schon vielen Heeren verderblich gewesen war. Dreißig tausend Türken hielten ihn besetzt. Die gewaltige Tapferkeit der Deutschen brach durch; in wilder Flucht entrannen die Besiegten und überließen ihr Lager

den Christen, die es zu ihrer großen Freude reich mit Lebensmitteln gefüllt fanden. Doch diese Vorräthe wurden bald verzehrt; die Noth stieg um so höher, da der Weg durch öde Wüsten führte, die nirgends Lebensmittel boten. Ein gefangener Türke, dem man die Freiheit und große Belohnung verhieß, wenn er den Kreuzfahrern die rechte Straße zeigen wollte, führte sie verrätherisch um so tiefer in die Oede und Wildniß. Jetzt entwichen auch die türkischen Gesandten des Sultans; bis hieher hatten sie den Kaiser begleitet und ihm fortwährend vorgespiegelt, als sey ihr Herr schuldlos an diesen Feindseligkeiten, welche gegen seinen Willen von den herumstreifenden Räubern und Stämmen der Wüste begonnen hätten. Ihre Entweichung war von neuen Lügen und eitlen Versprechungen begleitet; aber der Kaiser durchschaute und verachtete sie. — Als man weiter kam, fand man Heerden, wodurch dem Mangel etwas abgeholfen wurde; aber bei dem Herabsteigen über einen steilen Berg drangen die Türken so mächtig ein, daß der Kaiser nimmer zu widerstehen vermochte, sondern seinen Sohn zu Hülfe rufen mußte. Auch hier siegte die deutsche Tapferkeit; aber der Herzog Friedrich selbst wurde verwundet und Friederich von Husen, einer der besten Ritter, zum großen Leidwesen der Pilger getödtet. Dennoch blieb der Muth der Kreuzbrüder ungeschwächt und ihr Vertrauen auf den Heiland fest gegründet. Gegen eine große Summe boten die Türken ihnen den Frieden an; doch spottend antwortete der Kaiser, er wolle ihnen einen Silberling geben, jedoch unter der Bedingung, daß sie ihn zu gleichen Theilen unter einander theilten. —

Der Mangel stieg immer mehr und damit die Noth der Kreuzbrüder; der Sultan ließ alle Gegenden verwüsten, durch welche sie ziehen mußten und immer stärker wurden die Anfälle seiner Truppen. Wüthender Kampf

entbrannte bei Philomelium; bis Mitternacht stritten die Christen und nicht eher wichen die Türken, bis 5000 der Ihrigen auf der Wahlstatt lagen. So groß wurde die Noth im Lager, daß es selbst an Holz fehlte, und Pferd und Esel geschlachtet wurden. Verzweiflend flohen Manche zu den Türken und schwuren den Glauben ab; andere vertheilten ihre Habe unter ihre Brüder, legten sich in Gestalt eines Kreuzes auf den Boden nieder und erwarteten betend und singend den Märtyrertod von Heidenhand.

So war es Pfingsten geworden; die Christen feierten das heilige Fest mit Andacht und Ergebung. Mit Vertrauen hörten sie die begeisterte Rede des Bischofs Gottfried von Würzburg, der sie an die Thaten erinnerte, welche die Bekenner und Heiligen für den Glauben nach der Ausgießung des heiligen Geistes verrichteten. — „Heißt es nicht in der heil. Schrift,“ sprach der Bischof, „daß Einer tausend und Zwey zehntausend in die Flucht getrieben? Darum vertrauet auf den Herrn!“ — Auch der Kaiser redete kräftig und eindringlich zu ihnen. Da erhoben alle einstimmig einen Kriegsgesang nach schwäbischer Weise, genossen ihr kärgliches Mahl und begaben sich getröstet zur Ruhe.

Am andern Tage empfingen die Pilger alle die Absolution und den Leib des Herrn während der heiligen Messe; zum Kampfe eingesegnet und der Fürbitte der heiligen Jungfrau und des heiligen Georg empfohlen, griffen sie, in drei Schaaren getheilt, mit unwiderstehlicher Kraft an. Die Türken flohen heulend. Malekschah stürzte, von der Lanze eines Kreuzritters getroffen vom Pferde, und nur mit Mühe konnte er von seiner Leibwache gerettet werden. — In der Nacht kam ein Armenier aus dem Lager der Türken und berichtete, daß Malekschah gegen die übermenschliche Tapferkeit der

Deutschen keine Schlacht mehr wagen wollte; zumal da die Erscheinung weißer, glänzender Ritter in den Horden der Türken Schrecken und Verwirrung verbreitet hätten. Freudig glaubten die Christen in diesen Schaaren ein Wunder Gottes zu erkennen, Der sich schon früher ihren Brüdern im Kampfe gegen Corboga hülfreich bewiesen; und ihr Glaube ward um so fester, als Ludwig von Helfenstein, ein sehr geachteter Ritter betheuerte, er habe diese himmlischen Schaaren mit eigenen Augen erblickt. —

Die Feinde waren des Tages nimmer zu sehen; aber die Falschheit ihres türkischen Wegweisers brachte über die Pilger abermals Jammer und die bitterste Noth; er führte sie in sandige, unfruchtbare Wüsten, wo weder Wasser noch Futter oder sonst eine Labung zu finden war. Zumal der Wassermangel stieg auf eine furchtbare Höhe; man trank das Blut der gefallenen Pferde; manche wurden unter diesen Mühseligkeiten irre an Gott, gingen zu den Heiden über und verläugneten ihren Heiland. Als der Kaiser dieses vernahm, sprach er mit Betrübniß: „Es muß in unserm Heere das Korn gesichtet werden von der Spreu; denn so lange diese, welche durch ihren Abfall als Kinder des Verderbens und des Teufels sich erweisen, unter uns würden gewesen seyn, hätte kein Segen geruht auf unserm Beginnen.“

Obwohl die Noth mit jedem Tage zunahm, so daß nur Wurzeln und das Fleisch gefallener Thiere ihre Speise war, und sie aus Holzmangel selbst ihre Kleider und die Sattel ihrer Rosse verbrennen mußten, so wies doch der Kaiser alle Anträge des Sultans, mit Gold den friedlichen Durchzug und die Lebensmittel zu erkaufen, mit Unwillen zurück. „Nicht ist es Weise meiner kaiserlichen Würde und der christlichen Ritterschaft des Kreuzes, den Weg zu erkaufen mit Gold oder Silber; wir wollen durch die Hülfe des Heilandes, zu Dessen Ehre wir streiten,

den Weg uns bahnen mit dem Schwerte.“ Darauf hielt der Kaiser Kriegsrath; man beschloß, Iconium anzugreifen und lieber durch das Schwert der Feinde zu fallen, als langsamen Hungertodes zu sterben. Zu diesem entscheidenden Kampfe bereiteten sich die Pilger durch Buße und den Empfang des Allerheiligsten vor; betend und singend brachten sie die Nacht zu und empfahlen sich zumal ihren Schutzpatronen, dem heil. Georg und dem heiligen Viktor. Langsam zogen sie des andern Tages gegen Iconium; mit leichter Mühe wurden die türkischen Reiter zurückgeworfen; dicht an die Mauern, neben einem Thiergarten des Sultans, lagerten sich die Pilger und weideten ihre abgemagerten Rosse.

Nach einer stürmischen Nacht rüsteten sie sich zum Kampfe. Nochmals stärkten sich die Brüder durch das heil. Abendmahl. Der Kaiser theilte das Heer in zwei Haufen; der eine, von Herzog Friederich von Schwaben angeführt, sollte Iconium erstürmen, während der Kaiser mit dem andern die Türken angreifen wollte, welche sich zahllos zum Schutze der Stadt aufgestellt hatten. — Jeder dieser Haufen sollte, unabhängig von dem andern und unbekümmert über dessen Geschick, sein Ziel verfolgen und nicht zu Hülfe eilen, wenn es auch dem andern noch so schlecht erginge. Die Christen schwuren zu siegen oder zu sterben.

Mit Kriegsgeschrei und herrlicher Tapferkeit trieb der Herzog von Schwaben die Türken aus den Gärten, die Iconium umgaben, und drängte sie an die Mauern.

Verzweifelnd widerstanden hier die Türken und brachten selbst die kühnen Angreifenden in Unordnung. Aber schnell stellte der Herzog die Ordnung her, und, die Seinigen mit kräftiger Stimme ermunternd, erbricht er die Thore und dringt mit den Flüchtigen zugleich in die Stadt; Malekschach und sein Vater Sultan Kilidsch Arslan,

retteten sich in die Burg; von da aus sahen sie das fürchterliche Morden, womit die erbitterten Pilger ihre Leiden und des Sultans Tücke rächten; selbst Kinder und Weiber wurden erschlagen und keines Mannes geschont.

Ungleich härter und gefahrvoller war der Kampf des Kaisers, und seiner Schaar gegen die zahllosen Haufen der Ungläubigen.

Wie tapfer auch die Deutschen stritten, die Menge der Feinde war zu groß; schon begannen ihre Arme zu erlahmen; die meisten erwarteten nichts anders, als den Tod; die Bischöfe und Priester legten die Stolen um die Schultern, als Zeichen der Ergebung in den göttlichen Willen, und baten auch die andern Pilger, dasselbe zu thun. Der Kaiser, dessen Heldenseele keinen Kleinmuth kannte, rief mit strahlenden Augen und erschütternder Stimme den Seinigen zu: „Was zaudern wir und jammern? Christus siegt, Christus regiert, Christus gebietet. Kommt, meine Kampfbrüder, die ihr mit mir aus der Heimath gezogen seyd, um mit euerm Blute das himmlische Reich zu erkaufen.“ —

Herauf tummelte er sein stattliches Schlachtroß und rannte mit seinen Rittern gegen die Ungläubigen. Diese vermochten einem so gewaltigen Stoße nicht zu widerstehen und flohen; eine Menge Erschlagener deckte das Feld. Jubelnd zogen die Helden nach Iconium, begrüßten ihre siegreichen Brüder und umschlossen mit ihnen die Burg. Des andern Tages dankten sie Gott in einem feierlichen Hochamte, wobei die Epistel gesungen wurde, in welcher der Apostel Paulus seiner Drangsale in Iconium erwähnt.

Unbeschreiblich war der Jubel der Christen; so groß früher die Noth, so groß war jetzt der Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art, an Pferden, an Kleidern, an Gold und Silber; so groß war die Beute, daß jeder der Kreuzbrüder reich wurde und auf den Kaiser Friedrich allein

100,000 Mark Silber trafen, welche Saladin an Malekschach als Brautgeschenk für seine Tochter übersandt hatte. —

Jetzt erschienen auch Gesandte von dem Sultan und baten demüthig um Verzeihung und Frieden. Mit verdienten Vorwürfen strafte der Kaiser der Türken Treulosigkeit; jedoch verwilligte er ihnen den Frieden. „Denn,“ sprach er, „einem römischen Kaiser geziemt es, treu zu seyn und erbarmend; und nachdem Uns Gott, als dem eigentlichen Schutzherrn des gelobten Landes, den Weg durch alle Feinde geöffnet und die Wuth des Malekschach, der wie ein grimmiger Eber uns anfiel, zu Schanden gemacht hat, so wollen wir lieber schonen, als verwunden.“ Die Türken erfreuten sich dieser friedlichen Antwort; alle benöthigten Lebensmittel, zehn Emire und zehn der vornehmsten Türken wurden dem Kaiser als Geißeln übergeben.

Nach siebentägiger Ruhe brachen die Pilger auf, und erreichten den 30. May Laranda, eine Stadt am Fluß des Berges Taurus. Dort ruhten sie einige Tage und betraten das Land der christlichen Armenier, wo der Anblick der auf den Feldmarken aufgerichteten Kreuze ihre Herzen erquickte. Doch fanden sie hier nicht die gehoffte Erleichterung; denn die armenischen Fürsten, durch Saladins Macht geschreckt, wagten es nicht, die Pilger zu unterstützen, sondern gaben vielmehr von Allem, was in deren Lager vorging, geheime Kunde an den Sultan. Deßhalb litten sie bald wieder bittere Noth, was ihnen bei der Mühseligkeit des Weges und der Menge der zu übersteigenden Berge doppelt hart fiel; auch ein Erdbeben erschreckte sie; bald waren die meisten Ritter ohne Pferde; viele wurden so schwach, daß sie in Sänften weiter getragen werden mußten.

Daher war es Allen ein großer Trost, als Leo, der

mächtigste Fürst der Armenier, dem Kaiser entgegen kam und ihm alle Hülfe und ein Bündniß anbot. Die Nachrichten, die er dem Kaiser von der Beschaffenheit des künftigen Weges machte, waren jedoch so niederschlagend, daß dieser sie verheimlichte. Dennoch blieb er gegen den Rath und die geheime Absicht des Fürsten auf der einmal gewählten Straße; sechs armenische Wegweiser führten die Pilger; über steile Berge und tiefe Gründe ging nun der Weg. Die Zahl der Ermatteten und Kranken wuchs um so mehr, als auch die Lebensmittel ausblieben, welche Leo und die Armenier zu liefern versprochen hatten.

Am vierten Tage, dem Vorabend von St. Barnabas, erreichten die Pilger, nach einem mühseligen Nachtmarsche über einen steilen, von unermeßlichen Abgründen durchschnittenem Berge, die Stadt Seleucia, die noch dem Fürsten Leo unterthänig war. Freudig schlugen die Pilger in der fruchtbaren Ebene an den Mauern der Stadt ihr Lager; aber noch am Abend dieses Tages wurde ihre Fröhlichkeit in Betrübniß und Verzweiflung verwandelt, als die Kunde sich verbreitete, daß der fromme und tapfere Kaiser Friederich unerwartet gestorben sey. —

Die Art seines Todes wird aber verschieden angegeben. Während Einige berichten, es sey der Kaiser beim Baden in dem reißenden, bei Seleucia vorbeifließenden Strome Kalykadnus untergegangen und nur mit Mühe, entseelt schon, von einem seiner Begleiter herausgezogen worden, erzählen Andere und nicht minder glaubwürdige Zeugen, daß der Kaiser, ungeduldig, den Weg durch Lastthiere versperrt zu sehen, durch den Strom zu reiten versuchte und dabei von den Wellen verschlungen wurde.

Unbeschreiblich war der Jammer der Deutschen, die in ihm ihren Kaiser, ihren Vater, den Stolz und die Zierde ihres Landes verloren. Von nun an schien aller Muth von ihnen gewichen zu seyn. Ein nicht geringer

Theil der Pilger, die sich immer durch sein leuchtendes Beispiel begeistert und durch seine Weisheit und Heldenkraft geschützt sahen, gab das Gelübde gänzlich auf und suchte die Heimath wieder zu gewinnen. Die Andern aber, ihrer Ehre und des deutschen Namens eingedenk, schwuren dem edlen Sohne des Kaisers, Friederich, dem Herzoge der Schwaben, Treue und Gehorsam, nahmen die Leiche des Kaisers in die Mitte, und zogen weiter. Am sechsten Tage, nach dem schmerzlichen Unglück erreichten sie Antiochia, wo der Herzog Friederich den Leichnam seines Vaters vor dem Altar in St. Peters Münster zur Erde bestattete. —

Dann zog der Herzog mit dem kleinen Reste seiner Tapfern nach Tripolis und schlug die Truppen Saladin's zurück, welche ihm den Weg verlegen wollten. Dort ließ er seine ermüdeten Pilger rasten, und beschloß zur See nach Ptolemais zu schiffen und an der Belagerung dieser Stadt Antheil zu nehmen. Ein wüthender Sturm verhinderte einige Tage die Abfahrt; nicht ohne Mühe erreichten sie Tyrus, wo der Herzog einige Zeit verweilte, seine Truppen aber voraus nach Ptolemais ziehen ließ. Den achten October 1190 traf auch er daselbst ein; die Deutschen waren jedoch bis auf 5000 Mann geschmolzen und verloren sich unter die übrigen Kreuzbrüder, deren Schlachten sie mit gewohnter Tapferkeit mitschlugen, aber auch ihre Leiden in gleichem Maße ertrugen. —

Dem heldenmüthigen Herzoge von Schwaben war es nicht lange vergönnt, für die heilige Sache zu streiten; eine fürchterliche Hungersnoth erzeugte eine pestartige Krankheit, an der viele, und auch er erkrankten. Man erzählt, daß ihm morgenländische Aerzte den Gebrauch von Mitteln, welche gegen die Reinheit des Herzens stritten, angerathen und ihm dadurch Genesung versprochen hatten; er aber soll geantwortet haben, daß er liebe

das Leben lassen, als solches durch eine sündhafte Handlung verlängern und zu der Zeit Seele und Leib beflecken werde, in welcher er das Grab Christi erobern wollte, welcher der König, die Krone und der Bräutigam keuscher Seelen sey. So gab er, gestärkt durch die heiligen Sakramente, den reinen Geist auf, nachdem er die zwei gewaltigsten Feinde des Menschen, die Sinnenlust und die Todesschmerzen, siegreich überwunden (den 20sten Jänner 1191). —

So wenig der Zug der deutschen Pilger von glücklichem Erfolge begünstigt worden war, so hatten sie doch in dem Lande, iu welchem sie von Gott durch so hartes Ungemach waren geprüft worden, durch ihre Standhaftigkeit im Leiden, durch ihre Tapferkeit gegen die Feinde und durch die Reinheit ihres Wandels großen Ruhm sich erworben. „Unter diesen Leuten," schrieb der Cilicische Fürst Bar Gregorius an den Sultan Saladin, „ist eine so strenge Zucht, daß, wer bei ihnen einen Frevel begeht, auf der Stelle gestraft wird. Als einst Einer ihrer Vornehmen einen Knecht übermäßig geschlagen hatte, traten die Priester zusammen zum Gerichte und verurtheilten ihn zum Tode; und obgleich viele eine Fürbitte für ihn einlegten, so wurde der Kaiser doch nicht dadurch bewogen, ihn zu begnadigen. Der Wollust sind sie so fremd, daß sie diejenigen, welche sich ihr überlassen, fliehen und selbst strafen. Von dieser Strenge ist die Ursache ihre Betrübniß um Jerusalem. Auch ist es wahr, daß Manche von ihnen lange Zeit aller weichern Kleidung sich enthalten, und bloß mit ihrer eisernen Rüstung sich bedeckt hatten, bis dieß ihre Vorgesetzten endlich mißbilligten. Bewunderungswürdig ist ihre Ausdauer im Ungemach, ihr Gleichmuth und ihre Unverdrossenheit." —

Den Tod des Kaisers beklagten nicht bloß die Deutschen, sondern selbst Fremde mit Theilnahme. „Das An-

denken dieses Mannes, sagte der Grieche Nicetas, ist in Ehren zu halten, nicht bloß, weil er aus edlem Geschlechte stammt und über viele Völker herrsche, sondern weil er, von Liebe für Christum entflammt, Vaterland, königliche Pracht und Ruhe verließ, um alle Mühseligkeiten zu theilen mit den Christen, welche nach Palästina zogen, für den Namen Christi und die Ehre des heiligen, dem menschlichen Geschlechte Leben verleihenden Grabes." —

Manuscript von D. L.

8.

Die Bekehrung zum Christenthume. *)

Indem uns die gegenwärtige Erzählung auf den Boden von Ostindien versetzt, erlaube ich mir, zuvörderst kurz in Erinnerung zu bringen, daß sich die Hinduer (Hindostaner, Indier) seit den ältesten Zeiten schon in vier geschlossene Kasten oder erbliche Stände abtheilen. Niemand kann ohne Frevel und Strafe von der einen in die andere Kaste übertreten, Niemand darf sich andere Kleider oder Attribute beilegen, als die ihm sein jedesmaliger Stand vorschreibt, Niemand darf mit einem Individuum aus einer höhern oder niedern Kaste eine eheliche Verbindung eingehen. Sie nehmen nach ihrem uralten Religionssystem drei Hauptgottheiten an; nämlich: Brama, Wischnu und Schiven, und glauben noch überdieß an eine Un-

---

*) Indem wir diese Erzählung, die wir den Wiener-Vereinsbüchern entnommen, mittheilen, thun wir dieses einzig nur in der Absicht, um den Geist des Christenthums in allen seinen Wirkungen, besonders den Gebildetern unserer Leser, in einem historischen Tableau vor Augen stellen zu können.

zahl von Untergottheiten, denen sie oft ungemein prächtige Pagoden (Tempel) erbauen, welche zum Theile aus ungeheuren Felsenmassen bestehen, und mit herrlichen Bildsäulen und Basreliefs geschmückt sind. Die oberste Kaste bilden die Braminen, die Priester der Sonne, welche vorgeben, daß sie unmittelbar aus Brama's (Sonne) Haupt entsprungen sind, während die drei andern Volksclassen, als: 2. die Krieger, (Radjas, d. i. Fürsten und Vasallen.) 3. die Kaufleute, 4. die Künstler, Gewerbsleute und Bauern, — nur aus den andern, schlechteren Leibesgliedern des obersten Gottes entsprossen sind.

Die armen Parias machen einen besondern Stamm für sich, sie machen nach der Verblendung der Hinduer die Classe der Unreinen, der Thiermenschen, der Sündhaften und Verruchten aus, während sie ohne Zweifel die unterjochten Ureinwohner des Landes sind, und ihr drückendes Sclavenjoch unter der härtesten grausamsten Bedingung des Daseyns tragen müssen. Der Hauptcharacterzug der Indier ist Sanftmuth, Höflichkeit und Mässigung; allein gegen diese Unglücklichen verleugnen sie sich ganz, denn sie sind gegen sie hartherzig, tyrannisch, roh, leidenschaftlich und nicht selten so unmenschlich, daß man völlig irre an ihnen werden muß. Nicht allein, daß der Paria zu den niedrigsten und härtesten Sclavendiensten verstoßen ist; nicht allein, daß er sich, wenn ihm ein Vornehmer begegnet, in Staub und Koth niederwerfen, und mit zur Erde gepreßtem Gesichte so lang liegen bleiben muß, bis er die Fußtritte des Andern nicht mehr schallen hört; nicht allein, daß er bei seinen schweren Diensten das geringste Hausthier um die bessere Nahrung beneiden muß, ist ihm sogar der Trost einer elenden heidnischen Religion versagt! Er ist ausgeschlossen aus jeder kirchlichen Gemeinschaft, und darf wenigstens öffentlich keinen Gott bekennen, er ist ausgeschlossen aus jeder bürgerlichen Gesellschaft, darf

nicht einmal da wohnen und schlafen, wo ein Hund, ein Pferd, ein Elephant hauset, muß in dunklen abgelegenen Waldesgründen und Bergschluchten wie der Schakal und die Klappenschlange wohnen, und sogar den Brunnen, aus dem er trinkt, mit abgenagten kahlen Thierknochen umzäunen, und als ein unreines Wasser bezeichnen, auf daß ja Niemand aus Einer der vier Kasten dort seinen Durst stille, und unrein und fluchwürdig wie ein Paria werde.

Die englisch-ostindische Handels-Compagnie, welche bereits den größten und schönsten Theil von Ostindien theils mittelbar, theils unmittelbar beherrscht, und auf das thätigste bemüht ist, diese und andere Mißbräuche abzustellen, und wo möglich das Kreuz des Heiles an die Stelle eines Götzenbildes zu setzen, sah bisher ihre Bemühungen vielfach belohnt. Ihre Fortschritte könnten aber schon um vieles weiter gediehen seyn, wenn die Verbreitung des Christenthums, und nicht vielmehr die Erweiterung ihrer weltlichen Macht und die Begründung größerer Handelsvortheile, also weltliche Rücksicht, ihr erster Zweck wäre. Es haben demnach, relativ genommen, die katholischen Missionen auch hier weit mehr des Guten gestiftet, und in Verbindung mit Laien die beseligende Lehre der Liebe auf die wirksamste Weise verkündet, weil sie ohne allen Eigennutz nur diese predigen, nur ein göttliches Reich auf Erden begründen, erweitern und befestigen wollten.

Lady Breaton, die Gemahlin des irländischen Kaufmanns Breaton, der sich seit vielen Jahren schon in dem volkreichen und gewerbsamen Calcutta, der Hauptstadt des brittischen Ostindiens niedergelassen hatte, durch seinen Reichthum, seine Thätigkeit und Kenntnisse in großen Handelsverbindungen stand, und dem Glauben seiner Väter, der katholischen Religion zugethan war, — Lady Breaton, sage ich, war nicht bloß wie ihr Mann, dem Bekenntnisse nach, eine eifrige katholische Christin, sondern

war auch auf das thätigste bemüht, fromme Werke des Heiles zu üben; denn wie der heilige Jakobus (20.) spricht: ist der Glaube ohne Werke todt. Sie war eingedenk jener warnenden Worte des königlichen Propheten: „Sie haben Hände und wirken nicht, sie haben Füße und wandeln nicht; (Psalm. 115.) und bot alle ihre innern und äußeren Kräfte auf, die Nacht des Götzenthums durch das Licht der christlichen Wahrheit erleuchten zu helfen. Sie nahm sich den erhabensten Streiter Christi, den heiligen Paulus zu ihrem schönen Vorbilde, begleitete oftmals ihren Gemahl, wenn er in Handelsgeschäften reiste, blos in der Absicht, eine arme Seele durch Belehrung und Ueberzeugung auf den Weg des Heiles zu führen und zu erlösen, und unterhielt sodann mit denen, welche zur heiligen Kreuzfahne geschworen, einen schriftlichen Verkehr. Sobald sie nun hörte, daß eine zärtliche Frau ihren Mann verloren hatte, und einen Holzstoß errichte, um den Leichnam des Unvergeßlichen zu verbrennen, und sich selbst nach hergebrachter Sitte in die prasselnden Flammen zu stürzen, eilte sie dahin, tröstete die betrübte Wittwe voll des gemüthlichsten Antheils, und mischte Thränen mit Thränen. Aber unvermerkt ward die Trösterin zur Lehrerin, die Lehrerin zur Freundin, und die Verehrerin des Brama schon zur eifrigen Bekennerin des Kreuzes, ehe noch der verbrannte Holzstoß mit der Asche des Verblichenen völlig verglüht und verraucht hatte.

Eines Tages führte sie der Rückweg aus solch einer gesegneten Fahrt durch ein abgelegenes Wäldchen, welches nordöstlich und etwa nur drei englische Meilen von Calcutta gelegen ist. Plötzlich rief sie ihrem Kameelführer ein lautes Halt! zu, und ließ sich vom Rücken des Thieres heben, unverwandt die starren Blicke auf einen Gegenstand gerichtet, der sie mit Grauen zu erfüllen schien. Sie näherte sich mit zitternden Schritten dem besagten

Gegenstande, und rief dann mit beklommener Stimme aus: „Lem-Zul! was thust du da Entsetzliches? wirf die häßliche Ratte, wirf die Schlangen von dir.“ — Gnädige Frau! entgegnete Lem-Zul, der Paria, lasset euch das nicht aneckeln, was unsere köstlichste Nahrung, und was dem armen Wurme da, meinem kleinen Kindlein, Labsal und Erquickung ist. Seht, fuhr er fort, mein Weib hat mir in der letzten Nacht dieses Töchterlein geboren, und ihr habt mir vor zwei Wochen gütlich zugesagt, mir etwas Wäsche und Nahrungsmittel für das zu erwartende Kindlein geben zu wollen. Um meine damalige Aussage als wahr zu bekräftigen, nahm ich heute das neugeborne Würmlein in diesen Binsensack und lief damit zur Stadt, um es euch zu zeigen und meine flehende Bitte zu erneuern. Ich traf euch zu meinem Leidwesen nicht zu Hause, und ging mit schwerem Herzen wieder zurück, nachdem ich lange umsonst gewartet hatte. Das arme Kindlein verkümmerte schier in der brennenden Hitze, denn es hatte noch kein Tröpflein auf die Zunge gebracht. Sein klägliches Schreien that mir endlich zu weh, ich sah hier eine Ratte laufen, eilte ihr nach, haschte das Thier, riß ihm eine Ader auf, und tränkte das lächzende Töchterlein mit dem warmen Blute, bis es erquickt und stille ward. Nun seht ihr selbst, ist es vollauf satt, und lächelt wieder wohlgemuth nach der köstlichen Mahlzeit. — Aber laßt es mich von dem garstigen Blute reinigen, entgegnete Lady Breaton, und wischte dem Säugling mit ihrem Linnentuche den rothen Saft von Mund und Gesicht. Hierauf fragte sie gleichfalls schaudernd den Vater des Kindleins, was er mit den zwei getödteten Brillenschlangen machen wolle, die er um den Nacken gewunden hatte? Mit diesen zwei jungen prächtigen Nattern, versetzte der Paria schmunzelnd, werde ich meinem Weibe ein erfreuliches Geschenk machen, ich werde ihr die Lecker-

bissen selbst schmorren, und ihr ein köstliches Mahl bereiten — es ist ein zartes weiches Fleisch, das sie in diesen Umständen wohl essen darf, nicht aber diese zähe Ratte hier, welche mein Schmaus, und zwar mein erster und einziger werden soll, wenn ich anders noch Zeit gewinne, ihn für mich mürbe zu klopfen. — Wirf alle die gräßlichen Thiere weit von dir, entgegnete die Lady, ich will euch für heute meinen Vorrath von Lebensmitteln überlassen, und morgen einen größern Nachtrag mit Wäsche für das Kindlein, den nackten Wurm, heraus schicken. Nach diesen Worten langte sie einen Pack mit Eßwaaren von dem Rücken ihres Kameels herab, und suchte auch nach einem weichen Tuche, um dem Kinde für die kommende Nacht eine erwärmende Hülle zu geben. In dem Augenblicke fiel ein Schuß, und der Paria, der sich eben nach dem hilflosen Kinde bücken wollte, stürzte von einer Kugel durchbohrt, blutend und ächzend neben demselben nieder. Was ist das? rief die mildthätige Frau voll Entsetzen aus, sind wir von Raubmördern überfallen? woher kommt die Gewalt? wer hat den Paria erschossen? — Ich habe es gethan, entgegnete ein Bramine, und schritt, das Feuerrohr in dem einen, und ein kleines Kindlein in dem andern Arme, mit wildrollenden Blicken aus einem Gebüsche heran. Ihr seyd mein verehrter Nachbar, der Bramine Cadepur, redete ihn die Lady an, aber sagt an, was hat der arme Paria verbrochen, daß ihr ihm den Tod gebet? Er hat viel verbrochen, erwiederte der Bramine, und ich habe mich, wie ich mußte, blutig an ihm gerächt; wo ist sein Weib, daß ich ihr Kind, zurück bringe? Hat sie denn der Kinder zwei geboren? — fragte die Lady in peinlicher Spannung? Nein, nein! entgegnete Capudir, das Würmchen, das dort nackt auf der nackten Erde liegt, hat mir gestern mein Weib geboren — doch kann ich es — (hier brach er in einen Strom von

Thränen aus) doch kann ich es nicht mehr zurücknehmen, weil es in unreine Hände gefallen, und selber unrein und fluchwürdig geworden ist. Sein Weib soll jetzt beide Creaturen haben, und wenn sie sie nicht nähren kann, zugleich mit ihnen zu Grunde gehen. Wo ist die Verruchte? — In dem Momente, als er die Verwünschungen ausstieß, wankte die kranke Wöchnerin aus ihrer Felsen-Höhle herbei, warf sich dem strengsten Gesetze gemäß vor dem Braminen in den Staub, kroch aber wimmernd und heulend bis zu dem blutigen Leichnam ihres Mannes, und geberdete sich als eine Verzweiflungsvolle. Bei ihrem Ohr- und Herzzerschneidenden Jammergeschrei fingen auch die beiden Säuglinge zu kreischen an, vermehrten die Schauder und Schrecknisse einer Scene, die ich nicht malerisch genug beschreiben kann. Mylady winkte dem Braminen zur Seite, und ersuchte ihn, er wolle ihr die eigentliche Schuld des Getödteten, und den ganzen Zusammenhang der Dinge verständlicher und deutlicher erklären. Cadepur wischte sich die Thräne des Ingrimms, aber nicht Thränen des Mitgefühls und der Reue von den Wangen und sagte: Wenn der Paria eine Seele hat, woran ich aber zweifle, so möge sie in Brama's versengendem Strahle ewig glühen, wie ein Backstein in der Feueresse, und nach Jahrtausenden nicht einmal durch einen Thautropfen erquickt werden! Schon mit Tagesanbruch war der Verruchte in der Stadt, und pochte, sein nacktes Kindlein auf dem Arm, an die Pforte eures Hauses, die Ihr ihm leider schon öfters zu meinem Aergernisse geöffnet habt. Als ihm aber dießmal nicht geöffnet wurde, weil Ihr meines Wissens verreiset wart, so setzte er sich an der Schwelle nieder, und wartete auf gut Glück. Sein verwünschtes Kind fing zu schreien an, denn es mußte wohl frieren oder durstig seyn. Der entsetzliche Vater weinte über das Leid der kleinen Creatur, und ließ seine trüben

Zähren herab träufeln in deren trockene Kehle, um es zu laben. Das brennende Naß der Thränen reizte den Wurm zu noch größerem Verlangen, und machte den Vater so keck, daß er (wie mir eine Sclavin sagte) sogar in mein Haus herüber schlich, und Trank und Nahrung heischte. Alles lief des Entsetzens voll von ihm, wie von einem reissenden und giftigen Ungethüme, um durch seine Nähe oder seine Berührung nicht unrein zu werden, und so geschah es, daß er bis zu dem Gemache vordraug, wo das Bettlein meines neugebornen Söhnleins stand — das er aus den Polstern riß, sein Kind dafür hineinlegte, auf das Geschrei der Mutter aber und mein Herbeieilen schnell die Flucht ergriff, und sich nach diesem Wäldchen forttummelte. Meine Gemahlin fiel in Ohnmacht und lag lange bewußtlos dahin, dann raffte sie sich wie eine Träumende auf, und schritt mit stieren leuchtenden Blicken nach dem Bettlein unseres Kindes, und sank wie vom Schlage gerührt zu Boden. Wir labten, wir erquickten und stärkten sie. Nach einer Weile schlug sie die Augen wieder auf, haschte nach einem langen Messer, schritt verwünschend auf das Bettlein los, und hätte die häßliche Paria-Brut, wie sie sich ausdrückte, mit der spitzigen Klinge durchbort, wenn wir sie nicht gehindert, und beschwichtigend auf ihr Lager gebracht hätten. Aber hinweg! hinweg! heulte sie ohne Unterlaß, hinweg mit der schändlichen Paria-Brut, die mir der Verfluchte für mein Kind in das Bettlein gelegt hat, hinweg! daß wir nicht alle unrein werden und fluchwürdig vor Brama's heiligem Angesichte. — Euere Gemahlin, entgegnete die Lady, hat nur im Traume, im Wahne gesehen und gesprochen — wie es in diesen Tagen bei erhitzter Fantasie so vielfach geschieht. Nein! nein! entgegnete der Bramine mit bitterer Höflichkeit, mir und allen Hausgenossen erschien das Kindlein im Bette als ein Fremdes, Gelbbraunes, Aus-

gewechseltes, verwünschtes, als eine häßliche Paria-Kröte — darum riß ich es, um es nicht mit bloßen Händen zu berühren, mittelst einer Zange aus seinem Lager, wickelte es in ein Tuch, und eilte der Fährte des entsetzlichen Räubers nach, den ich wohl eingeholt und gezüchtiget habe, von dem ich aber mein vielgeliebtes Kind, meinen herzigen Tirabad nicht mehr zurück nehmen kann, weil er schon unrein und fluchwürdig geworden ist, wie diese schändliche Krötenbrut!

Die Nichtigkeit eures Wahnes, wie das grobe Unrecht euerer voreiligen Rache offenbart sich durch euere Worte selbst, sprach die Lady, euch hat euere Gemahlin, wie ihr sagt, ein Söhnlein geboren, und ein Knäblein ist es, das ihr dort in dem Tuche gebracht habt, jenes andere Kind aber, das das eurige seyn soll, ist ein Mädchen, ein treues Abbild ihrer Mutter, die ihr zur unglückseligen Wittwe gemacht habt!

Ein Mädchen ist das andere dort? — entgegnete der Bramine erschüttert, tief beschämt und verwirrt. — Ja, ein liebes zartes Mädchen ist's, wiederholte die Lady, schritt dahin, hob das nackte Würmlein vom kahlen Boden auf, und drückte es mit mütterlicher Innigkeit an ihre Brust, an ihre Lippen. Der Bramine fühlte sich vielleicht wider seinen Willen weicher gesinnt, und warf zärtliche Vaterblicke auf die erste und einzig theuere Frucht seiner gesegneten Liebe, als er aber auf dem Antlitz des Söhnleins Blutstropfen gewahrte, die aus der Schußwunde des Paria gespritzt waren, schauderte er zusammen, zuckte krampfhaft mit den Armen, die er schon ausgestreckt hatte, sein geliebtes Kind und Ebenbild wieder tief gerührt zu umfangen, und preßte die Stirne und die nassen Augen wehklagend in die flachen Hände. Mylady reichte das Kindlein sanfttröstend der verwittweten Mutter, daß sie

es an die Brust lege, und forderte den Braminen auf, über sein Söhnlein zu verfügen, da es auch schon einer sorgsamen Pflege und bei einbrechender Nacht des sichern Schutzes und der stillen Ruhe bedarf. Capedur gab ihr auf eine wiederholte Anrede und Mahnung nicht Antwort und Bescheid, denn er konnte den schweren Kampf zwischen Vorurtheil und Naturstimme nicht zur Entscheidung bringen. Endlich faßte er einen festen Entschluß, in dem sich das blinde Vorurtheil siegreich bewährte, und sprach mit hohler dumpfer Stimme: Cadepur und seine Gemahlin, die edle Elvoranga, haben kein eigen Kind mehr; das Knäblein dort ist schon als frische grüne Frucht faul und stinkend wie Aas geworden, ist schon als blühende Knospe vergiftet und verpestet und gibt keinen süßen Wohlgeruch mehr; es ist ein junges Paria-Ungeheuer geworden durch Berührung und durch Paria Blut, das unreiner ist als Schlangengeifer, häßlicher als Molchenschleim, und brandiger als Schierlingssaft. Wenn ich es mit diesen Blutmahlen am Leibe zurückbrächte zu Elvoranga, so reizte ich sie vollends zum Wahnsinn, zur Raserei — drum mag es entweder hier verkümmern, wie eine von Haiderauch versengte Blume, oder ein elendes Leben saugen an den verfluchten Brüsten dieser Paria-Mutter! — Hierauf sprach die edle Matrone mit ernsten strafenden Worten: Cadepur verleugnet das Höchste, das Edelste nicht, das die Gottheit dem Erdgebornen geschenkt, verleugnet nicht die Vernunft, und die Stimme der Vernunft, das Gewissen; erkennet im elendesten, im Thierähnlichen Paria noch eures Gleichen, euer Ebenbild, euern Bruder; er steht nur auf dieser niedern Stufe der Cultur und Gesittung, weil ihr ihn in eurer Verblendung zum Wurme des Staubes hinabdrückt; ihm hat die Natur auf Gottes Wink dieselben Anlagen wie uns allen gegeben, dasselbe Gesetz der Tugend und Sittlichkeit vorgeschrieben,

und dieselbe Bestimmung einer ewigen Glückseligkeit vorgesetzt; allein wer bleierne Fesseln an den Füssen schleppt, und einen ehernen Druck auf dem Haupte verspürt, kann sich nicht in moralischer Freiheit und Freithätigkeit entwickeln, kann sich nicht erheben bis zur Würde eines Vernunftwesens, um so weniger, als er nicht die Wohlthat einer guten Erziehung, die Wohlthat einer religiösen Belehrung, und die Wohlthat der bürgerlichen Rechte und Sicherheit genießt. Oeffnet dem Paria eure Schulen und Pagoden, verleihet ihm bürgerliche Gerechtsame, und nehmt ihn in den Schutz euerer Gesetze — so wird er euch in allem gleichen, und ein achtbares Glied euerer Gesellschaft seyn. — Nimmermehr! nimmermehr! eiferte der Bramine entgegen, nehmt eine Kröte, fuhr er fort, nehmt eine häßliche Kröte vom Schlamme, wascht und badet sie, — daß mir Brama vergebe! — wascht und badet sie in den heiligen Fluthen des Ganges, legt sie auf duftende Rosenblätter, nährt sie mit Ananas-Blüthenstaub, tränkt sie mit den Silberthau, der an Lilien zittert, bestreut ihre runzliche Haut mit dem Farbenstaub der prunkendsten Schmetterlingsflügel, thut das zehnmal, thut es hundertmal und tausendmal — die Kröte, entgegnete die Mylady, die Kröte wird, ihr habt ganz Recht, doch nie aufhören, eine garstige Kröte zu seyn; allein dieses Gleichniß ist keineswegs auf die mögliche Veredlung des Paria anwendbar, denn die Kröte muß dem Naturgesetze nach das bleiben, was sie, und wie sie seit ihrer Geburt war, da in ihr keine andern Keime und Anlagen vorhanden sind, als die, welche sich unter jeder Bedingung zur häßlichen Kröte entwickeln müssen. Nehmt dagegen ein anderes Gleichniß, und bestreitet, wenn ihr könnt, seine Anwendbarkeit auf den gegebenen Fall. Schneidet von einer edlen Dattelpalme einen frischen Treibzweig, pfropft ihn auf eine wilde Dattelpalme, und sehet zu, welche

Früchte diese nach einer Reihe von Jahren tragen wird. (Sinnbild der Erziehung.)

Der Bramine war durch dieses treffende Bild geschlagen, beschämt und verwirrt, er sann auf eine Widerlegung, auf Ausflüchte, doch sein Witz, sein Verstand fühlte sich verlassen, und während er so betroffen und schweigend vor sich hinstarrte, und so manch einen schmerzlichen Blick auf sein kreischendes Söhnlein warf, ohne dem Zuge der Natur zu folgen, kam der Gemahl der Lady mit vielen beladenen Elephanten, Dromedaren und Pferden heran.

Herr Breaton war ein verständiger, weltkundiger und gemäßigter Mann, genoß allgemeine Achtung bei den Christen sowohl als bei den Heiden, und eiferte nach seinem besten Wissen und Gewissen für Recht und Wahrheit ohne ein Opfer zu scheuen. Nachdem ihm seine Gemahlin den ganzen traurigen Vorfall mitgetheilet hatte, wandte er sich mit ihr, tief im Gemüthe angeregt, zu Cadepur, und stellte ihm sein grobes Unrecht vor, das er zwar nicht aus bösem Willen und Verderbtheit des Herzens, wohl aber aus einer sündhaften Verblendung und Verleugnung des Verstandes und des bessern Gefühles begangen habe, forderte ihn auf, dieses Unrecht, soweit es die Umstände noch zulassen, an Wittwe und Kind, ja an dem ganzen unglücklichen Stamme der schmählich unterdrückten Parias nach Kräften wieder gut zu machen, und das eigene verstossene Kind mit erneuter Zärtlichkeit in die Arme zu schließen. Er trug ihm dieß alles voll der innigsten beweglichsten Rührung, voll der wohlmeinendsten Gemüthlichkeit, und mit salbungsvollen, eindringlichen Worten der Beredsamkeit vor, preßte ihm sogar lichte Thränen aus den Augen und laute Seufzer aus der beklommenen Brust — doch war alles fruchtlos, alles vergebens; der Bramine beharrte, trotz seines innern furcht-

baren Leidens auf seinem Entschlusse, verwünschte in seinem und seiner Gattin Namen neuerdings sein verunreinigtes Kind, rief Tod und Fluch über die Paria-Mutter und ihr vaterloses Kind, und verstand sich durchaus nicht dazu, der armen Wittwe und den beiden Waisen die mindeste Unterstützung zufließen zu lassen — nicht als ob er ihnen seine schuldige Hülfe aus Geiz versagt hätte, sondern wieder nur in Folge seines angestammten Hasses, seines eingepflanzten Vorurtheils, und aus der schwachen Furcht, von jedem echten Hinduer verachtet, gehaßt und verpönt zu werden.

Ich rathe euch, nahm Breaton wieder das Wort, Cadepur! handelt euerem besseren Selbstgefühl, euerem Gewissen gemäß, und fürchtet den allmächtigen Gott und seine Gerichte mehr, als das Urtheil der Menschen. Ich rathe euch als wahrhafter, aufrichtiger Freund, und warne euch vor der göttlichen Strafe, die nicht ausbleiben wird, wenn ihr das Uebel nicht wenigstens in so weit wieder gut macht, als es in eueren Kräften steht.

Ihr wisset nicht, entgegnete der Bramine, was mir mein heiliges Buch, der Sanscritt, was mir Brama's Willen zum Gesetze meines Handelns macht, ihr sprecht nur nach euerer Christi-Lehre, die für mich keine Norm des Verhaltens seyn darf und soll. Ich erfülle ohnedieß die Gebothe meiner Religion nicht buchstäblich und nach der ganzen Strenge, denn sonst müßte ich das verruchte Weib hier eben so wie den schändlichen Mann, und über das noch die beiden elenden Würmer rachevoll in's Reich des Schlammes und der Finsterniß hinabstoßen, und ihnen zum Leichengesange meine grimmigsten Flüche nachsenden. Mag sie aber alle drei tödten oder erhalten, wer da will — für heute darf ich kein Opfer mehr schlachten, denn Brama taucht eben gen Westen dort in den Fluthen des

Meeres unter, und gemahnt mich, nach Hause zu meiner armen, verlassenen, tiefbetrübten, kindlosen Gemahlin zu eilen.

Mit diesen Worten warf er noch einen leuchtenden Blick auf sein kläglich weinendes Kindlein, seufzte tief aus dem gepreßten leidenden Vaterherzen, und eilte schluchzend nach Calcutta zurück.

Bis zu diesem Augenblicke lag die zerknirschte Paria-Wittwe, sclavisch ihrer harten Pflicht eingedenk, regungslos und stumm am Boden hingestreckt, und preßte ihr Antlitz in den Staub der Erde, ob es auch von hundert Termiten und Ameisen peinlich zerstochen ward; als sie aber den gefürchteten Braminen wegeilen hörte, erhob sie ihr Haupt, richtete sich zitternd und schwankend an dem Leichname ihres Mannes empor, fiel der Lady wimmernd zu Füßen, und flehte unter heftigem Schluchzen um Gnade und Barmherzigkeit. Die tiefgerührte hochherzige Matrone heftete ihre bethränten Blicke fragend auf ihren Gemahl, der sie auch alsogleich verstand und seine Antwort mit einer Stelle aus der Schrift begann: „Wer seine Ohren den Bitten der Armuth verschließt, der wird einst selbst rufen und nicht erhöret werden.“ (Prov. 21). Ja, meine liebe gute Johanna! Der Himmel hat uns Vermögen — er hat uns noch mehr als das, er hat uns ein zartfühlendes mitleidvolles Herz beschert, und lehrt uns in seiner Güte, einen weisen Gebrauch von unsern Gütern zu machen. Laß uns denn im Namen Christi die wehklagende Wittwe, und die zwei hülflosen Waisen unter unser Dach aufnehmen, und die Ehre der bessern Menschheit aufrecht erhalten durch unsere Mildthätigkeit, die uns einst der Herr in jenem Leben vergelten möge! — Die bewegte Frau warf sich sanftweinend in die Arme ihres Gemahls, der auch dießmal ihr schönes Vertrauen auf ihn rechtfertigte, und ihre Erwartung mit überein-

stimmender Denkungsart und Nächstenliebe erfüllte. Nachdem sie ihm die von edlem Tugendeifer entglühte Wange wiederholt geküßt, wandte sie sich freundlich tröstend zu dem tiefbestürzten Weibe, sprach ihr Fassung und Muth zu, versicherte sie ihres Beistandes, legte ihr das Töchterlein in den Arm, und drückte das andere Kind mit dem Bedeuten an die Brust, daß sie und ihr Gatte an beiden Aeltern=Stelle vertreten wollen. Hierauf bestieg sie mittelst eines Antrittes den breiten Rücken eines weißen Elephanten, und winkte der armen Mutter mit dem Kinde, daß sie ihr folgen, und auf das Thier klettern solle. Remba, so nannte sich das Weib, bückte sich noch einmal zum Leichnam ihres Mannes nieder, preßte ihre Lippen auf seine bleichen Wangen, drückte auch das Antlitz des Kindleins schluchzend auf das des entseelten Vaters, murmelte dabei einige unverständliche Worte, bestieg sodann den riesenhaften Lastträger, und umklammerte noch einmal unter heißen Thränen des Schmerzes und der Rührung die Kniee ihrer großmüthigen Wohlthäterin. Diese erneuerte ihre salbungsvollen Trostsprüche, und winkte dem Cornak, das Thier anzutreiben. Der ganze Zug setzte sich gen Calcutta in Bewegung. Herr Breaton aber trug zweien seiner Sclaven auf, daß sie die Leiche des Paria am Platze beerdigen sollten, bestieg sodann seinen arabischen Hengst, und trabte an der Seite seiner geliebten tugendsamen Gemahlin nach der Stadt.

Es war schon finstere Nacht, als sie zu Hause anlangten. Sie blickten nach den erhellten Fenstern des Braminen Cadepur empor, welcher, wie schon gesagt, gegenüber wohnte, und vernahmen zu ihrem Leidwesen ein stöhnendes Weinen und Heulen, das wohl manchem befremdend auffiel, das aber nur sie nach der wahren Ursache zu deuten wußten. Herr Breaton ging am folgenden Morgen selbst zu Cadepur hinüber, und hoffte ihn dieß=

mal zur Zurücknahme seines Kindes zu vermögen; allein der Bramine ließ ihn nicht vor, sondern vermeldete ihn durch einen Sclaven, daß er und Elvoranga von keinem eigenen Kinde wüßten, und Herr Breaton möge künftig sein Haus meiden, weil er ihn als Vertreter und neuen Vater der Paria-Brut ebenfalls mit seinem ganzen Gesinde für unrein halte, und die Qualen des Jaggernauth über ihn herab rufe. Herr Breaton ging von da unverzüglich zur Präsidentschaft, vermeldete den besagten Vorfall in seinem ganzen Umfange und erklärte sich auch im Namen seiner Gemahlin Johanna Breaton bereitwillig, an den zwei hilflosen Waisen Aelternstelle zu vertreten, wenn er sie unter dem Schutze der Landesgesetze als eigen betrachten, rechtskräftig adoptiren, und in seiner Glaubenslehre, der katholischen Religion, erziehen dürfe. Der Bramine Cadepur wurde noch an demselben Tage zur Präsidentschaft berufen, und als er für seine Person und im Namen seiner Gemahlin erklärte, daß er kein eigenes Kind habe, und auf das gehabte keine Rechte und Ansprüche mehr geltend machen wolle, und daß er ferner, wenn er mit jenem Todschlag ja eine Sünde begangen habe, seine Schuld durch eine Bußfahrt nach Benares sühnen werde, so wurde er mit dem Bedeuten entlassen, daß Herr Breaton der rechtmäßig anerkannte Vater seines Söhnleins sey, und daß in Betreff seines Mordes und der Strafe das Priester-Collegium der Braminen entscheiden solle, dem der ganze traurige Vorfall unverzüglich berichtet würde.

Herr Breaton ließ im Einvernehmen mit Remba die beiden Kindlein taufen, und unter seinem Familien-Namen, als Isabella und William Breaton, in das Kirchenbuch eintragen; Remba aber, welche die Amme und Wärterin der beiden Säuglinge war, wurde von nun an, ihrem eigenen Verlangen gemäß, täglich zum Religions-

Unterrichte geschickt, und nach zwei Monden schon als eine eifrige gottesfürchtige Schülerin in den heiligen Bund der katholischen Christenheit aufgenommen.

Inzwischen hatten Cadepur und Elvoranga, sey es nun auf eigenen Antrieb, oder auf das verpönende Geheiß des Braminen-Collegiums ihre Bußfahrt nach Benares angetreten. Er zerrte einen zentnerschweren Stein, auf dem ein Kindlein gemeißelt war, am rechten Fuße nach sich, während sie auf Schuhen ging, durch deren Sohlen lange spitze Nägel geschlagen waren. Sie brachten drei Monden zu bis zum Ziele ihrer peinlichen Wallfahrt, und nährten sich während dieser Zeit nur mit trockenen Reiskörnern und Quellwasser, oder Regentropfen. Ihrem Gelöbnisse gemäß hätten sich beide unter dem ehrnen Wagen des Gottes Jaggernauth ein Bein zerschmettern lassen, allein sie waren auf der letzten Tagreise schon so geschwächt, erschöpft, krank und elend, daß sie geführt und in ein Hospital gebracht werden mußten. Hier lagen sie nun durch äußeres und noch mehr durch inneres Leid gemartert viele Wochen lang ohne Trost und ohne Hoffnung, und drückten sich ohne Unterlaß Dornen in das Herz, wo liebliche Rosen blühen und duften konnten. Der unsterbliche Verfasser der „Glocke“ sagt so trefflich:

„Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der Schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn!“ —

Die armen Verblendeten, die Wahnwitzigen, muß ich sagen, verliessen Benares etwa erst nach Jahresfrist und kehrten, ohne noch völlig genesen zu seyn, nach Calcutta zurück, um hier eine noch größere Strafe auszustehen, als sie sich selber auferlegt hatten. Sie sahen von den Fenstern ihrer Wohnung aus die zwei mit ihrem schwersten

Fluche belegten Kinder, welche inzwischen wahre Engelsbilder wurden, und wie zwei liebliche Rosenknospen in den heitern Frühling ihres Lebens hinauslächelten. Sie spielten so herzig auf dem Schooße ihrer sorglichen Amme, sie hüpften so lebensfroh auf den Armen ihrer zärtlichen Pflegemutter, sie koset so traut und liebevoll den freundlichen Pflegevater — schleuderten aber mit allem was sie thaten, mit ihrem unschuldvollen Spielen, ihrem frohmüthigen Lächeln, ihrem engelsüssen Kosen, ihrem melodischen Lallen und Stammeln, glühende giftige Pfeile hinüber in die wunden blutenden Herzen der Braminen-Familie, die an ihnen so gerne zwei häßliche Kröten erblickt, und die Kraft ihrer Verwünschungen bewährt gefunden hätten. Man konnte mit Recht sagen, daß hier Himmel und Hölle oder höchste Erdenlust und höchstes Erdenleid nur um die geringe Weite einer Gasse von einander entfernt waren. Elvoranga ward darüber oft ganze Tage und Wochen ein blutendes Opfer ihres stillen Grames oder eine Beute ungestümer Raserei, so daß sie nicht selten streng bewacht, von den Gassenfenstern fern gehalten und in einem verschlossenen Gemache behüthet werden mußte. Sie wünschte sich Ersatz, sie wünschte sich ein Kindlein für das verlorne, und bestürmte alle die vielen Gottheiten, an die sie glaubte; allein ihr Flehen ward nicht erhört, sie sollte wenigstens diesen Trost nicht mehr auf Erden haben, dessen sie sich durch ihre Wahnverblendung so unwürdig gemacht hatte. Nicht weniger als sie, und noch ungestümer litt Cadepur; er rief in seinem Riesenschmerze, seiner Verzweiflung den Wahnsinn herbei, den Tod selber, und nahm oftmals jenes Feuerrohr zur Hand, mit dem er das Leben des Paria vernichtet hatte; er legte es aber immer wieder von sich, und blickte auf seine elende Gemahlin, die er nicht zur Wittwe machen wollte, blickte trotz alles Widerstrebens nach seinem blühenden Söhnlein hinüber, das ihn mit

dornenvollen Rosenfesseln zu Gram und Leid an dieses Leben schmiedete. Es blüht so lieblich wie Brama's erster Morgenstrahl, seufzete er oft aus der Brust, es sieht so rein und glänzend wie keine Blume zu Delhi in des Groß-Moguls Garten; sollte es wirklich nicht unrein, wirklich keine scheußliche Paria-Kröte hinter der schönen Larve seyn? Nein, nein! es ist alles Trug, alles äffender Schein, ich darf, ich mag es nicht lieben; ich mag es nicht schauen mehr, hätte es auch aufgehört, eine häßliche Paria-Brut zu seyn, so ist es doch, wie es heißt, getauft und ein Christenkind geworden, und auch als solches ewig verloren für mich!

Diese und ähnliche Worte sprach er oft bei sich, aber weit entfernt sich zu beschwichtigen, geißelte er sich jederzeit zu noch größerer Unruhe, und bewährte auf die traurigste Weise, was Flaccus sagt: Naturam expellas furca, tamen usque recurret. — Die Natur läßt sich durch keine Gewalt bändigen und vertreiben, sie kehret immer wieder zurück.

So kehrte auch er, von einem unwiderstehlichen Drange gezogen und gezerrt, immer wieder zu den Fenstern zurück, von denen er sich selbst verbannen wollte, und blickte zwischen lichten heißen Thränen auf sein Söhnlein hinüber, das sich, gleich dem andern Kind, täglich lieblicher, reizender, engelmilder entfaltete. Es gibt vielleicht keinen Schmerz auf Erden, der dem des gemarterten Braminen glich, und nur der Heftigkeit dieses Flammenschmerzes, dieses langsam verzehrenden Grames, mag man die neue Schuld auf Rechnung schreiben, die er im Taumel der Leidenschaft, der wilden Verzweiflung beging. Er hatte eines Abends abermal sein Feuerrohr mit gespanntem Hahne in der Rechten, mit sich selbst und seinen Göttern entzweit, mit sich selbst und der ganzen Welt zerfallen, und setzte den tödtenden Lauf schon an seine lautpochende

Brust — da blickte er noch einmal auf, und starrte mit verzehrten Mienen nach dem Fenster des Nachbars hinüber, und schauderte voll des Leides, voll des Ingrimms, voll des Entsetzens zusammen, denn Herr Breaton erschien dort, sein liebes Söhnlein auf den Armen, und geherzt und liebkos't von ihm, und zum erstenmal beseligt mit dem süßen „Vaternamen", den das Kind schon laut und vernehmlich lallte, — damit aber einen Donnerkeil herüber schleuderte in das Herz seines Erzeugers, so daß dieser, von Rache entzündet, das Feuerrohr vom eigenen Busen weg, und nach dem nachbarlichen Fenster wandte mit zitternden Händen — und ein Druck — und ein Knall — und der furchtbare Flammenschlund spie die mörderische Kugel zischend zwischen Vater und Kind mitten hindurch — und schmetterte sie gegenüber an die todte Wand!

Es läßt sich leicht erachten, welchen Schreck, welche Bestürzung dieser Mordversuch in Breatons Hause verursachen mußte. Mylady umarmte ihren Gemahl unter lautem Schluchzen, Remba stellte ihr Kind zur Seite, kniete erbleichend und an allen Gliedern bebend auf den Boden nieder, faltete als eine fromme Christin ihre Hände, und dankte dem allmächtigen Himmel, daß er das mörderische Blei von dem Haupte ihres Retters und Wohlthäters abgewendet, und nach ihrem Beispiele falteten auch die zwei Kinder ihre Händchen, und blickten, wie sie, zum Himmel empor. Herr Breaton drückte die beiden Kleinen an sein gerührtes Herz, und eilte sogleich fort, um von diesem meuchlerischen Mordanschlage gerichtliche Anzeige zu machen, und Klage zu führen.

Cadepur wurde zur Stunde inquisitorisch eingezogen, und vor ein peinliches Gericht gestellt, welches ihn, nachdem er unverholen seine Schuld bekannt hatte, vor der Hand auf unbestimmte Frist zur Gefängnißstrafe verurtheilte. Elvoranga, seine arme Gemahlin, deren Geist

eben wieder tief zerrüttet war, ward am folgenden Morgen von ihrer Tante, der Frau von Reward, abgeholt, da diese ihre nächste, und so zu sagen ihre einzige Verwandte war. Wäre Elvoranga bei vollem Bewußtseyn gewesen, würde sie wohl schwerlich in das Haus ihrer Tante gegangen seyn, denn Frau von Reward war die Gemahlin eines brittischostindischen Marine-Offiziers, und seit mehreren Jahren schon, seit ihrer Verheirathung nämlich, der christkatholischen Religion zugethan. Hier zeigt sich wieder die christliche Liebe und Tugend auf eine rührende Weise im schönsten Lichte, und bewähtt ihre unvergleichliche Erhabenheit über das Heidenthum, seinen Haß und seine Unversöhnlichkeit, zur Ehre und zum Troste der ganzen Christenheit. Frau von Reward war seit ihrer ehelichen Verbindung, oder vielmehr seit ihrer Bekehrung, von Elvoranga und deren Gemahl nicht bloß vernachläßigt und kalt behandelt, wenn sie der Zufall zusammen führte, sondern sogar mit lauten Vorwürfen überhäuft, und als eine Abtrünnige von jedem freundlichen Verkehre ausgeschlossen. Frau von Reward nährte aber keinen Groll gegen ihre Verwandten, und rief sich selbst die Worte der Schrift zu: „Herr! vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“ Sie konnte wahrlich ihre christliche Liebe nach dem Beispiele Jesu nicht schöner beweisen, als jetzt damit, daß sie diejenige in ihr Haus aufnahm, von der sie so bitter angefeindet, verhaßt und gescholten worden ist. Ihre erste Sorge war, alle möglichen Mittel zu versuchen, die Kranke an Leib und Seele wieder gesund zu machen. Sie bestellte einen verständigen Arzt, der sie täglich besuchen mußte, und jede Diät, wie sie auch in die Kosten laufen sollte, vorschreiben durfte. Der scharfsichtige Arzt ermittelte gar bald, der Hauptsitz des Uebels liege in einem zerrütteten Gemüthe, und aus ihren Träumen und Fieberfantasieen sprach es sich klar

aus, daß das verlorne Kindlein die Ursache ihres körperlichen und geistigen Leidens sey. Herr von Blight, so nannte sich der Arzt, bath Frau von Reward, ihm die früheren Verhältnisse und Schicksale der Kranken zu eröffnen, und vielleicht dieser Mittheilung gemäß, seine medizinische und physiologische Cur einrichten zu können. Kaum hatte Frau von Reward den Namen der Kranken genannt, und ihre Verhältnisse zu erzählen angefangen, fiel Herr Blight ein: ich danke, ich kenne die Unglückliche und weiß alles, ich bin ja Hausarzt und Freund bei Herrn von Breaton, der mir die ganze traurige Geschichte mitgetheilt hat. Aber ach! fuhr er fort, wenn da nicht Gott und die Natur helfen, unsere Rezepte und Apotheken sind stumpfe Waffen gegen einen solchen Zustand. Ich werde aber der Sache reiflich nachdenken und erwägen, nicht, wie wir unmittelbar helfen, sondern wie wir mittelbar nachhelfen und einwirken können. Mit diesen Worten empfahl er sich für heute, eilte die Treppe hinab und sprang in seinen Wagen, — um zu Frau von Breaton zu fahren, die sich in Folge jenes schauerlichen Vorfalls seit mehreren Tagen schon unwohl befand. Nachdem er seinen Krankenbesuch abgestattet hatte, winkte er seinem Freunde Herrn Breaton, und ging mit ihm in ein Seitengemach, wo er Dinge von Wichtigkeit mit ihm besprach, doch auf eine so geheimnißvolle Weise, daß es mir selbst nicht erlaubt ist, sie vor der Hand zu offenbaren, doch wird uns diese Conferenz in ihren allmäligen Folgen kundbar werden.

Herr Doctor Blight fuhr am folgenden Tage um dieselbe Stunde wieder bei Frau von Reward vor, um ihre Patientin zu besuchen. Er war aber dießmal nicht allein, sondern ein Knäbchen, das noch nicht zwei Jahre alt seyn mochte, saß bei ihm im Wagen; er hob es sorgfältig herab, führte es leitend an der Hand, trug es über

die steinerne Treppe hinauf, und stellte es den beiden Frauen als sein Söhnlein vor. Die kranke, sinnverwirrte Elvoranga verwandte kein Auge mehr von dem lieblichen Kinde; man sah es ihr an Mienen und Gebärden an, daß sie das glühendste Verlangen trage, den kleinen Engel in ihre Arme, und an die wogende Brust zu drücken, sie wagte es aber dennoch nicht, gleich als würde sie von unsichtbaren Fesseln eben so zurückgehalten, als sie sich angezogen fühlte, und gerieth in convulsivische Zuckungen, die dem Arzte, der sie scharf beobachtete, einige Bedenklichkeiten zu erwecken schienen. Er wollte sich also entfernen, und nahm das Kind, das sich inzwischen mit einem Schooßhündchen vertraut gemacht hatte, wieder auf den Arm, und langte nach seinem Hute, da trat ihm aber Elvoranga rasch in den Weg, und bat unter Thränen, und im vollen Bewußtseyn ihrer Rede, daß er sich noch verweilen und ihr das Knäbchen, das sie schon irgendwo gesehen zu haben vorgab, zum Liebkosen reichen möchte. Kaum hatte er ihr das Kind übergeben, so öffnete sie alle Fächer und Laden im ganzen Gemache, und forderte ihren kleinen Gast auf, an Eßwaaren oder Spielsachen zu nehmen, was ihm nur behagte. Der Knabe griff nach allem, was glänzte oder was ihm süß dünkte, und über seine unbefangene natürliche Weise hatte die Kranke solche Lust und solches Wohlgefallen, daß sie zu öftenmalen in lautes Lachen ausbrach, und das Kind einmal über das anderemal tiefbewegt an die Brust drückte. Sie ward mit ihm selbst zum Kinde, schloß ihm sogar ihr Schmuckkästchen auf, und ließ ihn wählen, was ihm gefiele. Dem Knaben gefiel Alles, er griff hastig mit beiden Händen nach den Gold- und Silbersachen, nach den glänzenden Perlen, nach den schönen Corallen, nach den blitzenden Edelsteinen und hing sich alle die Ketten und Schnüre um Nacken und Arm. Elvoranga's Augen glühten im An-

blicke dieses kleinen und niedlichen Wesens, sie kauerte sich auf den Boden nieder, und grollte fast eifersüchtig und neidisch mit der Tante und dem Herrn Doktor, wenn sie den Knaben von ihr wegriefen oder liebkosten. Nach einer vollen Stunde endlich machte Herr Blight ernstliche Miene zum Fortgehen, und rief sein vorgebliches Söhnchen zum Aufbruche. Elvoranga's Anlitz umdüsterte sich, sie hielt den kleinen Liebling umschlungen und sann auf Mittel, ihn nur noch auf kurze Frist zu verzögern. Sie rief zum Fenster hinab nach dem Gärtner, daß er eine Ananas, die schönste und süßeste, aus dem Garten bringe, sie befahl einer Sclavin, daß sie ein Meerschwalbennest hole, welches auch dort als ein Leckerbissen gilt, bot dieses dem Herrn Doktor, schnitt die köstliche Frucht in dünne Blättchen für den kleinen Näscher, steckte ihm eines nach dem andern schäckernd in den rosigen Mund, und geberdete sich wie die zärtlichste Mutter, so daß bei ihrem Anblicke den beiden Zeugen die Augen feucht wurden, und das mitfühlende Herz überwallte. So verging abermal eine selige Stunde, auf welche für die Kranke viele trübe folgen sollten. Der Herr Doktor versprach ihr indeß bei seinem Abschiede, er wolle, weil ihr der Knabe so viele Freude mache, denselben zur Aufheiterung ihres Gemüthes täglich mitbringen, und so ward ihr die Trennung von dem geliebten Engel, der ihr einen Himmel in die Seele zauberte, minder schmerzlich. Sie begleitete ihn von ihrem Fenster aus mit ihren zärtlichen Blicken, warf ihm mit der Hand Küsse über Küsse nach, und wankte endlich, als der Wagen um eine Ecke beugte, mit leidendem Gesichte von ihrer Warte weg, warf sich seufzend und schweigend auf ihren Divan, bedeckte ihr Antlitz mit flachen Händen, um sich ungeblendet den seligen Genuß noch einmal im Spiegel der Erinnerung vor die Seele zu zaubern, schlummerte auf diese Anstrengung in's Reich der

Träume hinüber, und verrieth durch laute Worte, daß sie noch immer mit dem holden Knaben spielte; sie nannte ihn ihren Sohn, ihren einzigen Liebling, ihr Herz! und lächelte so seelenvoll und glücklich, daß Frau von Reward, die sie belauschte, wünschen mußte, der himmlische Traum möge bis zum kommenden Morgen dauern, und wohlthätig auf ihren geschwächten Leib und ihren zerrütteten Geist einwirken. Des Gemahls dachte sie bisher mit keiner Silbe; die Arme wußte nicht, welche Schuld er auf sich geladen, und welche Strafe er dafür erleide; auch hütete sich Frau von Reward, die Rede auf ihn zu lenken, und zitterte voll der Besorgniß, was sie ihr entgegnen sollte, wenn sie nach ihm fragte? Vor der Hand ließ sich auch nicht annehmen, daß sie sich so bald des Gefangenen erinnern werde, denn das Bild des Knaben erfüllte und beschäftigte ihre ganze Seele, und gab keinem andern Gedanken Raum. Sie schlief und träumte gerade so lange, als sie vorher mit dem Kinde gespielt und gekost hatte, und schien ihn, als sie erwachte, mit leuchtenden Blicken in allen Winkeln des Gemaches zu suchen. Morgen, liebe Nichte! morgen bringt dir Herr von Blight sein artiges Söhnlein wieder; laß uns jetzt in den Garten gehen, der Abend ist freundlich, und Blumen und Datteln pflücken, die du ihm dann morgen geben wirst. Wohl das, entgegnete Elvorango, aber das kann der Gärtner besorgen; ich will meinem Liebling noch mehr Freude machen, sieh, da sind zwei — und noch eine Goldmünze, laß uns fortgehen, und schöne Spielwaaren kaufen; aber laß nur mich wählen, ich fühle und weiß am besten, was ihn unterhalten wird; komm liebe Tante, ich bitte dich, komm mit mir. Frau von Reward mußte schon auf Geheiß des Arztes alle mögliche Schonung mit ihr haben, und willigte ohne Widerrede ein, mit ihr auf den Marktplatz zu gehen, rief einen Sclaven herbei, daß er ihnen mit einem

Korbe folge, und wandelte Arm in Arm mit der Nichte durch die Straßen der Stadt. Calkutta hatte schon damals eine Bevölkerung von einer halben Million Seelen, glich in jeder Hinsicht einer gutpolicirten europäischen Stadt wo nicht des ersten, doch gewiß des zweiten Ranges, und bot alles zu Kauf, was man in allen größeren Handelsplätzen der Welt zu suchen berechtigt ist. Elvoranga entäußerte sich in weniger als einer Stunde ihrer drei Gold-Rupien, und füllte den Korb des Sclaven mit den niedlichsten Dingerchen, ja, die Tante mußte ihr sogar noch eine Sicca-Rupie borgen, weil sie auf dem Heimwege noch eine Spielkutsche fand, welche mittelst eines künstlichen Räderwerkes von selbst einigemal durch das Zimmer rollte, und stark genug war, ein zwei- oder dreijähriges Menschenpüppchen zu tragen. In den Händen zärtlicher Mütter und Tanten wiegen die schwersten Münzen nicht so viel als lockere Schneeflocken, wenn es sich darum handelt, ihren Kindern, und nicht weniger sich selbst durch sinnige Theilnahme unschuldige Freude zu machen; und auf Elvoranga's Hand hatten die schweren Rupien leichte Taubenflügel, und flogen so gern und so schnell hinweg, um nur ihren herzigen Tirabad, wie sie den Knaben öfter nannte, ein Vergnügen zu erkaufen. Auch konnte sie das in anderer Beziehung unbedenklich thun, denn ihre Einkünfte waren für Indien sehr beträchtliche zu nennen.

Inzwischen war der Abend hereingebrochen, welcher Frau von Reward und das ganze Hausgesinde nach gewohnter Ordnung bald zur stillen Ruhe auf das Lager rief. Elvoranga konnte sich heute nicht entschliessen, sich so früh dem Schlafe hinzugeben; sie räumte alle Spielwaren aus dem Korbe, stellte sie partieenweise im Zimmer auf, änderte an jener Gruppe, wie es ihr für den Beifall des Knaben am reizendsten und effectvollsten bedünkte, sprach und tändelte mit ihm, als ob er schon ge-

genwärtig wäre, wie es etwa unsere Mütter vor dem heiligen Christabend zu thun pflegen, und löschte erst um die Stunde der Mitternacht ihre Lampe aus, um endlich ihr Lager zu besteigen.

Ich würde mit meiner Erzählung zu sehr in's Breite gerathen, wenn ich sofort alles umständlich detailliren wollte; ich beschränke mich daher nur kurz zu sagen, daß Herr Blight am folgenden Tage mit seinem vorgeblichen Söhnchen wieder kam, daß Elvoranga mit ihm abermals zum Kinde wurde, die gekauften Spielwaaren jetzt in diese, jetzt in jene Gruppen aufstellte, die Stimmen der verschiedenen Thiere, die darin figurirten, zum schallenden Gelächter des entzückten Knaben nachahmte, ihn mit Blumen und Kränzen aufputzte, mit Datteln, Ananas, Feigen und andern köstlichen Früchten fütterte und beschenkte, ihn in dem besprochenen Kunstwagen, der vor allen Dingen seinen größten Beifall erhielt, von Zimmer zu Zimmer rollen ließ, und sorgsam begleitete, und kindlich muthwillig mit ihm sprang, schauckelte, hüpfte und tanzte. Herr Bright beobachtete sie beständig als ein scharfer Psycholog, und besprach sich dann mit der Tante über die weitere Diät, welche die Kranke zu befolgen habe, an deren völliger Genesung er nicht mehr verzweifeln zu müssen glaubte. Die Behauptung wiederholte er um so zuversichtlicher, je öfter er kam, was nach dem unbedingten Verlangen der Patientin täglich geschah, denn diese nahm sichtbar zu an Kraft und Wohlbefinden des Leibes wie des Geistes, und das um so mehr, als der Knabe auf ihren Wunsch und des Docters Zureden: Mutter! zu ihr sagte.

Das geht für die Gegenwart freilich noch alles ganz erwünscht, bemerkte ihm eines Tages Frau von Reward, wie aber, fuhr sie trübsinnig fort, wie aber Herr Doctor! wenn sie einmal mit dem Knabeu nicht mehr kommen,

wenn die angenehme Täuschung von selbst wegfallen muß, wenn sie wieder eine kindlose Mutter, eine unglückliche Gattin ist? — — Ihnen, gnädige Frau! erwiederte Herr von Blight, brauche ich länger die Wahrheit nicht zu verhehlen; wissen Sie denn, daß hier keine Täuschung wegzufallen braucht; der kleine William, den ich für meinen Sohn ausgab, und täglich von Herrn Breaton abholte, ist wirklich Elvoranga's Kind, ist wirklich Tirabad, den sie unter ihrem Herzen getragen. Unter den gegenwärtigen Umständen kann er freilich nicht zu seinen wahren Eltern zurück kommen, die ihn aus blindem Vorurtheil verläugnet und verstoßen haben, denn Herr und Frau von Breaton könnten ihn, abgerechnet ihrer zärtlichsten Liebe, schon aus dem Grunde nicht in ihre Hände zurück geben, weil sie Heiden und ihr Tirabad ein Christenkind ist; lassen Sie uns aber darum an einem erwünschten Ausgange nicht verzweifeln, und Alles versuchen, wo so vieles, wo das wahre Glück, wo sogar die Seligkeit zweier Menschen auf dem Spiele steht. — Ich weiß, worauf Sie abzielen, Herr Doctor! fiel die edle Frau tiefgerührt ein, meine Nichte und ihr Mann müssen Christen werden! — Sie durchschauen meinen Plan, versetzte der Doctor, und sehen die Nothwendigkeit ihrer Bekehrung ein, wenn sie hier und dort noch glückselig werden sollten. Elvoranga's Gemüth, fuhr er fort, ist weich wie Wachs, ist eben am empfänglichsten für die sanfte, süße, beseligende Lehre unserer heiligen Kirche, versuchen sie es mittelst eines würdigen Priesters, und flößen sie der dürstenden, der wunden Seele die balsamischen Worte des Trostes und des Heiles ein. — Bei ihrem Gemahl, dem ich mit meinem Collega dem Herrn von P. schon zweimal im Gefängnisse besucht habe, dürfte es mit der beabsichtigten und bereits eingeleiteten Bekehrung wohl größere Schwierigkeit kosten denn sein Gemüth ist vertrocknet, sein Gewissen verzagt,

sein Vorurtheil fast unbeugsam, jedoch ein längeres Leiden in der Haft wird seinen trotzigen Sinn allmählig brechen, und ihn mürber machen, so wie der Umstand, daß er mit Brama und allen irdischen Gottheiten zerfallen ist, weil sie ihn so unglücklich werden ließen, eine Art Vorbereitung zur Annahme des Christenthums werden kann. Er hat jetzt eigentlich gar keine Religion, gar keinen Glauben — und in diesem Zustande kann kein Sterblicher, am wenigsten aber ein Sünder und Unglücklicher lange ausharren. — Wie aber, fragte die Matrone, wenn uns das verdienstliche Werk mit Gottes Beistand wirklich gelingen sollte, wenn wir beide als würdige Glieder für unsere heilige Kirche gewinnen, werden die Breatons so hochherzig und edelmüthig seyn, sich ihres Aelternrechtes auf das Kind zu begeben? — Gnädige Frau! antwortete ihr der Doctor, wenn sie diese höchst ehrwürdige Familie kennten, so würden Sie keinen Augenblick zweifeln, daß sie fähig sey, für Gott und die gute Sache das größte Opfer zu bringen. Herr Breaton, mein schätzbarster Freund, trug keinen Augenblick Bedenken, mir bei der Ausführung meines Planes nach Kräften behülflich zu seyn, darum vertraut er mir täglich sein Kind, das er eben so warm wie das Paria-Mädchen, und beide wie seine eigenen Kinder liebt, darum sage ich, hat er sogar seinen eigenen Bruder, der katholischer Priester ist, beschworen, er möge den größten Beweis seiner Rednergabe und seines heiligen Berufes damit ablegen, daß er ihm in der Person des verblendeten Cadepur einen Freund und der römischen Kirche ein neues Glaubenskind zuführe, wornach er (Breaton) keinen Anstand nehmen werde, und ihm, dem Versöhnten und Bekehrten gern sein wohlerzogenes Söhnlein an die Vaterbrust legen wolle. — Frau von Reward vergoß bei dieser Mittheilung Thränen der Rührung, und schickte einen bittenden Blick zum Himmel empor, daß er ihr ge-

sammtes Bemühen mit seinem Segen fördern und krönen möge.

Auf einmal fiel es ihnen während dieser geheimnißvollen Unterredung befremdend auf, daß sie Elvoranga und den Knaben nicht wie vorher, weder in dem Zimmer noch im Garten spielen und tummeln hörten. Die Matrone lief beängstigt durch die Gemächer, lief durch die Gewinde des Gartens, und fragte nach den beiden. Der Kleine schläft, antwortete der Gärtner, dort im letzten Pavillon, und die gnädige Frau Nichte steht mit der Staffelei vor ihm, während ihre Sclavin die Mücken wehrt, daß er recht lange schlummern möge. Sie schickte den Gärtner zu Herrn von Blight und trippelte leise zum Pavillon, um die Mahlerin und den holden Schläfer zu belauschen. Der Herr Doctor war in wenigen Minuten nachgekommen. Guter Gott! flüsterte sie ihm zu, sehen Sie Herr von Blight, wie ihr die ganze liebende Seele in den Augen schwimmt, sie ahnt, sie fühlt, ohne es sich bewußt zu seyn, daß das ihr eigenes Kind sey, die Wunder der Natur bewähren sich bei ihr in ganzer Kraft, solch eine Mutterliebe wohnt nirgend mehr in einer weiblichen Brust! — Sie hat sich offenbar das Kind mühevoll auf den Armen eingeschläfert, flüsterte der Doctor entgegen, um es bequem mahlen zu können, denn es pflegt sonst den Tag über nicht mehr zu schlummern. — — In dem Augenblicke erwachte der Knabe, rieb sich die Aeuglein, glitt vom Divan herab, ließ sich auf die Kniee, faltete die Händchen, und betete mit lauter Stimme das Vaterunser, weil er eben des Morgens aufzustehen glaubte, und nach Frau von Breatons und Rembas Unterweisung und Beispiel dieß täglich zu thun gelehrt und angehalten wurde. Weit entfernt, daß die Brama-Bekennerin ein Aergerniß an diesem schönsten aller Gebete gefunden hätte, umarmte sie das Kind vielmehr im Innersten gerührt, er-

griffen, und von heiligen Schauern durchwehrt, schickte ihre Sclavin hinaus, und bat das fromme Kind mit beweglicher Stimme, daß es diese heiligen Worte wiederholen möge. Das Knäbchen fühlte sich ihr zu sehr verbunden, um ihr nicht zu willfahren, kniete sich abermal nieder, und betete mit gefaltenen Händen. — „O! noch einmal, noch einmal, mein Kind! und für heute zum letztenmal, bat Elvoranga, geh, lieber Sohn! ich schenke Dir dafür wieder viele neue Spielsachen, sag mir das schöne Gebet noch einmal her, ich höre es gar so gern, und werde es vielleicht auch lernen. — — Wie? entgegnete der Knabe befremdend und betroffen, du kannst es nicht, kannst das Vaterunser nicht wie meine andere liebe Mutter und wie Rosina? (so ließ sich Remba taufen) du kannst das Vater unser und das Ave nicht? — Ich kann es noch nicht, entgegnete sie, leise erröthend. — — So bist du ja gar eine Heidin?! versetzte der Knabe, entschlüpfte scheu und verstimmt ihren Armen und eilte aus dem Pavillon, wo er auf den Herrn Doctor und Frau von Reward stieß. Diesen erzählte er alsogleich mit verdrießlichen Mienen, daß Frau Elvoranga, die er bisher Mutter genannt, das Vaterunser noch nicht beten könne, das doch er und Isabella, sein Schwesterchen, seit lange schon wüßten, und doch noch klein wären. Ich will dich nicht mehr meine Mutter nennen, sprach er hierauf zu Elvoranga, die eben mit nassen Augen aus dem Pavillon trat, wenn du nicht das schöne Gebet vom heiligen Christ weißt. Dabei wich er abermal ihrer Umarmung aus, und flüchtete sich zu Herrn von Blight, dem er dringend anlag, daß er nach Hause fahren möchte. Elvoranga brach in ein lautes Weinen und Schluchzen aus, warf sich ihrer Tante um den Hals, und stammelte ihr in's Ohr: Ach, Tante! es rächt sich alles auf Erden; wir haben unser Kind verstoß en, und jetzt verstoßt mich dieses

Kind! — Betrübe dich nicht über Kindeslaunen, antwortete ihr die Tante, es ist doch ein Leichtes, seine Liebe wieder zu gewinnen, thu' ihm den Gefallen, und lerne das Gebet; ich will es dir heute noch so oft vorsagen, bis du es fassest; und kannst du es ihm morgen beten, so hast du seine Neigung wieder gewonnen, und wirst dich wieder mit dem süßen Mutternamen angeredet hören. Komm, William! sprach sie zum Knaben, gib deiner Mutter hier noch einen Kuß, morgen wird sie das Vaterunser besser wissen als du, und übermorgen lehrt sie dich den Glauben beten, den du noch gar nicht kannst; komm, gib ihr einen süßen Abschiedskuß. Lehrst du mich übermorgen den „Glauben" beten? fragte der Knabe, und näherte sich Elvoranga. — Wenn ich bis dahin nicht krank werde, mein Kind entgegnete sie, — du sollst aber nicht krank werden, fiel ihr der Knabe ein, wer fleißig zu lieben Hergott betet, dem ergeht es ja immer wohl. — So gib mir einen herzigen Kuß, mein Kind! daß ich nicht krank werde, erwiederte sie, und drückte ihr Söhnlein wiederholt an die Lippen, stellte es dann zur Erde nieder, und eilte schluchzend in den Pavillon zurück. — Frau von Reward begleitete den Herrn Doctor bis zum Wagen. Es scheint sich alles so wunderbar und seltsam zu fügen, sprach Herr von Blight, daß Gottes Einwirkung unverkennbar ist. Ihr eigener Sohn wird ihr erster Lehrer im Christenthume, zieht sie gleichsam mit Rosenbanden aus der Nacht des Heidenthums zum Lichte der Wahrheit, zu ihrem zeitlichen und ewigen Heile, und umgarnt ihr weiches Mutterherz mit unlösbaren Schlingen. Gott gebe seinen ferneren Segen unsern redlichen Bemühungen, versetzte Frau von Reward, empfahl sich ihrem werthen Hausfreunde, gab ihm Grüsse auf an die schätzbare Familie von Breaton, und kehrte gedankenvoll zu ihrer Nichte in den Pavillon zurück.

Elvoranga war im Gemüthe noch nie so sehr aufgeregt, als in dieser Stunde. Sie stand vor der Staffelei, und redete laut mit dem Kinde, von dem sie erst die Grundlinien und Hauptzüge entworfen hatte, wandte sich aber beim Eintritte der Tante zu dieser und sprach mit vollem Selbstbewußtsein: Liebe Tante! hilf mir, rathe mir, denn in diesem Zustande halte ich es nicht länger aus, es zerreissen auf einmal zu viele Wonnen und zu viele Leiden mein Herz, und vernichten mir alle Ruhe des Lebens. Ich glaube, ich bin seit lange schon in deinem Hause — warum bin ich aber in deinem Hause? wo ist dein — wo ist mein Gemahl? wir haben euch, ich entsinne mich noch, wir haben euch übel nachgeredet, euch angefeindet und gemieden — wer hat uns wieder versöhnt und befreundet? ich bitte dich, Tante! antworte mir. — Liebe Nichte! entgegnete die Matrone, mich hat die Liebe, mich hat die heilige Pflicht, die mir meine Religion auferlegt, wieder mit euch versöhnt und befreundet. — „Du bist Christin, ja ich entsinne mich noch, du bist uns abgefallen und Christin geworden.“ — Wäre ich noch Brama's Bekennerin, fiel die Matrone ein, ich hätte wohl schwerlich ein Herz gehabt, mich deiner liebreich und erbarmungsvoll anzunehmen. — Ach! bin ich denn wirklich so elend, klagte Elvoranga, was ist denn geschehen, daß ich so elend, so unglücklich werden mußte? sprich, sag mir alles, jetzt kann ich das Bitterste vertragen. — Hat euch nicht das blinde Vorurtheil eures Götzenglaubens so gar unmenschlich gemacht, habt ihr nicht in Folge eines lügenhaften Traumes, und sündhaften Wahnes euer einziges armes Kind verstossen, verflucht, und verläugnet? Weil es ein schändlicher Paria ausgewechselt, weil es ein unreines Pariakind geworden ist, entgegnete die Nichte mit tiefem Schluchzen. — Glaub mir, sagte jene, aus Gottes Hand kommen alle Menschen einander

gleich hervor, und so lange sich der Mensch nicht selbst durch sündhaftes Handeln unrein macht, ist er es nicht. Von eurem Kinde ist noch überdieß durch das heilige Taufwasser die Mackel der Erbsünde abgewaschen, und so blüht es rein, unschuldvoll und lieblich als eine duftreiche Blume im Garten Gottes. — Nein, entgegnete Elvoranga, nein, diesem hier, das ich zu mahlen angefangen, kann es unmöglich gleichen. — Es gleicht ihm, wie eine schöne Rosenknospe der andern, ich hab' es jüngst gesehen, und keinen Unterschied gefunden. — O, wenn es wäre! doch Tante! was hülf es auch, es ist uns verloren, wir haben es verstossen, und auch dieses verstieß mich heute — und kann nie mein werden, nie! — Thränen und Seufzer erstickten ihre Worte, sie warf sich der Tante um den Hals, bat sie wiederholt um Verzeihung ihres schnödden Betragens gegen sie, und flehte sie abermal um ihren Rath und ihren Beistand an. — Wenn dir und deinem Manne geholfen werden soll, so müßt ihr euch demuthsvoll und vertrauend der Leitung eurer Freunde überlassen. — Aber sag' einmal, wo ist Cadepur? ist er mit deinem Mann über Meer gefahren? ist er? — Ich sagte dir schon, Nichte! der sündhafte Wahn ist ein tiefer trüber Quell vieler Verirrungen und Missethaten; Cadepur hat den armen Paria erschossen, hat der trostlosen Wittwe zwei Kinder in den Schooß gelegt, und ihr Elend grausam vermehrt, hat sogar rachevoll, statt selbst zu helfen, ihrem edelmüthigen Wohlthäter nach dem Leben gestrebt, und die Existenz seines verstossenen Kindleins abermals gefährdet. — — Das alles hat Cadepur gethan? — Ja, erwiederte die Matrone, das alles that er aus jener sündhaften Verblendung, in der ein großes Volk von zwölf Millionen Seelen befangen ist, und büsset jetzt seine Schuld in der Gewalt der Justiz. — — Himmel! er ist verhaftet! schrie Elvoran-

ga auf! — — Beschwichtige dein Herz, Nichte, er wird nicht als schändlicher Verbrecher, er wird nur als Irrsinniger, als wahnwitziger Fanatiker festgehalten, und hat es von aussen her nicht so schlimm, als du denkest; sein Elend aber liegt in seinem Innern; er ist mit Brama und all' seinen Göttern zerfallen, ringt seiner geschwächten Vernunft umsonst eine genügende Religion ab, und fühlt schon, daß er sich zu einer andern Glaubenslehre wenden, daß er geistig wieder geboren werden müsse, wenn er nicht zeitlich und ewig zu Grunde gehen soll. Zu diesem Elend führt jeder heidnische Götzendienst, und aus diesem Elend rettet nur der beseligende Christenglaube, weil der allein nicht Menschenwerk ist. Liebe Nichte! beherzige diese Worte zu deinem eigenen Heil, erwäge nur, wie Christen beten und handeln, und wie ihr als Heiden betet und handelt. Laß uns in euere Pagoden und dann in unsere Kirchen gehen, und über die Andacht, Frömmigkeit und Erbauung Vergleiche anstellen; laß einen Bramagläubigen und einen Christen in gäher Aufwallung des Zornes feindlich streiten, und sieh, wer mehr Unrecht gehabt, und wer den ersten Schritt zur Versöhnung that; laß das Haus eines Buddhaisten, eines Guebern, eines Türken oder Juden in Brand gerathen, und sieh, ob mehr Bramagläubige oder Kreuzbekenner mit Aufopferung des eigenen Lebens durch die Flammen stürzen, und die gefährdeten Brüder retten? Wir lieben Gott über Alles, und den Nächsten wie uns selbst — Gott ist uns Jesus Christus, der uns auch dieses heilige Gebot gegeben, und der Nächste ist uns der unglückselige Paria eben so gut, als der leibliche Bruder. Ermesset, wie die Familie Breaton an der Paria-Wittwe und den zwei Kindern handelt, Aber verzagt darum nicht, ihr habt nicht sowohl aus Bosheit und Verderbniß des Herzens, als vielmehr aus blindem Vorurtheil als schwache Kinder des Fleisches und

der Nacht gefehlt; schwöret dem Fleische und der Nacht ab, bekehret euch zum Geiste und zum Lichte, und ihr werdet euch den Himmel, die Welt und das Glück versöhnen. Allein, wie unser Heiland spricht, erst müsset ihr werden wie die kleinen Kinder, müsset das Wort des Heiles in Demuth, in Einfalt und Gemüthlichkeit durch den Glauben aufnehmen, und durch die That bewähren. Liebe Nichte! laß dir zum eigenen Frommen rathen, nimm dir das unschuldvolle Kind, das du liebst, das du mit inniger Rührung beten sahst, das uns in seinem reinen Gemüthe das verlorne Paradies noch bewahrt, nimm es jetzt zu deinem Vorbilde, zu deinem Lehrer, sieh es als einen leitenden Engel an, der dich dem Himmel zuführt, und dir hienieden schon den Vorgeschmack einer ewigen Seligkeit bereitet. — Tante! ach, Tante! ich fühle, daß ich muß, ich fühle, daß dieses Gebet, das ich in seinen wesentlichen Theilen ohne dieß schon im Gedächtnisse, ja, im Herzen trage, eine wunderbare Wirkung auf mich gethan, ich bekenne dir, so hat mich noch nie im Leben die andächtigste Verehrung des Brama, der blutigste Opferdienst des Jaggernauth in den Tiefen der Seele gerührt, hingerissen und erglüht. Ja, Tante! ich will Christin werden, will, wie du mich versicherst, meine Seele retten, will dir als deine Glaubensbekennerin all das Unrecht abbitten, das ich dir als Heidin zugefügt, aber Tante! ich bitte, ich beschwöre dich, thu noch mehr als du gethan, gib mir noch mehr, als die Versicherung deiner großmüthigen Verzeihung, gib mir meinen Mann als entsündigten Christen, und gieb uns unser Kind wieder zurück! — Mit diesen Worten warf sie sich zitternd und unter einem Strome von Thränen in die Arme der Matrone, und umschlang sie mit einem krampfhaften Ungestüm, dann glitt sie aber erschöpft auf einen Divan, und suchte sich unter tiefen schweren Athemzügen wieder zu erholen. Hier

schlummerte der Kleine, sprach sie nach einer Weile, hier kniete und betete er — hier will auch ich knieen und versuchen, ob ich beten kann! — Sie faltete die Hände, ließ sich mit erhobenen Blicken auf die Kniee nieder, und betete das Vaterunser fast mit denselben Worten und derselben Andacht wie früher das Kind — und als sie geendet, drückte ihr die Tante einen innigen Kuß, einen christlichen Schwesterkuß, wie sie sagte, auf die Stirne, und hieß sie willkommen an der Pforte des Heils, an der Pforte des St. Petri-Domes, wo sie als Novize des allein seligmachenden Glaubens Einlaß begehrte. In das Innere des Tempels, sprach sie dann, muß dich erst ein würdiger Priester führen, und ich werde dir denselben entbieten, der es übernommen hat, deinen Gemahl auf den Weg des Heils zu führen, denselben, Elvoranga! der dein Kind getauft, mit dem heiligen Wasser des Jordans gereinigt, und mit dem Oel der Glaubensstärke gesalbet hat. — Mein Kind hat er getauft, mein armes Kind, das ich dem Cadepur geboren! Ach, Tante! gleicht es denn wirklich dem? — — Ich sagte dir schon, fiel die Tante ein, wie eine Rosenknospe der andern, und Du sollst keinen Unterschied finden. — — Und wird uns die edelmüthige Familie Breaton, fragte die christliche Novize wieder, wird sie uns das verstoßene Kind zurückstellen, und sich ihres gesetzlichen Aelternrechtes begeben? — Sie wird es, versetzte die Tante, sie wird es kraft ihrer Tugend, ihrer christlichen Hochherzigkeit und Nächstenliebe, sie wird es, wenn ihr dem Götzenthume und seinen blinden Vorurtheilen völlig abgeschworen habt, wenn ihr in Wort und That die göttliche Lehre der Liebe bekennt, wenn ihr würdig und fähig seyd, an dem wohlerzogenen Christenkinde Aelternstelle zu vertreten, seine Aeltern, seine Lehrer, seine Freunde zu seyn! — — Bereite mich vor, geliebte Tante, bereite mich vor zu dem heiligen Schritte dee Bekeh-

rung, beginne noch heute den Unterricht mit mir, und du sollst zur Stunde die eifrigste Schülerin an mir haben.— So komm denn, entgegnete die Matrone, und faßte sie an der Hand, komme und lerne heute noch so viel, daß du morgen den ehrwürdigen Priester mit einem christlichen Gruße empfangen, und daß du morgen schon eben so die Lehrerin deines Kindes werden könnest, wie dasselbe heute dein Lehrmeister, dein Leitstern, dein Vorbild gewesen ist.

Die beiden Frauen gingen aus dem Garten Hand in Hand nach ihrer Wohnung, und schlugen sogleich das Buch aller Bücher, die heilige Bibel auf, das größte Geschenk, das der allgütige Gott durch Seinen eingebornen Sohn selber den armen trostlosen Erdenkindern übermacht hat. Elvoranga verschlang jedes beseligende Wort ihrer Lehrerin; wie eine vertrocknete Blume in der Wildniß die Tropfen des Morgenthaues und die ersten Strahlen des Sonnenlichtes aufsaugt, und wie sich diese gestärkt und erquickt fühlt, so fühlte sich die eifrige Schülerin gestärkt, erhoben und neugeboren durch „das Wort, welches die Welt überwunden hat.“ Sie setzten ihren Unterricht bis in die späte Nacht fort, und Elvoranga verschmähte über der geistigen jede leibliche Nahrung, ja, als ihre Tante nach geendigtem Vortrage das Buch und bald darauf erschöpft ihre Augen schloß und dem Lager zuwankte, ging sie mit der Lampe und der Bibel in das anstoßende Gemach, wiederholte hier laut, was ihr die freundliche Lehrerin eingeprägt, las und studirte weiter, und wiederholte und lernte bis der Morgen im Osten graute. Als die Matrone nach gewohnter Weise mit Tagesanbruch das Lager verließ, traf sie ihre Schülerin noch bei dem andächtigen Studium, und war erstaunt über die Fortschritte, die sie gemacht hatte. Aber laß das für die erste Lection zur Genüge seyn, sprach sie dann, man kann auch im Guten zu viel thun, denn man kann sich leiblich schaden;

denke dir als dein Ebenbild einen Blindgebornen, der auf einmal das kostbare Augenlicht erhält, er darf nicht gleich am ersten Tage alle Wunderwerke Gottes, alle Schönheiten der Natur besichtigen, oder gar mitten in die Sonne blicken, es ist besser, daß es ihm nach und nach heller werde, daß er die Allmacht und Liebe Gottes stufenweise kennen, bewundern und anbethen lerne. Schließe jetzt das Buch, und schreibe selbst einen Bittbrief an den Hochwürdigen Herrn, den Pater Gregorius, daß er dich als eine lernbegierige Schülerin in Christo annehmen wolle — und Elvoranga gehorchte, und schrieb den Brief. —

Pater Gregorius, Herrn Breatons Bruder, säumte nicht, dem sehnlichen Verlangen der demuthvollen Bittstellerin zu willfahren, und stattete noch denselben Morgen einen Besuch bei ihr ab. Man besprach sich vorläufig über die Tage und Stunden des christlichen Unterrichts, worauf Elvoranga ihren freundlichen Lehrer bat, ihm damit eine kleine Probe ihres ernstlichen Bekehrungseifer ablegen zu dürfen, daß sie ihm auswendig citirte, was sie in der verflossenen Nacht in Gedächtniß und Gemüth aufgenommen hatte. Der Priester erstaunte über ihren Fleiß, ihre Fassungskraft und ihr Urtheil. und ersuchte sie, fürder aus Schonung für ihre Gesundheit gemäßigter fortzuschreiten. Lernet und beherzigt künftig nur so viel, fuhr er fort, als ich bemerke und erkläre, wir werden doch in kurzem so weit seyn, daß ich euch ohne alles Bedenken in den Bund der Christenheit aufnehmen und im allerheiligsten Namen meines Erlösers einweihen kann. Ich will mich ganz nach euerem freundlichen Rathschluß fügen, doch bitte ich, Hochwürdiger Herr! sagte Elvoranga, sehet zu, daß mir mein Gemahl nicht zuvor komme. — Gnädige Frau! entgegnete der Priester, was eueren Gemahl betrifft, wäre ich es herzlich froh, wenn ich seit den zwei Monden, als ich ihn besuche, schon so weit vorgeschrit-

ten wäre, oder in den nächsten zwei Monten so weit kommen würde, als ich bereits in der ersten Zusammenkunft mit euch bin. Wohl hat er den Brama-Dienst seit lange schon verworfen und verwünscht, doch verwirft er auch, die Lehre Christi nicht ausgenommen, jede positive Glaubenslehre, und hält die Religion, die ihm seine eigene Vernunft offenbart, für die einzig richtige und wahre. Er will nur ein sogenannter Naturphilosoph seyn, und so kommt es natürlich bei der Schwachheit und Unzuverläßigkeit, daß er bald ein Spiritualist, bald ein Materialist, bald ein Spektiker, bald ein Sophist, und nicht selten auch ein Atheist, ein vermessener Gottesleugner ist, und Trotz und Hohn ausspricht gegen die Welt, den Himmel und die Hölle! —

Elvoranga verhüllte sich voll des Schanders und des Grames das erbleichte Angesicht, und konnte der schwer beklommenen Brust lange die Sprache nicht abringen. Dem verständigen Seelenarzt entging ihr Leiden nicht, darum glaubte er es durch Erweckung süßer stärkender Hoffnungen mildern zu müssen, und fuhr also fort: Herr Cadepur ist unter dichten grauen Nebeln mit seinem Lebensschifflein gescheitert, er verflucht Brama, das ist, die trügerische Klippe, an der sein Nachen gebrochen, er flucht rings allen Klippen, die da sind: Der Buddhaism, Sabacism, Islam, die Feuerdienste des Zoraster, die Glaubenslehre Mosis und noch manch andere Secten, er flucht sogar dem heiligen Felsen Petri, weil er auch ihn wie alle andern für eine kahle trügerische Klippe hält, und die Blicke nicht höher erhebt, um auf diesem unerschütterlichen Felsen im Meere das geheiligte Kreuz und in ihm einen Leuchtthurm zu erkennen, der ihm den wahren Hafen der Ruhe und des Heiles zeigt. — Das ist ein schönes treffendes Bild! bemerkte Frau von Reward, das mußt du, Nichte! getreulich copiren und deinem Gatten

schicken. Ich will es thun, versetzte jene, und der Priester fuhr fort: Der Schiffbrüchige verschmäht somit alle die Felsenriffe, die sich über dem Meere des Lebens erheben, und ihm zuwinken, sich an ihnen festzuklammern, daß er nicht in Verzweiflung untergehe, er verschmäht sie hartnäckig alle, und dünkt sich ein zu guter Schwimmer, um sich in den brandenden Fluthen nicht aufrecht erhalten und durch die düstern Nebel ein Eiland, einen Port finden zu können, wo ihn ein ewiger Frühling, ewige Wonnen aufnehmen. So wird er sich vielleicht noch lange fruchtlos ermüden, ängstigen und härmen, wird fühlen, daß sich der Mensch auf die eigene Kraft nicht stützen und verlassen könne, wird kleinmüthig und verzweiflungsvoll nach oben blicken, wird endlich das wahre Siegespanier, das Kreuz und den Leichtthurm gewahren, als die Zeichen des Heiles erkennen, und sich in das Schiff einer Kirche begeben, auf dem er geborgen und ruhig aus der stürmischen Zeitlichkeit hinüber steuern kann nach den seligen Wohnungen, die Jesus Christus seinen frommen Glaubenskindern bereitet hat.

Die Frauen waren seelenvoll ergriffen und durchglüht von der salbungsvollen Gleichnißrede des würdigen Priesters, und jede drückte einen kindlichen Kuß auf seine Hand, welche er sodann segnend über ihrem Haupte ausstreckte. Bald darauf verließ er sie mit dem Versprechen, sie morgen um diese Stunde wieder besuchen zu wollen. — Elvoranga las und lernte noch einige bezeichnete Stellen im Catechismus und der Schrift, begab sich sodann in den Garten-Pavillon, um das Portrait ihres Lieblings weiter zu führen, und etwa auch die sinnige Gleichnißrede des Priesters nach dem Rathe der Tante zu zeichnen und seiner Zeit mit lebendigen Farben zu vollenden.

Nachmittag hielt zur gewöhnlichen Frist der Wagen des Herrn von Blight vor dem Hause. Kaum hatte El-

voranga die Räder rasseln gehört, flog sie, wie sie immer that, die Treppe hinab, um ihren kleinen Liebling aus der Kutsche zu heben, und nach ihrem Zimmer zu tragen. Wie erschrack sie aber dießmal, als sie den Doctor allein aussteigen, und den Sitz neben ihm leer sah. Wo ist Ihr William — wo ist mein Tirabad — mein Engel, sprach sie? — warum kommt er heute nicht zur Mutter, zur Freundin, Gespielin? — Er ist etwas unwohl, versetzte Herr von Blight. Unwohl? — fiel die Beängstigte ein — nein, Herr Doctor! sagen Sie mir die Wahrheit, der Knabe liebt mich nicht mehr, er weigerte sich mitzufahren, weil ich gestern das Vaterunser nicht zu beten wußte; reden Sie offen, er hält mich für eine blinde Heidin, und denkt verächtlich von mir? — Muthen Sie Ihrem Kinde nicht Arges zu, gnädige Frau! er gedenkt Ihrer heute wie sonst in warmer kindlicher Liebe; auch hat ihm zur Stunde Pater Gregorius erzählt, daß Sie schon weit mehr als das Vaterunser wüßten, und jetzt schon die Lehrmeisterin des Kindes seyn könnten. Darüber freute sich der Knabe ungemein, wollte gar nicht mehr in seinem Bettlein bleiben, sondern mitfahren, und sich überzeugen, daß sie schon mehr beten und aufsagen konnten als er. Er ließ sich nur dadurch beschwichtigen, daß wir ihm in's gesammt das Versprechen machten, Sie würden ihn heute noch besuchen. Gnädige Frau! ich mache demnach im Namen der Familie Breaton ergebenst meine Einladung — — Im Namen der Familie Breaton? — fragte Elvoranga befremdet, gespannt und verwirrt. — Läßt dich dein Herz nichts ahnen und errathen, o Nichte! fiel Frau von Reward ein? — Ich soll, fragte Elvoranga noch bewegter, ich soll zu Breaton hinfahren, um mein Kind zu sehen? — Du sagst es, o Nichte! denn dort ist dein William, dein Tirabad, dein lieber Engel. — O Tante! Tante! rief jene aus, jetzt faß' ich dich erst, ihr habt

mit meiner Mutterliebe zu ihrem eigenen Triumphe gespielt, und mich getäuscht, um mich auf das angenehmste zu enttäuschen; William ist wirklich mein Tirabad, ist wirklich das Kind, das ich unter dem Herzen getragen, ist wirklich der Seraph, der mich aus der Nacht zum Lichte, aus dem Leide zu meinem irdischen Paradiese, und aus dem irdischen Paradiese zu einem ewigen führt! Ich danke euch, geliebte Freunde! solche Liebe, solche Tugend herrscht unter den Dienern der Götzen nicht. Ihr belohnt mich mit dieser Entdeckung, daß William mein Fleisch und Blut ist, weil ich euer redliches Bemühen damit belohnt habe, daß ich mich zum eigenen Heile dem göttlichen Glauben zugewendet; ich dank' euch, edle Freunde! und umarme euch voll der innigsten Rührung, weil ich mein Dankgefühl nicht genug mit Worten auszudrücken vermag. Ach, laßt uns keinen Augenblick säumen, und zu meinem Kinde eilen, ich bitte Dich, Tante! begleite mich, und Sie, Herr Doctor! ersuche ich für die wenigen Minuten um ihren Wagen, damit mir keine Zeit verloren gehe, einen andern zu bestellen. Herr von Blight bot ihnen seine Equipage mit verbindlicher Artigkeit an, und nachdem sie in möglichster Eile ihren Anzug geordnet hatten, führte er sie die Treppe hinab zu seinem Wagen. Sie hätten den Weg bis zum Breaton'schen Hause in wenigen Minuten zurückgelegt — allein Elvoranga blickte zufällig in eine mit Kinderspielwaren reichgeschmückte Bude, war wieder so magnetisch angezogen, bat nur einen Augenblick stille zu halten, verweilte sich aber mit ihren Einkäufen so lange, daß sie erst nach einer halben Stunde bei dem Ziel ihrer Fahrt anlangten.

Herr von Breaton und seine würdige Gemahlin, welche ihrer Ankunft schon gewärtig waren, und spähend am Fenster standen, eilten sogleich, als sie den Wagen heran rollen hörten, zum Hausthore hinab, und empfin=

gen die beiden Frauen mit der herzlichsten Freundlichkeit und Freude. Elvoranga wollte sich auf ein Knie niederlassen, und in ihrem und Cadepurs Namen das grobe Unrecht und die schwere Sünde abbitten, deren sie sich gegen die Edelmüthigen schuldig gemacht, allein Frau v. Breaton hinderte sie daran, schloß sie voll der wärmsten Innigkeit in die Arme, bat sie, des Vergangenen nicht mehr zu erwähnen, sondern sich der Gegenwart und hoffnungsreichen Zukunft zu erfreuen, und führte sie Hand in Hand in ihre Wohnung hinauf, während Herr von Breaton, sein hochwürdiger Bruder Pater Gregorius und Dr. Blight, Frau von Reward nach dem Gesellschaftzimmer geleiteten.

Als der kleine William seine Mutter, seine wirkliche nämlich, kommen hörte, richtete er sich in seinem Bettlein auf, und wollte es schon trotz Rembas (Rosina's) Verbot verlassen, um ihr entgegen zu trippeln, allein Elvoranga kam ihm zuvor, war wie eine Taube flügelschnell an seinem Lager, küßte ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit, und zog die Hülle wieder über ihn herauf. Remba setzte ihr einen Stuhl neben das Bettchen, küßte ihr ehrerbietig die Hand, und führte ihr dann Isabella, ihr liebliches Töchterlein zu. Elvoranga liebkoste das überaus zarte, sanfte und liebliche Kind, behielt es auf ihrem Schooße und sprach dann zu Remba gewendet: Gute arme Wittwe! die Wunde, die wir eurem Herzen geschlagen, ist wohl unheilbar, denn ihr habt eurem Mann treu und zärtlich geliebt; allein ihr werdet gerecht mit uns seyn, und uns in christlicher Liebe und Sanftmuth vergeben, da wir uns nur selbst wahrhaft unglücklich gemacht haben; ja, ihr seyd gerecht und billig, denn ihr habt euch mit eurem Kinde für jenes blutige Opfer die besten Freunde der Welt, und durch Annahme des Christenthums die Anwartschaft auf eine ewige Seligkeit ei-

kauft. — Gnädige Frau! entgegnete Remba — — Nichts mehr von der Vergangenheit! fiel Frau von Breaton ein, ich machte es gleich Anfangs zur Bedingung, laßt uns nur jetzt an der Gegenwart weiden. So will ich, sprach Elvoranga, dieses einzige Wort noch reden, gab dem kleinen Mädchen eine so schwere Rolle von Gold-Rupien, daß das Kind Mühe hatte, sie zu tragen, und bedeutete sie, die Mutter zu bitten, daß sie ihr diese Summe, die nach und nach immer ansehnliche Beiträge bekäme, aufbewahren, und ihr einst sagen möchte: das gab die Reue und die Liebe! — Remba machte Miene, sich gegen die Annahme dieses großen Geschenkes zu weigern, allein Frau von Breaton rief ihr zu: behaltet, was euch die Liebe gibt, damit ihr die edle Geberin nicht beleidigt. Remba zerdrückte eine Thräne zwischen den Wimpern, und ging dann in ihre Kammer, um den schweren Mammon in Verwahrung zu legen; Frau von Breaton nahm aber ihr geliebtes Töchterlein auf den Arm, und sagte: Ich will Euch, Elvoranga, gewiß nach eigenem Wunsche, eine Weile allein mit Eurem Kinde lassen, meine Isabellchen werde ich indeß Ihrer hochverehrten Tante vorstellen, und auch Euch später im Gesellschaftzimmer erwarten.

Somit war Elvoranga wirklich nach eigenem Wunsche wieder allein mit ihrem Liebling, drückte ihn jetzt bei dem vollen süßen Bewußtseyn, daß es ihr eigenes selbstgebornes Kind sey, noch gefühlvoller, inniger und zärtlicher als jemals an die bewegte Mutterbrust, und forderte ihn dann auf, mit ihr das Vaterunser gemeinschaftlich als Dankgebet zu verrichten, weil es der allgütige Schöpfer so wohlthätig mit ihnen gelenkt habe. Mutter und Kind ließen sich auf die Kniee, falteten die Hände und beteten mit einer Andacht und Inbrunst, daß sich die unsichtbaren Engel um sie in Wonne umarmen mußten. Als sie das Gebet des Herrn geendigt hatten, sagte El-

voranga, bleib mein Kind! bleib noch auf den Knieen, laß es uns noch einmal und jetzt als ein Bittgebet verrichten, der gütige Himmel wolle uns auch fürder gnädig seyn, und uns auch bald eine dritte Person, die uns beiden heilig und theuer ist, aus Nacht und Sünde erlösen und zuführen. — Sie beteten mit gleicher Rührung und Inbrunst, worauf die Mutter den Namen: Cadepur! dreimal mit beweglicher Stimme zum Himmel empor rief, und ihren Mann der Barmherzigkeit Gottes, wie der Fürsprache Marias und aller Heiligen flehend empfahl. —

Sieh, wie du auch hübsch beten kannst, bemerkte ihr der Knabe wohlgefällig; aber weil ich jetzt fromm und folgsam gewesen bin, fuhr er fort, so mußt du wieder mit mir spielen; sieh dort, Mutter! in der Ecke liegen meine und Schwesterchens Puppen und Spielsachen, hole sie herbei. — Ich habe für dich und Isabellchen neue gekauft, entgegnete die Mutter, und ging nach dem Vorgemache, um sie herein zu holen. Der Knabe war entzückt, als der große Pack geöffnet wurde, und die Mutter war es nicht minder, denn sie wurde in Spiel, Scherz und Liebkosung abermals zum Kinde, und pflanzte ein Paradies um sich.

Lieblich ist der Luna Glanz,
Wenn um sie im muntern Reigen
Sternlein auf und niedersteigen;
Lieblich der Zephyre Tanz
Um den Blätterball der Rosen,
Ihrer Düfte Trank zu kosen;
Lieblich der Phalänen Spiel
Um den Blumenrand der Quelle,
Und im Wiederschein der Welle;
Lieblich ein bekränzter Kiel,
Der umkreist von jungen Schwänen
Wie von singenden Camönen;
Lieblich, wenn mit zarten Zweigen

Reben sich in engen Ringen
Um den Stamm der Ulme schlingen —
Doch vor Mond und Sternenreigen,
Vor Zephyren und Phalänen,
Und vor Reben und vor Schwänen,
Ist es lieblich anzuschauen,
Lieblicher als Maienrosen,
Wie sich Kind und Mutter kosen! ! —

Nur die gefühlvolleren edleren Herzen zärtlicher Mütter und Väter werden mich verstehen, werden mit Theilnahme diese Erzählung aufnehmen, während sich vielleicht Laien in ihr langweilen, das Kindliche kindisch, das Mütterliche Zärtelei, das Naive abgeschmackt, das Innige weichlich und das Rührende Ueberspannung nennen. Doch schreibe ich hier nur für jene besseren Naturen, nicht aber für diese trockenen kalten schroffen Gemüther, es wäre denn, daß auch in ihnen dieselben Empfindungen und theilnehmenden Gefühle auftauchten, die ich angeregt und entzündet haben wollte. — — —

Nach einer geraumen Weile kehrte Frau v. Breaton mit ihrem Töchterlein zurück, das Elvoranga auf das Bett ihres Brüderchens setzte, und ihr den Schooß mit den niedlichsten Spielsachen füllte. Sie selbst wurde zum Vesperbrod in das Gesellschafts-Zimmer entboten, und räumte ihren Platz der sorgsamen Remba, welche eben frohen Muthes aus ihrer Kammer zurückkam, und unter dem Ausrufe: so viel! so viel! hundert blanke Goldstücke! hundert Rupien! so viel! so viel! die Hand der freigebigen Spenderin mit fast eben so viel Küssen bedeckte, und sich dann zum Lager der spielenden Kinder setzte.

Die Gesellschaft war, bis der Abend zu grauen begann, recht gemüthlich froh, besprach und berieth sich großentheils über die Mittel und Wege, die sie versuchen werden, um Cadepur zur Annahme des Christenthums zu

vermögen, und beschlossen zu diesem Ende jedes einzeln nach Kräften zu wirken, und die jedesmaligen Resultate eines Versuches zur Kenntniß der ganzen anwesenden Gesellschaft zu bringen. Wenn so viele Kräfte unter dem Beistande Gottes zusammen wirken, meinten sie, müßte denn doch das Herz des Verblendeten, Verirrten und Verstockten bald aufthauen, und sich zur eigenen Wohlfahrt einem Balsam öffnen, der von der Himmelspalme des Friedens und der Liebe geträufelt ist. Für das unbezweifelte und baldige Gelingen ihres verdienstlichen Werkes boten sich Herr und Frau von Breaton als Taufpathen der Neubekehrten an, und machten sich durch diesen neuen Beweis ihrer unbegränzten Nächstenliebe die gerührte Elvoranga aufs Neue mit dem herzlichsten Danke verbindlich. Auch beschloß sie, morgen schon ihr eigenes Haus wieder zu beziehen, um der theueren Familie und ihrem Kinde recht nahe zu seyn, und Frau von Reward ließ sich auf ihre Bitte herbei, wenigstens so lange bei ihr zu wohnen, bis Cadepur aus der Haft, oder Herr von Reward aus seiner weiten Seereise zurückkäme. Unter diesen und andern Beschlüssen trennte sich die Gesellschaft, um täglich entweder hier oder gegenüber bei Elvoranga zusammen zu kommen.

Am folgenden Tage hatte sich Elvoranga mit der geliebten Tante schon in ihre alte Wohnung übergesiedelt, die begonnenen Glaubensübungen fleißig fortgesetzt, den werthen Freunden und ihrem Söhnlein, das schon völlig gesund war, einen Morgenbesuch abgestattet, und dann die beiden Bilder abwechselnd mit kunstfertigem Pinsel weiter geführt. Das Portrait war jetzt schon so weit gediehen und so wohl getroffen, daß man zu sagen versucht war, zwischen ihm und dem Original mache nur das bewegliche Leben einen Unterschied — aber so gedeihen auch nur die Werke der Kunst, wenn sie aus dem glühenden

Gemüthe des Künstlers selber fließen. Jenes besagte sinnbildliche Gleichniß von einem Schiffbrüchigen zwischen hohen Meeresklippen sollte ihr nicht minder gelingen. Sie entwarf im Laufe mehrerer Tage mit Zuziehung des Pater Gregorius ein wahrhaft sinnreiches Gemälde, das ich hier, so gut es eben angeht, mit Worten nachzumalen und zu erklären bemüht bin.

In der Mitte von Allen und über Alle erhaben stand der heilige Felsen Petri, welcher in der Nähe angeblickt das Bildniß unsers Heilandes Jesu Christi enthielt. Am Fuße des Felsens lehnte der Anker der Hoffnung, dessen Krümmung einen Hafen, den Port des Friedens und des Heiles bildet. Auf seinem Gipfel war das heilige Kreuz aufgepflanzt, das in so ferne ein Leuchtthurm, ein Pharus der Wahrheit war, als von ihm aus alles Licht über die tiefer liegenden Klippen und Meeresfluthen ausströmte, eigentlich aber nur die Höhe beleuchtete. In Verbindung mit diesem war ein niederer grauer Fels, der von jenem gleichsam die Grundmauer ausmacht, und unter dem Wasserspiegel das Bild Mosis zeigt. Die Krone dieser Klippe spaltet sich in zwei Zacken. (Israel und Juda.) Links von ihm steht eine dreifach gespaltene Klippe, deren Zinken die Bildnisse des Brama, Wischnu und Schiven mit ihren Attributen enthalten, und an seinen Kanten ein umgestürzter Kahn mit gebrochenen Segelstangen. Rechts vom Felsen Petri steht ein ungemein breiter dunkler Felsen, über welchem ein blasser Halbmond schwebt, (Islam) und der in zwei Theile gespalten ist. (Sunniten und Schiiten.) Wieder rechts von diesem erhebt sich ebenfalls ein breiter dunkler Fels, auf dessen kahler Krone eine Lotosblume steht, deren Blätter das Bild des Buddha umschließen. Hier ist das Meer glatt und ruhig (Leidenschaftslosigkeit) während die Fluthen und Brandungen um die vorgenannte Klippe (Islam, Fatalism, fanatische

Wuth) stets wildbrausend gähren und schäumen. Hinter den angeführten Felsenklippen ragen links zwei andere empor, eine vielzackige mit dem Schattenrisse des Confucius, (Pantheismus) und eine zweizackige (Ariman und Ormuz) mit dem Schattenrisse des Zoroaster, aus dessen Munde eine Feuerflamme sprüht, (Feuerdienst) aber ohne zu erleuchten. (Magismus, Parsen oder Guebern). Neben diesem ist ein vielzackiger Fels (Polytheismus) der sich mit mehrern andern Klippen und zwischen brausenden Strudeln und Wirbeln in die Nacht des Hintergrunds verliert, der einer lichtlosen Wasserwüste gleicht. Mitten in dieser schaudervollen Fluthen-Wildniß aber rudert mühvoll ein menschliches Wesen mit ermüdeten Armen und Füßen und droht jetzt vor Schwäche unterzugehen, oder von den gräßlichen Wirbeln verschlungen zu werden. — Ich brauche meinen Leser wohl nicht aufmerksam machen zu müssen, daß dieser von seinem Kahne getrennte, tiefverschlagene, unglückliche Schwimmer die Person des im Lebensmeere schiffbrüchigen und verzweifelnden Cadepur vorstelle?

Eh' Elvoranga dieses Gemälde noch vollendet hatte, stattete sie, ihrem sehnsüchtigen Verlangen gemäß, so wie auf den Rath und die Vermittelung des hochwürdigen P. Gregorius ihrem unglückseligen Gemahl im Kerker einen Besuch ab. Sie blieb über drei Stunden bei ihm, entdeckte ihm alles, was bisher mit ihr und in ihr vorging, ihre allmählige leibliche und geistige Genesung, ihren zeitweiligen Aufenthalt bei der edlen großmuthsvollen Tante, ihre Bekehrung durch den wundervollen Eindruck, den das Gebet eines frommen, lieblichen Christenkindes auf sie gemacht, ihre glühende und ahnungsvolle Mutterliebe zu diesem Engel, die beseligende Entdeckung, daß dieses Kind, das ihr von dem Strahlenmeere der Wahrheit den ersten erwärmenden und erleuchtenden Funken in die kalte dunkle

Seele geworfen, ihr leibliches Kind, ihr verstoßener Tirabad sey, die zarte edelmüthige Theilnahme der Tante und des Herrn Blight, die salbungsvolle und beseligende Unterweisung des Paters Gregorius im Christenthume, nnd endlich ihre erfreuliche Befreundung mit der hochherzigen Familie Breaton und den geselligen Verkehr mit allen diesen Freunden.

Cadepur hatte während dieser offenherzigen, getreuen Berichterstattung kaum eine Silbe gesprochen, sondern stumm, stier und wild vor sich hingeblickt, ohne bei irgend einem Punkte Rührung oder Freude geäußert zu haben. Als sie aber geendet und von ihm wiederholt eine Aeußerung über das Erzählte verlangt hatte, brach er sein unheimliches Stillschweigen und sagte mit dumpfer schwerer Stimme: Elvoranga! du bist gefolgt, wie du dich eben gezogen fühltest; wäre dir in deiner innern und äußern Verirrung und Zerrüttung ein Fetisch-Anbeter in den Weg getreten, und dein Führer geworden, du hättest um seine Götter, den Brama, der dich und mich unglücklich gemacht, gerne aufgeopfert, und dich im neuen Götzendienste wohlbefunden. Nun kommt aber dem Fetisch-Verehrer zufällig ein sinnlich-holdes Christenkind zuvor, gängelt deinen schwachen Verstand, umgarnt dein empfindsames Gemüth, und so dünkst du dich als das glücklich, was du eben geworden bist. Bleibe immerhin, was du bist, ich will deinen Glauben und somit dein Glück nicht stören, störe mir aber auch du meine Gedanken, meine Ansichten, meine Empfindungen nicht. Ich sage dir, und aus deiner eigenen Lebensgeschichte geht es hervor, daß Alles hiernieden nur Wahn sey. Der Wahn ist des Menschen Schicksal, der Wahn ist seine Religion, der Wahn ist sein Glück oder Unglück, der Wahn die Triebfeder aller seiner Handlungen, und nur im Wahne besteht seine Tugend oder sein Laster. Du schauderst jetzt bei dem Ge-

danken, daß du vor zwei Jahren dein Kind, als ein ausgewechseltes, als eine unreine Paria-Brut verstoßen, daß ich den Paria-Vater ermordet, und nachmals sogar auf Breaton eine tödtende Kugel abgeschickt, du schauderst, sage ich, weil du jetzt aus dem Gesichtspunkte eines andern Wahnes alle Jene mütterlich und schwesterlich umarmst, welche du damals mit mir gehaßt und gelästert hast. — Nein, Cadepur! fiel sie schwer betrübt ein, ich schaudre jetzt über unsere Werke der Nacht, weil ich mich zum Lichte, zur klaren Einsicht, und auf den einzig wahren Standpunkt erhoben habe, den der Mensch hiernieden in Liebe Gottes und seines Nächsten einnehmen soll, um endlich von dieser lichten Höhe mittelst der Stufen tugendhafter Werke zu seiner wahren Heimath, zur ewigen Seligkeit zu gelangen. Ich räume dir ein, alles andere sey Wahn, in so ferne es Menschensinn und Menschenwerk ist, wie die Brama-, die Buddha-, die Sinto-Lehre und wie dein eigener Wahn, den dir dein geschwächter Verstand, dein verletztes Gewissen, dein trotziger Hochmuth zur scheinbaren Beschwichtigung deiner selbst, in Wahrheit aber zur eigenen Qual geschaffen; das aber, was unmittelbar vom Himmel stammt, was Gott selbst die Menschen zu ihrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt gelehrt, was er durch Wunder und Weissagungen bekräftigt und als Gottmensch mit seinem heiligen Blute besiegelt hat, das allein, das Christenthum nämlich, ist nicht Wahn, nicht Menschenwerk, nicht ein schwankendes Philosophem von einem Weltweisen oder einer Priesterschule ausgeheckt; denn es zeugt durchaus seinen göttlichen Ursprung, bewährt sich nicht bloß subjektiv sondern auch objektiv gültig seit seinem Bestehen und in allen Zonen, umfaßt alle Bedürfnisse des endlichen Daseyns, entspricht allen Anforderungen des Bettlers wie des Fürsten, des Ungebildeten wie des Weisen, ist einfach und doch erhaben wie das

andere sinnfällige Werk Gottes, die Natur, und beweiset seine Göttlichkeit besonders in den edlen Früchten, die aus dem Stamme des heiligen Kreuzes hervorwachsen. — Glaube das immerhin, versetzte Cadepur, und sey selig in diesem Glauben, er ist doch nur Wahn, nur Menschenwerk; denn sieh nur, Elvoranga! wäre diese Religion wirklich von Gott geoffenbart, so müßte sie ihre Bekenner dergestalt fesseln und bedingen, daß sie gar nicht anders handeln könnten, als nach der Vorschrift des göttlichen Stifters, und doch giebt es so viele Christen, denen ich sogar unreine thierische Parias vorziehen möchte. — Ach! seufzte Elvoranga, ist denn dein Verstand schon so sehr verstrickt und geschwächt, um nicht einzusehen, daß die Religion des Menschen Freiheit nicht aufheben dürfe? Dem Menschen ist das Gute zum Gebote, das Böse zum Verbote gemacht; weil er nun freie Wahl hat, und in dieser selbstthätig seinen moralischen Werth im Kampfe beweisen muß, so muß er, weil er gut werden und den Himmel erlangen kann, auch böse werden können, und eine Hölle zur Strafe seines Ungehorsams zu erwarten haben. Das Christenthum erzieht sich keine Sclaven, wer aber getauft ist, und böse wird, der war nur den Namen nach Christ, wer aber dem Worte und der Sache nach Christ ist, der kann gar nicht böse werden, denn er übt Tugend und Freiheit unter Einem aus, macht sich die Erde zum Paradiese, und wandelt durch dasselbe in Frieden und Segen dem ewigen Vaterlande, dem Reiche der lohnenden Seligkeit zu! — Cadepur war betroffen, war erschüttert, er sann auf neue Einwürfe und rang sichtbar verlegen mit seiner grübelnden Vernunft, indeß Elvoranga mit patriarchalischer Ruhe im voraus schon auf jede Einwendung gefaßt war. — Zugegeben, sprach dann Cadepur, daß die Lehre Christi der moralischen und physischen Freiheit des Menschen nicht unbedingt befehlend einen Eintrag thut, so hat sie ja da-

rum noch nichts voraus vor so manch' anderem Glaubensprincipe, welches die Tugend gebietet und das Laster verpönt. — Lies das Buch, das ich gelesen und in mich aufgenommen, erwiederte Elvoranga, vergleich es mit dem Sanscrit, (den Vedas) dem Koran u. s. w. blicke auch auf die werkthätigen Bekenner, auf die Christen hin, und vergleiche ihr Thun und Lassen, ihre kindliche Ergebung, ihre Demuth, ihre Liebe, die sogar den ärgsten Feind umfaßt, ihre Geduld, ihre Beharrlichkeit, ihre Uneigennützigkeit, ihre Andacht und Erbauung im kirchlichen Dienst, ihre Martyrer und ihre Lehrer mit irgend einer Glaubenssecte der Welt, und fälle dann dein Urtheil vom theoretischen wie vom praktischen Standpunkte aus; ich bin vollkommen überzeugt, Cadepur! du wirst dieser Religion nicht blos unbedingt den Vorzug vor jeder andern einräumen, sondern auch in Demuth und Verehrung bekennen, daß sie ein Werk und ein Geschenk Gottes sey. Erwäge mit mir nur einen speciellen Fall, der uns beide zunächst angeht, und lege ihm wenigstens vor der Hand objektive Gültigkeit bei; erwäge mit mir, sage ich, was wir als Heiden und was die Familie Breaton als Christen gethan? Wir haben in dem unterdrückten und unglücklichen Stamme der Parias die menschliche Würde verkannt, haben sie auf die verächtlichste Weise blos als Sinnwesen behandelt, als gemeine Mittel zu unseren Zwecken gebraucht, und sie sogar unter die Thiere gesetzt, da wir jene ohne Gewissensscruppel verfluchten, mißhandelten und tödteten, diese aber in hohen Ehren hielten, für unverletzliche Gefäße menschlicher Seelen ansahen, sie der innern Wesenheit nach als unsere Ebenbilder betrachteten — und dafür das Ebenbild Gottes, unsern Bruder und Nächsten, den Paria, in den Staub traten und ihm die Folgen dieser unverschuldeten Erniedrigung und Verwerfung als Missethaten und Verbrechen anrechneten. Die Familie Brea-

ton hat von allen dem fast das Gegentheil gethan, hat die unglückselige Wittwe mit ihrem und unserm verstoßenen Kinde mildthätig aufgenommen, gereinigt, genährt und gekleidet, in der heilbringenden Lehre unterwiesen, dem heiligen Bunde der Christenheit einverleibt, und so ihr moralisches wie ihr physisches Leben gerettet — — Und mich in ein schimpfliches Gefängniß gesetzt! fiel Cadepur empfindlich ein. — Sey nicht ungerecht, entgegnete sie, sie mußten es thun, um sich vor ihrem Mörder zu schützen. Aber wisse, fuhr sie fort, obwohl sie deine physischen Kräfte durch diese Haft unschädlich machten, waren sie nichtsdesto weniger deine aufrichtigsten Freunde; sie erklärten deinen Mordanschlag als eine Folge der plötzlichen Geisteszerrüttung, und ich selber kann nichts anders glauben; darum ist dir eben keine schimpfliche, und nur eine leichte Verhaftung, oder vielmehr Bewachung geworden; sie wollten mit der edelmüthigsten Feindesliebe mir den Gatten, dem verstoßenen Tirabad den Vater, und dir, dem Menschen, die Seele retten; zu diesem Ende hat es P. Gregorius, Herrn Breatons Bruder selbst, der dein Kind getauft und mich den Weg des Heiles geleitet, voll der Großmuth übernommen, auch in deine Nacht des Geistes den göttlichen Strahl der Wahrheit zu werfen, und den Schiffbrüchigen in den einzig sichern Hafen des Christenthums zu ziehen! — Cadepur war sichtbar gerührt, und wagte es dießmal nicht, ihr geradewegs zu widersprechen, er nannte die Breatons natürlich gute, liebevolle Menschen, und kehrte zuletzt wieder zu seinem Grundsatze zurück: er gebe es allerdings zu, daß der Mensch gut handeln soll, weil er sich ganz gewiß hiernieden, und wenn es ein ewiges Leben giebt, auch dort belohnt finden werde; dazu brauche er aber gar keine positive Religion, keine Tempel und Altäre, keine Priester und kirchlichen Ceremonien, das alles sey nur sinnfällig, während die wahre Re=

ligion rein geistig seyn soll; diese liegt aber eben in der menschlichen Vernunft begründet, daher man sein eigener Lehrer und Priester seyn soll, und nichts anzunehmen brauche, was von aussen her kommt. — Dagegen antwortete ihm aber seine fromme, verständige Gemahlin: Du weißt, Cadepur! es giebt fünf Hauptracen der Menschen und unzählige Völkerschaften. Frage sie alle einzeln: was ist schön? was ist recht? Du wirst gewiß von mannigfaltigen Seiten her diese und ähnliche Antworten erhalten; schön ist das Eckige, recht das Gesetzliche; schön ist das Wellenförmige, recht ist das Sittliche; schön ist das Incarnate, recht das Erlaubte; schön ist das Schwarze, recht ist das Einheimische; schön ist das Natürliche, recht das Göttliche; schön ist das Geliebte, recht das Nützliche; schön ist das Lockende, recht das Gemäßigte; schön ist die Boa-Schlange, recht ihre göttliche Verehrung u. s. w. Schon in den einzelnen Worten findest du vielfältige Widersprüche; zergliedere erst ihre weiteren Begriffe, und du wirst finden, wie so ganz verschieden ein Volk mit dem andern denkt, empfindet und handelt; wirst finden, sage ich, daß der menschliche Verstand durchaus unfähig sey, allgemeingültige Begriffe, folglich auch allgemeingültige Gesetze aufzustellen, oder was eins ist, den rechten Begriff des Guten auszumitteln, und als Religionspflicht gelten zu machen. Das kann ein ganzes Volk, geschweige der Einzelne, nicht; das kann nur der, welcher alle, sowohl die zeitlichen als die ewigen Bedürfnisse aller Menschen kennt, das kann also nur Gott, folglich kann nur Gott, diese heilige Lehre, zu der ich mich jetzt mit ganzer Hingebung bekenne, dem Menschengeschlechte geoffenbart haben; denn, ich wiederhole, ich beschwöre es dir, sie genügt allen Bedürfnissen und Anforderungen aller Menschen!

Cadepur glich einem Gegner, der auf das Haupt ge-

schlagen worden, er hatte keine andern Schutz- und Trutzwaffen mehr, als den siebartigen Schild des Unglaubens und die stummen Pfeile des stolzen Egoismus. „Wenn Gott," sprach er, „die Menschen wahrhaft geliebt hätte, und beseligen wollte, so hätte er sie nach Mosis Zeitrechnung nicht viertausend Jahre lang in Nacht und Trostlosigkeit gelassen, sondern wäre früher zu ihrer Erlösung herabgekommen." — Hat er sich nicht ohne Unterlaß durch seine Propheten geoffenbart, entgegnete Elvoranga, und die Menschen gehörig und genau auf seine Ankunft vorbereitet? — Hat er das gethan? fragte Cadepur beschämt. — — Ja, siehst du, versetzte seine Gemahlin, du wirfst dich zum Richter über eine Lehre auf, die du noch nicht einmal von ferne hin kennst; studiere sie erst, dann wage es, dein Urtheil über sie zu verlautbaren. „Nicht kann ich, und nicht will ich das, will zu gar keinem Banner und Gotte mehr schwören, sondern mein eigener Gesetzgeber, Priester, Schüler und Gläubige seyn; mag ich Unrecht haben, so habe ich es nur für mich allein, denn ich berede Niemand, mein Religionsgenosse zu werden; und giebt es anderntheils wirklich einen Gott, und er will mich eines Tages strafen über meine Selbstreligion, so werde ich frei und keck sagen zu ihm; Warum hast du mir eine Vernunft gegeben mit einem grübelnden Verstande, der nur klar sehen, nicht blindlings glauben wollte; warum drang sich mir die Vernunft von selbst als Gesetzgeberin auf, und hat mir geboten und verboten, was nicht dein Wille war; ich habe mein Gewissen für dein Orakel gehalten, was kann ich nun dafür, daß es mich betrogen und irre geführt, und was soll ich Strafe für das erleiden, was ich recht zu thun vermeinte? — Ich sagte dir schon, entgegnete Elvoranga, das heilige Christenthum überragt alle Glaubenssysteme, alle moralischen und philosophischen Prinzipien der Weisesten

aller Zeiten und aller Völker, es schließt somit auch die grübelnde, die gesetzgebende Vernunft des Menschen ein, steht mit dem, was der Verstand als recht erkennt, und das reine unbefangene Gewissen billigt, keineswegs im Widerspruche, sondern vielmehr im Einklange, hat aber einen viel weitern Umfang als der Lichtkreis des menschlichen Geistes ist, bedingt sich auf eine viel einfachere und bestimmtere Art die Handlungsweise des Menschen, gibt ihm auch Lehren des Glaubens, um seinen kindlichen Gehorsam zu prüfen und seinen Stolz zu demüthigen, und bringt ihn seiner Bestimmung viel näher, als der leitende Verstand, der sein Ziel heute auf diesem, morgen auf jenem Wege verfolgt, und wenn er auch die rechte Bahn wandeln mag, doch viel unbehülflicher und beschwerlicher auf derselben fortwankt, als das gläubige Christenkind in seiner frommen Einfalt und Ergebung; dieses kommt schneller ans Ziel, und irret nie, der bloße Denker und Grübler hingegen geräth so leicht auf Irrwege und bodenlose Abgründe des Verderbens! — Cadepur fühlte, daß sie wahr sprach, fühlte es mit Bestürzung und Beschämung, war aber in seinem Eigendünkel zu starr und unbeugsam, um ihr durch ein offenes Bekenntniß den Sieg einzuräumen. Ich lobe dich, Elvoranga! sprach er, und bewundere dich bei der Festigkeit deines Glaubens eben so, als den schwärmerisch'sten Anbeter des Jaggernauth, der Blut und Leben für ihn läßt, und das vielleicht thun würde, wenn er ein Meer von Blutfülle und tausend Leben in sich hätte. Und mit diesen Worten entließ er für heute seine Gemahlin, da ihm sein Wärter und Aufseher schon zum zweitenmal vermeldete, daß ihn drei befreundete Braminen zu sprechen verlangten.

Die genannten Gäste warfen bei ihrem Eintritte giftige Basiliskenblicke auf die abgehende Gemahlin Cadepur's, und eröffneten ihre Rede mit einer eben so gifti-

gen Schmähung auf Elvoranga, nannten sie eine Abtrünnige, eine Bramalästerin, eine verunreinigte Paria- und Christen-Genossin, äußerten gegen Cadepur, daß sie einen großen Theil seiner Unterredung mit ihr angehört, und belobten ihn im Namen der ganzen Kaste, daß er sich weder von dieser Schlange noch vorher von den zwei verhaßten Christenmenschen (sie meinten P. Gregorius und Dr. Blight) habe gängeln und verführen lassen. Laß die verirrten Thoren faseln, sprachen sie, und bleib du im Dienste Brama's unser treuer Bruder und Amtsgenosse, wir haben gestern schon beschlossen, dich an die Stelle des verstorbenen Braminen N. zu setzen, wo sich deine Revenüen verdoppeln werden. — Gebt den ehrenvollen und einträglichen Posten, wem ihr wollt, entgegnete Cadepur wild und trotzig, ich kann ihn, wenn ich auch frei werde, nicht annehmen; denn ich glaube nicht mehr an Brama und seine Nebengötter, und mag auch, ihr kennet mich, keinen Heuchler spielen. Wie? versetzten sie erschreckt und erbleichend, wie? du glaubst an Brama nicht mehr; — bist wirklich schon umgarnt, und ein Christ geworden? Keineswegs, erwiederte Cadepur, ich bin kein Parteigänger, kein Religionsgenosse mehr, erkenne weder Brama, noch Christus, noch Jehova, noch Buddha, noch irgend Einen als Gott an, sondern erkläre meine eigene Vernunftstimme als Gesetzgeberin, betrachte die ganze Welt als Tempel, störe und lästere Niemand in seinem Glauben und seinem Cultus, achte den Paria nicht geringer als mich selbst, und halte die für die schändlichsten Betrüger, welche anders scheinen und handeln, als sie im Innern denken und sind! Aber Freund! entgegneten die Andern, wer wird vor der blinden, einfältigen Menge alles zur Schau tragen, was er denkt und fühlt? Ich lache über den schamlosen Gott Lingam, sagte der Eine, wenn ich sein nacktes Bildniß durch die dunkeln Schaaren der

rohen Waischya (Bauern) und Sudra's (Handwerker) führe; ich halte, sprach der Zweite, den Jaggernauth, dessen Opferdienst ich versehe, für ein blutgieriges Ungeheuer, für einen vergötterten Tiger; und ich glaube gar nicht, sagte der Dritte freimüthig, daß es einen Para-Brama gebe, wenigstens ist er als oberste Gottheit wahrlich träg und faul, denn er läßt Land, Feuer und Wasser durch die Trimusti (Brama, Wischnu, Schiven) regieren, und diese, wir erfahren es nur zu oft, versehen ihr Amt mit Laune und Fahrlässigkeit. — In Cadepur's Seele kochte der wildeste Ingrimm; er sagte es eben, daß er die Heuchler für die schändlichsten Menschen halte, um wie viel mehr mußte er sie hassen und verachten, wenn sie auch noch überdieß Gotteslästerer und Religionsspötter waren? Er fragte demnach seine vorgeblichen Freunde, mit unterdrücktem Aerger, was sie eigentlich von ihm wollten? — Wir haben es doch schon gesagt, entgegneten sie, du sollst Vedas-Hüther werden, sollst jährlich um tausend Goldrupien mehr beziehen, und magst unter deinem prunkvollen Priesterkleide denken und glauben, was du willst. — — Nun mußte es bei Cadepur überschäumen, nun mußte der verhaltene Grimm ausbrechen in ungestüme Wuth, und er brach auch wie ein Wettersturm über die Schändlichen los; denn er riß einen Balken von der Lagerstätte, schlug damit auf ihre Köpfe und Rücken, und trieb sie unter lauten Verwünschungen als herzlose eigennützige Betrüger, Volksverführer, Gotteslästerer und Glaubensspötter aus dem Gemache.

Die mißhandelten und entrüsteten Braminen liefen geradenwegs als Kläger vor den Richterstuhl der Präsidentschaft, und vermeinten den Frevler, der ohnedieß Delinquent war, mit ihren sprudelnden Beschwerden zu zermalmen. Nachdem sie der Richter, ein Britte, amtmäßig vernommen, und die Veranlassung, die sie getreu anga-

ben, erwogen hatte, rieth er ihnen freundschaftlich, die Sache lieber auf sich beruhen zu lassen, anstatt einen weitläufigen Injurien-Proceß einzuleiten, der für beide Partheien nachtheilig, für die ihrige aber am wenigsten entsprießlich ausfallen dürfe. Er erklärte ihnen dieses mit jener staatsklugen Schonung, welche die Britten daselbst gegen die Eingebornen überhaupt, und gegen die Braminen insbesondere beweisen müssen, und sprach zu ihnen: Wenn auch der Buchstabe der Landesgesetze die Sache in so weit zu eurem Vortheile wenden würde, daß euch der Beleidiger förmliche Abbitte leisten und auf eurer Begehren ein gewisses Strafgeld entrichten oder um einige Monden länger in der Haft bleiben müßte, so wäre doch das Urtheil der Welt in so ferne höchst nachtheilig wider euch, als ihr Blößen von ungemeiner Schwachheit gegeben habt; denn wie ihr selber sagt, habt ihr gegen Cadepur bekannt, daß ihr nicht alles glaubt, was ihr als Priester lehrt, daß ihr sogar wesentliche Punkte der Vedas umgestoßen, daß ihr also ungläubige Lehrer eueres eigenen Glaubens seyd. Da sich euer aufwallendes Blut ein wenig gelegt zu haben scheinet, so erwäget jetzt selbst in Ruhe, was die untern Kasten von euch denken und halten werden, wenn ihr durch fortgesetzte Erbitterung eueren Gegner dahin reizt, daß er euer offenherziges Geständniß allgemein ruchbar macht; ja, er wird, er muß es gleichsam thun, um sich selbst so viel als möglich zu reinigen und zu entschuldigen, und könnet ihr errathen, wie er sprechen wird? Ich glaube, er wird ohngefähr dieß sagen: Sie haben mich, weil ich lange ihr Amtsgenosse war, unbezweifelt für ihres Gleichen in der Denk- und Handlungsweise gehalten. Ich war aber mit Leib und Seele Brama-Priester, kein eigennütziger Heuchler, kein tückischer Volksbetrüger; ich war wirklich, was ich zu seyn vorgegeben; daher haben sie meine Ehre auf das

Empfindlichste verletzt und mich zu einem Zorne gereizt, der in Thätlichkeit ausarten mußte. Ich rathe euch demnach, fuhr der Richter wohlmeinend fort, schüret den Funken nicht zum lohen Brande auf, und geht lieber hin, versöhnt euch mit dem Gegner, und ersuchet ihn, daß er die ganze verdrießliche Geschichte mit Stillschweigen unterdrücke. — Die Braminen blickten sich einander beschämt und verlegen an, murmelten und fluchten noch eine Weile, über getäuschtes Zutrauen, verletzte Freund- und Genossenschaft, und beschlossen endlich, an Cadepur einen Brief zu schreiben, und ihn so einzurichten, wie ihnen der Beamte freundschaftlich gerathen hatte. Sie haderten sich sechs volle Stunden mit der schicklichen, — nicht zu kriechenden, nicht zu hochmüthigen, nicht zu feindseligen und bitteren, nicht zu freundschaftlichen und süßen, nicht zu reuevollen, nicht zu trotzigen Stilisirung des Deprecations-Schreibens, und vereinigten sich erst über dieses schickliche Mittelmaß, als schon die Nacht zu grauen begann.

Indeß hatte dieser Auftritt in der Gefängnißstube schon seine Wirkung gethan, und wichtige Folgen nach sich gezogen. Der Hüther und Wärter Cadepur's, der bisher ein strenggläubiger Brama-Anbeter war, hatte, ohne eben zu lauschen, früher schon die Unterredung des P. Gregorius und Dr. Blight mit dem gefangenen Braminen, hatte heute dessen Wortkampf mit Elvoranga, hatte das unbedachte und frevelhafte Geständniß der drei Braminen, und diesen Nachmittag die fortgesetzte Zwiesprache des P. Gregorius mit Cadepur mit einer solchen Theilnahme angehört, daß er aus allen dem für sich selbst eine ersprießliche Anwendung machte, sein Weib, seine Geschwister und Schwieger mit in das Interesse zog, und in demselben Abend noch mit ihnen einen Schritt that, der der guten Sache ungemein förderlich war. Sie verwarfen die Lehren der Vedas, und schworen der Trimusti

ab, weil sie großes Aergerniß an dem Unglauben und dem Spotte ihrer heuchlerischen Priester nahmen, und neigten sich gläubig zum Christenthume hin, weil es ihnen, ohne daß sie noch seine Lehre genauer kannten, durch den würdigen Priester P. Gregorius, und durch die frommen gottesfürchtigen Bekenner Elvoranga und Dr. Blight, als die einzige beseligende Religion erschienen ist. Als daher der genannte Priester nach einer langen geist- und gemüthvollen Unterredung mit Cadepur, gegen Abend die Gefängnißstube verließ, kniete der Hüther mit allen Angehörigen demuthvoll vor ihm nieder, küßte ihm ehrerbietig die Hand, und bat im Namen Aller, sie in der heiligen Glaubenslehre Christi unterweisen und als eifrige Schüler annehmen zu wollen. Es bedarf kaum erwähnt zu werden, daß sich P. Gregorius mit gewohnter Huld und Freundlichkeit sogleich herbei ließ, ihrem frommen Begehren zu willfahren; er gab ihnen, um ihren guten Willen zu kräftigen, den apostolischen Segen, und verließ sie mit der Erklärung, daß er schon am künftigen Morgen das heilige Evangelium vorzutragen beginnen werde. Da sich der Hüther von seiner Wohnung nicht entfernen konnte, so wurde sein Zimmer als Versammlungsort bestimmt, und so geschah es gleichsam durch eine höhere Fügung, daß auch Cadepur das heilige Wort der Wahrheit, gegen das er bisher taub geblieben, mit anhören mußte, wenn er anders seine Ohren nicht verschliessen wollte. Er erschrack Anfangs, daß er wider Willen zum Anhören einer Lehre gezogen werden sollte, die er nicht annehmen wollte, und dachte schon darüber nach, ob er sich diese Religionsschule neben seiner Stube nicht verbiethen könnte, da erwachte aber sein stolzes Selbstvertrauen wieder und er sprach bei sich: „Bin ich ein Kind, daß ich Gefahr für mich fürchte? wird mich jetzt das wankend und mir selbst ungetreu machen, was

mich bisher nicht rühren und beugen konnte? Nein, ich weiche von meinen Grundsätzen nicht, und will ihre Festigkeit sogar damit beweisen, daß ich Wort für Wort anhöre, was da gepredigt wird!“

Er hörte zwei, drei und noch mehrere Tage lang mit anscheinender, vielleicht auch mit wirklicher Gleichgültigkeit und Verstockung zu; alles, was da gesagt wird, dachte er, das weiß ich lange, es liegt ja im menschlichen Geiste, wenn er es nur in sich auffinden will; alles das haben bisher in andern Formen hundert Weltweise gesagt, folglich ist das Christenthum nichts als ein systematisches Lehrgebäude von Denk- und Erfahrungs-Prinzipien, und reines Menschenwerk: ich habe es, wenn auch nicht der Form nach, doch der Sache nach in mir, und brauch' es nicht schulmäßig zu erlernen. Nichtsdestoweniger hörte er dem erbaulichen Unterrichte weiter zu, blickte auch oftmals verstohlen durch das kleine Gitterfenster auf die Gläubigen hinaus, und sah im Ausdruck ihrer Mienen, in ihren sanftschmelzenden Blicken, in ihrem wogenden Busen die Wunderkraft einer Wunderlehre, die bisher bei ihm ihre Wirkung verfehlt hat. — Diesen eigenen Vorzug, gestand er bei sich, diesen eigenen Vorzug dürfte — ja, hat diese Glaubenslehre, daß sie das, was die Philosophen in künstlichen aber dunklen Phrasen vortragen, auf eine so einfache, leichtfaßliche und doch so kräftige Weise vorträgt, daß sie der ungebildetste Verstand begreifen muß. Ihr Stifter hat darin wahrlich zum Vortheil seiner Sache mehr gethan, als noch jeder Weltweise und Religionslehrer, er hat die Menschen in ihrer Wesenheit wie in allen ihren Bedürfnissen genau gekannt, ich muß gestehen, daß er die Tiefen des Lebens bis zu ihrem Grunde durchschaut hat. Und was das Eingreifendste, das Eindringlichste bei der Sache ist, fuhr er in seiner ungeweihten Art zu denken und zu sprechen fort, er hat nicht blos,

lehrt, wie man leben und handeln müsse, er hat die Möglichkeit der strengsten Ausführung musterhaft durch sein eigenes Beispiel dargethan, sein Wandel ist seinem Worte gleich, ich finde, wie Pilatus, keine Schuld, ja, nicht die mindeste Mackel und Schwachheit an diesem Menschen! Der Grieche Sokrates, dessen Moral ich durch einen mir befreundeten Engländer kennen gelernt, war allerdings auch ein großartiger Mensch, ein außerordentlicher Caracter, eine Erscheinung ganz ungewöhnlicher Art, doch Christus, den sie dort Gott nennen, und der mir immer noch als Mensch erscheint, war größer noch als Sokrates; die Evangelisten und die Apostel sind würdiger, tiefer im Denken und erhabener im Glauben, als die Schüler der Stoa und die Peripatetiker; in der That, mich nimmt es nicht Wunder, daß mein Gefängnißhüter und seine Verwandten, deren Zahl täglich größer zu werden scheint, so ganz mit Leib und Seele das erschütternde und zugleich beseligende Wort des Heilands annehmen. Wie rührend, wie poetisch schön und zugleich wie praktisch wahr sind die Gleichnißreden im Munde des Meisters! und Christus war von armen Eltern geboren, war nicht der Schüler eines hochgelehrten Mannes oder aus einer berühmten Schule, war erst drei und dreißig Jahre alt, — und doch hat er alles das aus sich selbst geschöpft? welch eine Tiefe und Fülle des Wissens, welch ein Reichthum an Erfahrungen, welch eine Gediegenheit des Karakters, welch eine übermenschliche Liebe! — Christus wäre wirklich Gott? — Seine Wunder alle zeigen dafür, Seine Weissagungen sind alle eingetroffen; Er sagte Judas Verrätherei, Er sagte Seinen eigenen Tod, Seine wunderbare Auferstehung am dritten Tage voraus; — und alles ist eingetroffen, — Er erschien nach Seiner Auferstehung vielen Seiner Jünger, überwies den ungläubigen Thomas von der Wahr-
it Seines Wortes, fuhr im Angesichte Seiner Jünger

zum Himmel auf, wo Er zur Rechten Seines himmlischen Vaters sitzt, sendet Seinen Anhängern den Tröster, den heiligen Geist, macht durch eine wunderbare Erscheinung aus dem Christenverfolger Saulus den eifrigsten Apostel — und mich — mich — soll er nicht erleuchten? nicht begnadigen? nicht erlösen? — — Cadepur sank auf die Kniee, faltete die Hände und rief mit lauter Stimme: „Jesus Christus ist wahrer Gott, ich glaube an Jesum Christum!“

Der Gefängnißhüter und noch zwei oder drei seiner Freunde vernahmen Cadepur's laute und bewegliche Worte, und da bald darauf P. Gregorius seinen apostolischen Unterricht schloß, erzählten sie ihm diese erfreuliche Botschaft. Der Geistliche trat zu dem Gefangenen hinein, und begrüßte ihn im Namen Jesu des Gesalbten. Cadepur erwiederte ihm keineswegs eine entsprechende Grußformel, sondern wünschte ihm, wie gewöhnlich, nur einen frohen Tag, und wandte seine Augen trotzig von ihm ab. Die Schlange des Hochmuths umwand ihn wieder; er zweifelte nicht daran, daß man die Aeußerung seines Glaubensbekenntnisses vernommen habe, und schämte sich seiner Wandelbarkeit, weil er noch nicht die rechte Demuth und Selbstverleugnung hatte. Der würdige Priester, der ihn früher durch seine salbungsvolle Predigt an die kleine Gemeinde so ungemein, so wunderbar gerührt, fand, wie bisher, an ihm einen verstockten, egoistischen Freigeist, und schied eben so trostlos und bestürzt von ihm, als er ihn diese Monden über verlassen hatte. Er ging sogleich zu Elvoranga, und theilte ihr mit, was er heute in Betreff ihres Gemahls erfahren hatte. Sie freute sich höchlich darüber und sagte: Hochwürdiger Herr! fürchtet euch nicht, daß er länger verstockten Herzens bleiben werde; die Eisrinde ist einmal geborsten und schließt sich nicht wieder durch erneuten Frost, sondern thaut und schmilzt allmäh-

lig zu Thränen der Rührung und der Liebe, wie auch der menschliche Stolz und Trotz eine Weile lang noch brüten und eifern mögen. Ich will ihn heute mit unserm kleinen William besuchen, will ihm das Bild, das ich vollendet, bringen, und unser Kind soll ihm die Gruppe deuten, wie ich es ihm einigemal vorgesagt habe. Der Knabe hat ein treffliches Gedächtniß, und wie es scheint, begreift er schon so manches, was er da auf die allerliebste Weise deutet. Sie stellte noch vorläufig eine Probe an, schickte um den Knaben hinüber und ließ zugleich die Familie Breaton einladen, auf ein Weilchen zu ihr zu kommen, und einem kleinen Examen beizuwohnen. Sie kamen sogleich alle herüber; der Knabe stellte sich, wie ihn die Mutter gelehrt, vor das Bild, und erklärte es so deutlich und anziehend, daß alle tief in der Seele gerührt und hingerissen waren.

Der darauf erfolgte Besuch im Gefängnisse war der rührendste und erbaulichste, der jemals gemacht worden ist. Cadepur verstand mit dem ersten Blicke, was diese Felsengruppen auf dem Bilde zu bedeuten haben, ließ sich aber doch von seinem Söhnchen die sinnreiche Auslegung machen, und so ward zum klaren Verstehen auch noch das rechte, weiche, innige Gefühl angeregt, wie es sich eben das Christenthum bedingt. Cadepur wurde, wie einst Elvoranga, mit dem Kinde selbst zum Kinde, umarmte es unter einem Strom von Thränen, und war selig in dem Bewußtseyn und dem Gefühle, der Vater eines solchen Engels zu seyn. Du erfreuest dich seiner, du liebkosest ihn, sagte die Mutter tiefbewegt, warum, Cadepur! willst du ihn nicht auch segnen? — Ich verstehe dich, antwortete der Vater, ich sollte ihn segnen im Namen des Gottes, den er glaubt, den er mir da gepredigt, den ich selbst als den allein wahren erkenne — aber Elvoranga! Elvoranga! — — Er konnte nicht weiter reden, tiefe Seufzer

erstickten ihm die Worte. — Cadepur! sprach sie mit beweglicher Stimme, Cadepur! du erkennest Jesum Christum als den allein wahren Gott, und scheuest dich, Ihn zu bekennen? Laß ab von dem ohnmächtigen Stolze — — Ihr versteht mich nicht, entgegnete er, ihr verkennet mich; es ist nicht Stolz, nicht Beschämung, nicht Trotz mehr, es ist Kleinmuth, es ist Furcht, es ist Verzweiflung, die mich abhalten, mich laut zu dem Gotte zu bekennen, der mich bei all seiner Barmherzigkeit doch verdammen muß. — Nein, Cadepur, erwiederte sie, du kennst den Gott der Liebe, der Allbarmherzigkeit noch nicht; du meinst, weil Er strenge Befolgung seiner Gebote verlangt, könne Er auf der andern Seite nicht barmherziger seyn, als es etwa ein guter friedliebender Mensch zu seyn vermag; ich sage dir aber, Er hat über einen Sünder, der Buße thut, mehr Freude, als über viele Gerechte. Blicke auf den heiligen Apostel Paulus, blicke auf die heilige Magdalena, blicke noch auf tausend Missethäter und Büßer hin, welche, ob sie nun als Heiden, als Juden oder als Christen gesündigt haben, wieder Freunde des Allerbarmers und Seines Himmels würdig geworden sind, wenn sie die finstere Bahn der Sünde verlassen haben. — Aber bedenke, fiel er ihr in die trostreiche Rede, bedenke und schaudere mit mir, was ich alles verbrochen! ich habe einen Paria ermordet, dieses lieblichste aller Kinder eine Paria-Brut gescholten, verflucht und verstoßen, habe die Wittwe und ihr Kind mit der Zugabe meines Kindes noch elender und trostloser gemacht, habe ihrem Wohlthäter nach dem Leben gestrebt in dem schrecklichen Augenblicke, wo ich mir selbst das heilige kostbare Leben rauben wollte — oh! aus dieser Tiefe der Verworfenheit kann mich Jesus Christus nicht mehr ziehen und erlösen, ob er auch allbarmherzig sey. — Auf das entgegnete ihm die verständige, fromme Gemahlin die trostvollen Worte: Die

Priester sind Stellvertreter Gottes, sie haben von Ihm selbst die Macht erhalten zu binden und zu lösen, denn Er sprach zu Seinen Aposteln: „Wem ihr die Sünden vergeben werdet, dem seyen sie vergeben, wem ihr sie aber behalten werdet, dem seyen sie behalten." Entbiete nun selbst Seinen würdigen Stellvertreter und Diener, den P. Gregorius, lege in seine Hand das Bekenntniß deines Glaubens, laß dir abspülen durch die heilige Taufe die Mackeln der Erbsünde, und beichte ihm deine eigenen mit jener Reue und Zerknirschung, die du nach der Größe deiner Schuld haben mußt. Sey im Voraus versichert, wenn er dich lossspricht im Namen des allbarmherzigen Gottes, und wenn du die auferlegten Bußwerke mit der erforderlichen Treue und Demuth wirst verrichtet haben, so kündigt es sich dir in deinem eigenen Gemüthe an, ob du entsündigt bist, ob dir auch im Himmel vergeben sey, ob du die Gnade Gottes erlangt hast; denn Er spricht unverkennbar zu uns durch die Stimme des Gewissens, und macht es zum Richterstuhl Seines Zornes oder Seiner Vergebung! — Ich vermag es noch nicht, vielleicht noch lange nicht über mich, entgegnete der Gefangene, mich durch die heilige Taufe in einen Bund aufnehmen zu lassen, der mich so würdig, so erhaben, so heilig dünkt, daß man ohne Mackel mit ihm einen Himmel, schuldbeladen aber in ihm eine martervolle Hölle findet. Aus gerechter Furcht also, daß ich die Leiden meiner sündhaften Seele um vieles vergrößern würde, wenn ich jetzt schon den verwegenen Schritt machte, und meine Begnadigung rein auf die Barmherzigkeit Gottes wagte, aus dieser gerechten Furcht, sage ich, werde ich noch abgehalten und bestimmt, mich durch einen festeren Glauben, durch einen würdigeren Wandel, und durch vorausgeschickte Bußwerke, die ich mir vor der Hand selber auferlegen werde, gehörig vorzubereiten. Ich habe mich auf jener Wallfahrt nach

Benares in blindem Wahne und für einen nichtigen Götzen mit der grausamsten Buße belegt, wie sollte ich jetzt für die Wahrheit, für den allein wahren Gott, und für meine ewige Seligkeit so wenig Opfer bringen? Laßt mich jetzt nach eigener guter Meinung gewähren und thun was ich zu meiner Sühnung und Aufnahme in den heiligen Taufbund für nöthig und ersprießlich erachte, laßt mich durch eigene Bußübungen fähiger machen, mich denen des Priesters zu unterziehen, du weißt ja, Elvoranga! ich will nichts halb, nichts unvollkommen seyn, will überall den ganzen Umfang meiner Kräfte erschöpfen und Blut und Leben einsetzen für den Glauben, den ich als den wahren Anker in diesem sturmbewegten Lebensmeere erkannt habe. Elvoranga machte ihm auch nicht die geringste Einwendung, sondern fragte ihn nur, welche Mittel sie ihm ihrerseits an die Hand geben könnte, seinen frommen Entschluß zu unterstützen. „Schicke dem geistig Todten zuvörderst die Arznei des Lebens, antwortete er, die heilige Bibel nämlich, mit meinen weitern Bedürfnissen und Wünschen werde ich euch seiner Zeit schon bekannt machen. Hierauf umarmte er sein Kind voll der innigsten Zärtlichkeit, entbot seinen freundschaftlichen Gruß an die Familie Breaton, an Frau von Reward und Dr. Blight, und entließ sie mit dem Bedeuten, daß er einen ganzen Monat lang von Niemand besucht zu werden wünschte. Und wirst auch du uns nicht besuchen? fragte ihn Elvoranga, denn in wenigen Tagen, fuhr sie fort, ist, wie du weißt, die anberaumte Zeit deiner Bewachung abgelaufen, und du kannst frei diese Stube verlassen. — Ich weiß es, entgegnete er, doch wiederhole ich dir, störet mich in meinem Bekehrungseifer nicht, nach einem Monate werde ich euch bedeuten, welche Wirkung der Glaube an mir gethan. — Elvoranga küßte ihn noch einmal segnend auf die Stirne und kehrte dann unter stillem, doch nicht schmerzlichem Weinen nach Hause zurück.

Sadepur hatte wohl nach dem leichtfaßlichen Vortrage des P. Gregorius, den ich den jüngsten Heiden-Apostel nennen möchte, das ganze System der christlichen Glaubenslehre in Geist und Gemüth aufgenommen, doch warf er sich jetzt mit erneutem Eifer über das Buch aller Bücher, und vertiefte sich so in das Meer seiner Schönheiten, Wahrheiten und Tröstungen, wie sich der Blick des gottesfürchtigen Astronomen bei stiller wolkenloser Nacht in den Ocean der Sterne und Weltenringe vertieft, und die Allmacht, Weisheit, Güte und Liebe des unendlichen Schöpfers, Erhalters und Regierers bewundert, lobpreist und benedeyt. Er lernte viele Stellen auswendig, sowohl vom alten als auch vom neuen Bunde, erkannte genau den innern, wunderbaren Zusammenhang, sah in jenem den heiligen Samen, in diesem die heilige köstliche Frucht der Erlösung, fand alle Worte der Propheten von Abraham bis zum Vorläufer Christi, und alle Verheißungen, die Gott der Herr seinem auserwählten Volke gemacht, buchstäblich erfüllt, und konnte nicht müde werden, Tag und Nacht über dem geheiligten Buche zu liegen, zu denken, zu betrachten, zu bewundern, zu beten, zu danken und zu lobpreisen. Hierauf studierte er mit glühendem Eifer die Schriften der heiligen Kirchenväter, und das Rituale der römischkatholischen Kirche, erkräftigte sich an dem übermenschlichen Glaubensmuthe, mit dem die heiligen Martyrer, besonders in den ersten Zeiten der Kirche, ihren Feinden und Peinigern widerstanden, und die Wahrheit des göttlichen Wortes mit ihrem Blute besiegelten. Inzwischen betete er viel und betete mit wahrer Inbrunst, denn er empfand vom ersten Versuche an in seinem Gemüthe, welche Wohlthat das fromme bußfertige Gebet für einen Sünder sey. Endlich machte er noch zum Behufe seiner Sühnung und zum Beweise seiner aufrichtigen Bekehrung ein Gelübde, das wir in dem

Briefe werden kennen lernen, welchen er in den letzten Tagen des einberaumten Monats an seine Gemahlin und mittelbarer Weise an alle seine beliebten Freunde schrieb. Er lautet, wie folgt:

Liebe Gemahlin! werthe Freunde in Christo!

„Gebenedeyt sey Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, Der uns nach Seiner großen Barmherzigkeit wieder geboren hat zu der lebendigen Hoffnung, durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten —“ (1. Pet. 3.) So begann er mit den Worten des heiligen Petrus sein Schreiben, und verband mit dieser Anrufung eine gewählte Grußformel aus dem heiligen Apostel Paulus: „Mit euch sey Gnade, Barmherzigkeit und Friede von „Gott dem Vater, und unserm Herrn Jesu Christo — „vornehmlich aber seyen sie mit mir, da ich ihrer unter allen Menschenkindern am meisten bedarf. Ich will aber trotz meiner Sünden glauben, daß Gott der Herr mit mir sey, denn Er hat mir schon seine größte Liebe damit bewiesen, daß Er mich zu Seinem Glaubenskinde aufgenommen, und mir den Weg des Heiles geöffnet hat. Euch, geliebte Freunde! zolle ich nächst Gott, Seinen Engeln und Seinen Heiligen den innigsten Dank, denn Er hat euch zu Werkzeugen meiner Erlösung erwählt, und euch zu meinen größten Wohlthätern auf Erden gemacht. Nehmt euern schönsten Lohn hin in eurem beseligenden Bewußtseyn des Verdienstes, und in der Gewißheit daß der Allgütige dasselbe in das Buch Seiner Vergeltungen eingetragen hat. Ich bitte euch aber, höret auch jetzt noch nicht auf, meine Freunde und Wohlthäter in Christo zu seyn; betet für mich, begleitet mit euern frommen Segnungen meine Schritte, daß sie nicht wanken mögen auf dem steilen Pfade zur Stadt Gottes, denn ob auch der Geist willig ist, so bleibt das Fleisch doch immer

schwach.“ Ich will es aber züchtigen dieses Fleisch, und abtödten mit seinen Lüsten und Schwachheiten, auf daß ich stark sey in dem Glauben, — will mich, wie mein Vorbild, der heilige Apostel Paulus, spricht: (2. Cor 7. 1.) reinigen von allen Mackeln des Fleisches und des Geistes, und die Heiligung in der Gottesfurcht vollenden. —“ Höret mich denn an, und gebt euren Segen zu dem, was ich bei mir beschlossen und Gott dem Allbarmherzigen zu meiner Reinigung angelobt:

Da, wo ich die ganze Menschheit in ihrer moralischen Würde am meisten verletzt habe, will ich sühnend mein erstes Bußwerk verrichten, will von Wildniß zu Wildniß, von Wüste zu Wüste wandern in die abgelegenen und versteckten Wohnsitze der Parias, und ihnen den apostolischen Friedenskuß bringen. Meine Buße sey zuvörderst die demüthigste Abbitte des Unrechtes, das ich ihnen in jenen Zeiten meiner Finsterniß zugefügt; ich will sie nunmehr meine Brüder, meine Freunde nennen, will sie trösten und zur Geduld ermahnen, will als Rathgeber und Lehrer in ihre Mitte treten, und sie beschwören, daß sie ihre Wüsten und Wälder verlassen, den Beistand der Christen anflehen, unter ihrer Leitung den Weg des Kreuzes wandeln, würdige Glieder einer heiligen Kirche, und nützliche Bürger in einer menschlichen Gesellschaft werden sollen. Ich habe es mir auferlegt, dieses Apostel-Amt mit aller Anstrengung und Aufopferung drei Monden lang allein, — dann aber durch die ganze Zeit meines Lebens mit euch zu versehen; ferner habe ich Jesu Christo, meinem Gotte, und der allerseligsten Jungfrau Maria, Seiner unbefleckten Mutter in Demuth angelobt: nach der Zahl der zwölf Apostel zwölf Paria-Familien unter meine eigene Aegide zu nehmen. Ich bitte euch demnach, meine werthesten Freunde! theilet mein Landgut am Meere in zwölf Quartiere, und die zugehörigen Felder und Grün-

in eben so viele Parthieen ab, und weiset der jedesmaligen Familie, welche ich euch mit dem Losungsworte: Herr! erbarme Dich unser! — schicken werde, Wohnung, Unterhalt und Arbeit an; richtet für alle eine heilige Capelle, und Religionsschule ein, und für die Kinder noch überdieß eine systematische Elementarschule nach den nothwendigsten Lehrfächern. Wenn etwa nach drei Monden die zwölfte und letzte Familie angelangt seyn wird, so erwartet mich selbst, wenn mir der Allgütige mein Leben bewahrt, nach vierzig Tagen; denn nach Seinem allerheiligsten Beispiele, werde ich noch vierzig Tage in der Wüste verweilen, und mich durch Gebet, Fasten und Betrachten auf die heilige Taufhandlung vorbereiten, um deren Verrichtung ich den hochwürdigen P. Gregorius in voraus kindlich ersuche. Wohl hätte ich auch in Betreff Remba's und ihres durch mich verwaisten Kindes bei mir schon vorläufig solche Verfügungen getroffen, die ich als Mensch und Jünger Christi zu machen verbunden war, doch kann ich sie nicht aussprechen, ohne mich nicht früher mit der hochgeschätzten Familie Breaton in's Einvernehmen gesetzt zu haben. Ich will somit dieß, wie so manch anderes auf die wohlthätigen Tage meiner Zurückkunft verschieben, und euch, meine theuersten Freunde! deren Wohlwollen und Segenswünschen ich mich schließlich empfehle, bitten und beschwören, mich auch künftig mit Rath und That zu unterstützen, mich als würdiges Glied eures christlichen Bundes zu betrachten, und mit mir zum Frommen der Welt, zum allgemeinen Besten der ganzen Christenheit und zur größern Ehre Gottes auf's eifrigste, thätigste und redlichste zu wirken.

Cadepur.

Er übersandte dieses Schreiben zu der Stunde, als er seine Bußfahrt antrat, um daran nicht etwa gehindert

zu werden, und hinterließ keine bestimmtere Erklärung und keine Spur, welchen Weg er zuvörderst genommen habe. Seine Gemahlin und alle seine Freunde weinten tiefgerührt bei Durchlesung jenes Briefes, riefen ihm laut ihre herzlichsten Segenswünsche nach auf seine bußfertige und gottverdienstliche Apostelfahrt, die er gleichsam mit dem biblischen Losungsworte: „Wirf Alles von dir, nimm Mein Kreuz auf dich, und folge Mir nach," angetreten hatte; freuten sich, daß er nebst seinem Seelenheile auch das Seelenheil und die zeitliche Wohlfahrt so vieler Unglücklicher zu begründen strebe, und trafen sogleich seiner Weisung gemäß die nöthigen Anstalten zum Empfange und zur leiblichen wie zur geistlichen Versorgung der zwölf Paria-Familien, die nach und nach bald von verschiedenen Seiten eintreffen mochten.

Man kann sich vorstellen, daß diese Reihe von Ereignissen großes Aufsehen in Calcutta sowohl, als in der ganzen Umgegend erregen mußte. Die Braminen und Radjas hörten und sahen das Alles freilich mit dem giftigsten Groll und Aergerniß an, und zettelten sogar eine verderbliche Verschwörung an gegen die verhaßten Heidenbekehrer, die ihnen mittelbar oder unmittelbar fast täglich einige Bramagläubige abtrünnig machten, und ihre Herrschaft beeinträchtigten; allein die Meuterei wurde entdeckt, in ihrem Keime mit aller Strenge unterdrückt, und von der Regierung der Handels-Kompagnie mit der schärfsten Androhung verpönt.

Die zwölf Familien kamen wirklich im Verlaufe mehrerer Wochen an, und wurden von Elvoranga und dem Hause Breaton mit der mildthätigsten Freundlichkeit aufgenommen. Der jedesmalige Familien-Vater trug ein Kreuz mit Cadepurs eigenhändiger Inschrift: H e r r! e r b a r m e D i c h u n s e r — und einem Briefchen, das der Büßende mit seinem Blute geschrieben hatte. Es gab

wohl keine christliche Seele in jener Stadt, die nicht den wärmsten Antheil an diesem frommen Bekehrungseifer genommen hätte, und viele gottesfürchtige Katholiken, deren Anzahl dort größer ist, als die der Protestanten, schrieben belohnende und ermunternde Adressen — meist ohne Namensunterschrift, an Elvoranga und die Familie Breaton, und legten denselben zur Förderung der guten Sache oft beträchtliche Geldbeträge bei. Diese reichlichen Zuflüsse machten, daß auch Breaton seinerseits ein christliches Asyl für arme, verwaiste Heidenkinder eröffnete, und dieser Zufluchtsort durch die neun Zeitungen, die damals in Calcutta ausgegeben wurden, bekannt machen ließ. Es läßt sich erachten, daß die Anzahl der aufzunehmenden Pfleglinge, die er vorläufig nach den Lebensjahren Christi auf 33 festsetzte, in kurzer Frist voll geworden ist. Er hat 17 bramaische, 8 buddhaische, 5 muselmännische und 3 parsische Waisen in seine Lehr- und Erziehungs-Anstalt aufgenommen, und mit derselben eine Wollen-Spinnerei verbunden, um die christlichen Zögliuge auch zu brauchbaren Gewerbsleuten zu bilden. Rosina hatte inzwischen mit einem achtbaren Lehrer dieser jüngern Anstalt eine freundliche Bekanntschaft geschlossen, die Herr Breaton um so weniger mißbilligen konnte, als er längst schon mit dem Gedanken umging, der jungen Wittwe wo möglich Ersatz für ihren Verlust zu leisten, und eine Wunde zu heilen, die nie ganz vernarben zu wollen schien. Er stellte es ihr frei, die kleine Isabella zu sich zu nehmen, oder sie als seine Adoptiv-Tochter und einzige Erbin in seinem Hause zu lassen — sie besann sich aber nicht lange, und sagte: Gnädiger Herr! Sie haben an dem lieben Kinde eben so viel Antheil und Freude, als ich, seine leibliche Mutter, aber ob ich sie auch geboren habe, so haben Sie doch mehr Recht auf die gesegnete Waise, als ich. Ich lege sie als schuldiges Opfer an

ihr Vaterherz, es ist das theuerste und einzige, was ich in der Pflicht meiner wärmsten Dankbarkeit geben kann. Der gütige Himmel wird mir auch dieses wieder ersetzen oder vergelten, und zudem bleibt sie mir ja doch immer unter den Augen, wie sie in meinem Herzen ist. Sie heiße und sey aber Ihre Tochter, und erfahre einst nur das, daß Sie nach Gott ihr größter Wohlthäter gewesen sind!" —

Ueber diese und andere Ereignisse war beinahe ein halbes Jahr verflossen. Cadepur kehrte endlich, auf das glühendste ersehnt, von seiner frommen werkthätigen Bußfahrt zurück, und fand alle Anstalten, die man seiner Anordnung gemäß gemacht hatte, seinen Erwartungen und Wünschen vollkommen entsprechend. Sein erster Besuch, welchen er an der Hand seiner zärtlichen Gemahlin und seines geliebten Sohnes bei der Familie Breaton abstattete, war ungemein rührend; er warf sich voll der ungestümsten Innigkeit in Herrn von Breatons Arme, lag lange schluchzend an seinem Busen, und bewegte alle Umstehenden zu lichten warmen Thränen. Unter den Anwesenden war dießmal auch Herr von Reward, der kürzlich von seiner großen Seereise zurückgekehrt, und nach Anerkennung seiner vielen Verdienste von der Handelscompagnie vom ersten See-Capitain zum Contre-Admiral befördert worden war. Eben dieser brach zuerst das Stillschweigen in der trauten Gesellschaft, und sagte: Lasset uns nicht länger weich und empfindsam, sondern frohen Muthes und lustig seyn. Ich kam erst jüngst vom Cap der guten Hoffnung gesegelt, ihr versteht mich, dort liegt Constantia, das die besten Reben der Welt hat; wir wollen uns davon an ihrem Safte überzeugen. — Weib, hast du? — dort ist die Batterie von Bouteillen aufgepflanzt, entgegnete Frau von Reward, und ihr Gemahl langte sogleich hastig nach Flaschen und Stutzgläsern, reihte

Stühle um eine große Tafel und servirte den werthen Gästen von den besten Sorten des hochgepriesenen Capweins, während sie Frau von Breaton mit köstlichen Früchten und Leckerbissen bediente. Alle waren gemüthlich aufgeräumt, und Herr von Reward, Dr. Blight und Herr von Breaton sogar muthwillig froh. Trinkt nur, trinkt nur! rief und scherzte der Erste ohne Unterlaß, wir sind und bleiben trotz einer lustigen Stunde doch gute rechtschaffene Christen; trink nur, und lache auch ein bischen mit, Bruder Cadepur! du bedarfst vor allen des stärkenden und erquickenden Labetrunks. Glaube ja nicht, fuhr er fort, daß ich nur diese paar Bouteillen vom Cap mitgebracht habe, zu deinem feierlichen Taufmahle steht noch ein großes Gebünde von 10 bis 12 Eimern bereit, aber säume jetzt nicht mehr, und laß dich mit deinen Novizen aufnehmen in unsern heiligen Christenbund, denn wenn du es noch einen Monat verschiebst, bin ich schon wieder durch zwei oder drei Zonen gesteuert. Segelst du vielleicht, fragte Cadepur hastig, segelst du nach Smyrna oder Alexandria? — Ach, ich weiß, warum du das frägst, fiel ihm Reward ein, du möchtest mich gern begleiten, und eine Pilgerfahrt nach Jerusalem, zum heiligen Grabe machen. — Du hast es errathen, entgegnete Cadepur, und mich hat es von jeher unangenehm befremdet, daß ihr Christen so lau seyd, und so wenig nach dem Lande wallfahrtet, auf dem euer Gott und Erlöser gewandelt, gelitten und zu euerm Heile geblutet hat, während der Hindner so gern nach Benares, der Buddhaist nach Lassa (Botala) zum Dalai-Lama, der Muselmann nach Mecca zum Grabe des Propheten pilgert. Du sollst kommenden Sommer, erwiederte jener, mit mir nach Alexandrien fahren, und während ich da meine Geschäfte abthue, nach Joppe und Jerusalem weiter pilgern; für jetzt aber bleibst du bei deiner werthen Gemahlin und deinem Kinde, erho-

lest dich im Schooße der Liebe und der Freundschaft, und bringst erst deine Bekehrungs-Anstalt in gehörigen Gang; — und dieser wohlmeinende Rath und Vorschlag wurde von allen Gliedern der Gesellschaft so eifrig unterstützt, daß Cadepur weiter keine Einwendung mehr machte. Die Nacht war schon ziemlich weit vorgerückt, als sich die Gesellschaft mit dem Bedeuten trennte, daß sich Cadepur mit seiner Gemahlin kommenden Festtag mit so vielen der angenommenen Paria's taufen lasse, als P. Gregorius für würdig erklären werde.

Die feierliche Taufhandlung ward auf die nahen Pfingsttage festgesetzt. Es läßt sich erachten, daß sowol, von Seite Cadepurs als der Familie Breaton die glänzendsten Vorbereitungen gemacht worden sind, um so mehr, als sich selbst der Präsident, und der Bischof von Calcutta nebst vielen andern Honoratioren freiwillig entboten haben, an den 69 auserlesenen Täuflingen beider Bekehrungs-Anstalten Pathenstellen zu vertreten. Außer den genannten Individuen gab es aber noch 17, welche sich an diesem Tage als Bekehrte zur heiligen Taufe führen ließen, und viele hundert Kinder, welche das Sakrament der heiligen Firmung empfingen. Cadepurs und Elvorangas Taufzeugen waren Herr und Frau von Breaton; sie legten sich, ihrem eigenen Wunsche gemäß, die Namen ihrer geliebten Kinder bei, und ließen sich: William und Isabella taufen. Seit Calcutta steht, heißt es, ward daselbst in religiöser Hinsicht kein so feierliches, glänzendes Fest, keine so erbauliche Ceremonie begangen. Alle Hauptstraßen der Stadt waren mit Blumen und Kränzen geschmückt, die Domkirche, welche gedrängt voll war, entfaltete dießmal ihren ganzen Reichthum an Ornaten und Kirchengeräthen, und stimmte zur Ehre Gottes das lauteste Te Deum an; in den Häusern der reicheren christlichen Bürger war offene Freitafel für die Armen, und Abends waren sogar ihre

Fenster beleuchtet. In dem Präsidial, und im Bischöflichen Gebäude wurde Geld unter die Menge geworfen, welches zu diesem Ende von hundert Seiten eingeschickt worden war. Die Häuser und Gärten Cadepurs, Breatons und Rewards waren auf das Prachtvollste mit Blumen, Kreuzen und Palmen ausgeschmückt, und Küchen und Keller boten ihre reichen Vorräthe jedem an, der einen bescheidenen Gebrauch von ihnen machen wollte. Die große Familien-Tafel war aber abgesondert in Herrn Cadepurs geräumigsten Saale, und nur den geladenen Gästen zugänglich, unter denen sich die ersten Honoratioren der Stadt befanden.

Der heutige Tag, seufzten die Braminen und Radja's, ist der empfindlichste Schlag, der noch jemals auf das Haupt Brama's und seiner tausend Nebengötter geführt worden ist. Auch sie vereinigten sich gleichsam zum Trotze der Christen parthieenweise zu Gastgelagen, allein es mundete ihnen weder Speise noch Trank, denn sie genossen alles unter Flüchen und Verwünschungen, und vergällten sich selbst die süßesten Leckerbissen.

In Cadepurs Hause hingegen war Alles so voll der reinsten gemüthlichsten Freude, hier herrschte unter der Aegide eines lauteren Gewissens und einer vernünftigen Mäßigkeit, der heiterste Ton, die trauteste Geselligkeit. Die untere Tafel, an der die 69 Taufkinder saßen, brach einmal über das anderemal in laute Segnungen aus über ihre großmüthigen Wohlthäter, die um die obere Tafel gereiht waren, und diese dankten ihnen wieder mit rührenden Segnungen. Auf einmal flatterten sechs oder acht Papageien über den Köpfen der frohmüthigen Gäste, und kreischten Anfangs in ihrer natürlich rauhen Weise, dann suchte sich aber jeder einen Ruhepunkt, und Einer nach dem Andern fing an einen Satz zu sprechen, der von dem jedesmaligen Lehrer des Vogels eine verbindliche Danksagung an den jedesmaligen Wohl-

häter enthielt. Zuerst vernahm man deutlich die Worte: Remba und ihr Kind ewig Dank an Breaton! — Remba war es nämlich: die zuerst den Gedanken gefaßt hatte, einen Vogel abzurichten, der es, wenn sie nach ihrer Verheirathung aus dem Hause Breatons ziehe, ihren Wohlthätern täglich vielmal wiederhole, was sie in ihrem dankbaren Herzen für sie empfinde; dem würdigen Lehrer in der Erziehungs-Anstalt der heute auch ihr Mann geworden ist, gefiel dieser Gedanke seiner gemüthvollen Braut, und er beschloß, ihn noch zu einer größeren Anwendung zu bringen, ließ demnach sechs bis acht solcher prechfähiger Vögel von den Schülern beider Anstalten seit Monden schon insgeheim abrichten, und bereitete ihren Wohlthätern an dem heutigen Tage wirklich eine überraschende Freude ganz eigener Art. Der Leser kann sich beiläufig denken, was die andern Vögel gegen Cadepur, Elvoranga, P. Gregorius und Reward rc. für Danksagungen ausgesprochen haben mögen, mein Gewährsmann hat mir die Sätze nicht angegeben. Die gerührten Gäste an der obern Tafel fühlten sich auf die zarteste Weise geschmeichelt, dankten unter warmen Thränen den Dankenden entgegen, und beschlossen dann einmüthig, diese Vögel in die große Menagerie des General-Gouverneurs zu geben, welche sich in der Nähe der Stadt zu Barrakpur befindet, und die schönste und reichhaltigste von ganz Indien ist. Hier sollen die wohlabgerichteten Vögel, sagten sie, die schöne Pflicht der Dankbarkeit aller Welt predigen, und jeden, der einen Wohlthäter hat, auffordern, seiner Schuldigkeit ein Genüge zu thun.

Als sich an diesem Abend die Gesellschaft trennte, bekannte unter zärtlichen Umarmungen wohl ein Jeder: „Das war der schönste, der seligste Tag meines Lebens!"

Jos. A. Moshammer.

Zweite Abtheilung.

1.

Vaterliebe.

In der Schlacht von Novarra (1513) wo die Franzosen von den Schweizern und Mailandern gänzlich geschlagen wurden, zeigte Robert von der Mark, Herr von Sedan, was ein Vaterherz für seine Kinder thun kann. Robert befehligte im Solde des Königs von Frankreich eine Abtheilung Lanzknechte, in der seine Söhne als Offiziere dienten. Gleich bei dem ersten Angriff der Schweizer hatte er das Unglück, im Gewühl der Schlacht von seinen Söhnen getrennt zu werden. Diese kämpften auf das Tapferste, bis sie schwer verwundet zu Boden sanken. Als Robert dieses hörte, stürmte er mit unnenbaren Schmerzen mit wenigen Reitern in die dichtesten Schaaren der Feinde, fest entschlossen, seine Kinder zu retten, oder mit ihnen zu sterben. Mit verzweiflungsvoller Tapferkeit kämpfte er sich zu jener Stelle hin, wo sie unter den Haufen der Todten bluteten; rasch nahm er den Einen Sohn vor sich auf das Pferd, sein Diener den Andern und so brachen sie sich mit gewaltigen Hieben wieder rückwärts Bahn zu den Ihrigen. Roberts Söhne wurden, obgleich tödtlich verwundet, geheilt und in der Folge ausgezeichnete Feldherrn. — O. L.

2.

Wunderbare Rettung.

In den Kriegen, welche die Franzosen im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Italien führten, kam ein Haufe Franzosen raubend und plündernd nach Montselles und eroberte die Stadt. —

Die meisten Einwohner hatten schon bei der ersten Nachricht von der Ankunft der Feinde sich geflüchtet. Andere hatten sich, ihre Weiber und Kinder, ihr Hab und Gut in einer großen, von der Natur selbst gebildeten Felsenhöhle verborgen. Es waren aber der Flüchtlinge mehr als zweitausend; sie hatten sich mit Lebensmitteln versorgt, die Eingänge verrammelt und mit Hackenschützen besetzt. — Ihre Hoffnung von den Plünderern unentdeckt und sicher zu bleiben, ging nicht in Erfüllung. Ein Haufe dieses Gesindels erschien vor dem Eingange der Höhle und verlangte Einlaß und Uebergabe. Die Eingeschlossenen aber weigerten sich; sie hätten, riefen sie, nur Weib und Kinder mitgenommen und ihr Hab und Gut in ihren Häusern zurückgelassen, dort, nicht hier sollten sie suchen.

Jetzt wollten die Räuber mit Gewalt den Eingang erzwingen; aber gutgezielte Schüsse streckten die Ersten der Angreifer zu Boden. Da beschlossen die Andern in teuflischer Bosheit, vor dem Eingange der Höhle Holz, Heu und Stroh aufzuhäufen und die in der Höhle durch Rauch zu tödten. Keiner wurde herausgelassen; die Eingeschlossenen erstickten alle. —

Als diese Schandthat im französischen Lager bekannt wurde, erregte sie bei den Bessern Abscheu und Entsetzen. Man beschloß, die Mörder exemplarisch zu strafen, damit doch dem Rauben und Morden ein Ende gemacht und

der französische Name, ohnehin bei den Italiern unbeliebt, nicht noch verhaßter würde. Man ruhte nicht, bis man die Plünderer ausfindig machte; mehrern von ihnen fehlte das rechte Ohr, ein sicheres Zeichen, daß sie schon früherer Schandthaten halber gebrandmarkt worden waren. — Man machte mit ihnen kurzen Prozeß. Vor der Höhle, wo sie das Abscheuliche verübt, wurden sie aufgehangen.

Während der Exekution schlich sich eine gespensterartige Gestalt aus der Höhle; es war ein Knabe von vierzehn Jahren, durch Rauch und Hunger gebräunt, mehr todt, als lebendig; vor Schwäche konnte er kaum reden. Als er sich durch Speise und Trank gestärkt hatte, erzählte er, wie er sich beim Eindringen des Rauches in den Hintergrund der Höhle geflüchtet hätte; schon sey auch er dem Ersticken nahe gewesen, als er eine Felsenritze entdeckt, den Mund hinan gelegt und so nothdürftig geathmet hätte. Er war der Einzige, der von zweitausend Menschen sich rettete. —

O. L.

3.

Erzählungen aus den Kreuzzügen.

I.

Anselm, Herr von Ribemont, ein reicher französischer Ritter, hatte Gott zu Liebe seine Heimath und seine Schätze verlassen, und das Kreuz genommen. Er stritt heldenmüthig vor Nicäa, Antiochien und Marra gegen die Ungläubigen, hatte aber vor letzter Stadt das Unglück, den liebsten seiner Freunde, den jungen Engelram, Gra-

fen von St. Paul, zu verlieren. Als hierauf die Christen vor Arka rückten, zog auch Anselm mit, aber voll Kummer und Schmerz über den Tod seines Engelram. Da saß er eines Abends, ermüdet vom Kampfe, in seinem Zelte und sah, daß Engelram zu ihm trat. Unerschrocken, voll Freude über den Anblick des Freundes, rief jetzt Anselm: „Freund, lebst du wieder? und ich habe dich doch bei der Belagerung Marra's unter den Todten gesehen?" *)

„Anselm!" erwiederte Engelram, „weißt du denn nicht, daß jene, die ihr Leben im Dienste Jesu opfern, niemals sterben?" „Wie kömmt es aber" fuhr Anselm fort, „daß ich dich ungleich schöner jetzt vor mir sehe, als du im Leben gewesen bist?"

„Mein Glanz und meine Schönheit," war Engelrams Antwort, „kommt von dem Hause her, das ich in dem Himmel bewohne. Ich versichere dich, daß für dich noch ein schöneres Haus bis morgen bereitet ist; lebe wohl!" Jetzt verschwand Engelram.

Des andern Tages ließ Anselm in aller Frühe den Priester rufen, sich die heiligen Sakramente reichen, und erzählte die wunderbare Erscheinung seines Freundes; er versicherte Alle, er werde diesen Tag noch sterben. Was er voraussagte, traf ein. Die Feinde machten des Nachmittags einen Ausfall; Anselm eilte ihnen muthvoll entgegen; da traf ihn ein Stein von der Mauer an die Stirne, er sank todt nieder und sah noch diesen Abend sein himmlisches Haus und seinen Freund Engelram.

II.

Gerhard von Avesnes war mit vielen andern Rittern seiner Heimath unter Gottfried, dem glorrei-

*) Hieher das Titelkupfer.

chen Herzog von Lothringen, nach dem heiligen Lande gezogen. In allen Schlachten und bei allen Belagerungen hatte er mit Tapferkeit und Ruhm gestritten und ehrenvolle Wunden empfangen. Von den Ungläubigen gefangen und schmachvoll behandelt, blieb er dennoch seinem Glauben getreu und duldete standhaft, bis Gottfried ihn erlösete. Er und Gottfried wurden nun innige Freunde. Gerhard stritt mit ihm vor Jerusalem und verließ ihn nimmer, auch dann nicht, als die meisten Kreuzbrüder nach der Eroberung Jerusalems heimkehrten. — Mit Gottfried zog Gerhard zur Belagerung Arsufs, einer festen Stadt in Syrien. Die Einwohner dieser Stadt schlossen aber mit Gottfried einen Vertrag und stellten Geißeln für die treue Vollziehung desselben, worauf auch Gottfried ihnen einen Bürgen seinerseits in Gerhard gab. — Allein die Geißeln der Stadt Arsuf entflohen treuloser Weise und kehrten zu ihren Brüdern zurück; von diesen wurden sie mit Freuden aufgenommen, und Gottfrieds Boten, welche die Auslieferung der Flüchtlinge und die Vollziehung des Vertrages verlangten, höhnisch abgewiesen, Gerhard selbst mißhandelt. Da rückte Gottfried erzürnt vor die Stadt und ängstigte sie auf allen Seiten mit Sturmmaschinen und Wurfgeschoßen so sehr, daß die Ungläubigen in ihrer Noth kein anderes Mittel wußten, als Gerhard auf einen Mastbaum kreuzweise zu binden und dorthin zu heben, wo die Pfeile am meisten wütheten, und wo die Mauer am meisten bedroht war. Sie glaubten, die Christen würden eher von Arsuf abziehen, als ihren Bruder, den edlen Ritter Gerhard, mit ihren Pfeilen tödten. Allein sie täuschten sich; zwar wurde Gerhard kleinmüthig und bat von seinem Kreuze herab den Herzog Gottfried, er möchte der Schmach, der Wunden und Gefangenschaft gedenken, die er für ihn so oft erduldet und ihn doch nicht

hier durch die Pfeile seiner eigenen Brüder umkommen lassen. Aber in dem Herzen Gottfrieds siegte die glühende Liebe zu Jesu und der Eifer für Seine Sache auch über die zärtlichsten Gefühle der Freundschaft und der persönlichen Zuneigung. Er tröstete den betrübten Gerhard und ermunterte ihn, aus Liebe zu Jesus zu leiden und Ihm in den Kreuzestod nachzufolgen und so die Martyrerkrone und die ewige Freude zu gewinnen. „Und hinge mein eigener Bruder hier am Kreuze,“ betheuerte Gottfried, der starkmüthige Held, „so wollte ich ihn lieber sterben sehen, als Arsuf aufgeben, das ich fest entschlossen bin, zur Ehre Gottes zu erobern. Da neigte Gerhard getröstet sein Haupt, er wandte die in Liebesgluth leuchtenden Augen zum Himmel, während Gottfried und das Heer der Christen sich auf die Kniee warfen und für ihren dem Tode geweihten Bruder um ein gutes Sterbestündlein beteten; und kaum war das letzte Wort verhallt, als zehn Pfeile aus den Wurfgeschoßen der Christen geschleudert, Gerhards Leib durchbohrten, worauf die Ungläubigen erstaunt und erschrocken den Blutenden über die Mauer zogen.

Gottfried ruhte nicht, bis er Arsuf erobert und hart bestraft hatte. Aber er fand nimmer seinen treuen Gerhard. Betrübt zog er mit den Kreuzbrüdern nach Jerusalem, wo Alle den Tod des edelmüthigen, frommen Gerhard betrauerten. Da kam eines Tages, wider Erwarten, der edle Märtyrer, Gerhard von Avesnes, wohlbehalten auf einem stattlichen Rosse und in schöner Kleidung, welche ihm der Emir von Askalon aus Hochachtung für seine That und aus Freundschaft für den Herzog Gottfried geschenkt hatte, nach Jerusalem. Denn Gerhard, welchen alle Waffengefährten schon im Genuße des himmlischen Lebens glaubten, war nur schwer verwundet, alsdann dem Emir von Askalon übergeben

und durch dessen freundliche Fürsorge von seinen Wunden geheilt worden. Herzog Gottfried, hocherfreut über die unerwartete Rückkehr seines treuen und frommen Freundes, verlieh dem Gerhard zum Lohne seines starkmüthigen Duldens das Schloß Abrahams am todten Meere und Lehen an Land von fünfhundert Mark jährlichem Ertrage. —

III.

Im Jahre 1119 zogen der König Balduin, der Graf Pontius von Tripolis, Joscelin, Graf von Edessa, sammt vielen andern Rittern und Herren aus Antiochien, gegen die Saracenen, nachdem sie in der Kirche des hl. Peter die hl. Messe gehört und von dem Patriarchen gesegnet worden. Robert Fulcoy, der Hauptmann der Burg von Sardanah, kam in der Nacht zu ihnen und meldete den Anzug eines mächtigen muselmännischen Heeres, von den türkischen Fürsten Ilgazi, Togthekin und Togon Arslan geführt. Unerschrocken rüsteten sich die Christen mit Anbruch des Tages zum Kampfe; kaum aber hatten sie ihr Lager verlassen, wurden sie schon von allen Seiten von den Türken mit fürchterlichem Geschrei angefallen, mit Pfeilen überschüttet und hart bedrängt. Da erhob sich der tapfere Robert Fulcoy und griff mit seiner Schaar die Truppen des Fürsten von Damaskus mit solcher Heftigkeit an, daß sie zerstreut und erschrocken flohen. Als er von der Verfolgung zurückkehrte, sah er leider, wie die Reihen seiner Brüder von den übermächtigen Türken durchbrochen wurden und zu fliehen begannen. Die Truppen des Grafen Pontius widerstanden nicht länger und brachten durch Flucht auch Balduins Schaar in Verwirrung. Balduins Roß wurde am Halse verwundet, die königliche Standarte von

den Türken erobert, das Fußvolk größtentheils erschlagen und Robert selbst, der mit der größten Tapferkeit kämpfte, von Ilgazi gefangen. Schon glaubten die Heiden einen vollkommenen Sieg errungen zu haben. Jetzt aber wandte Ebremar, der fromme Erzbischof von Cäsarea, welcher in dieser Schlacht dem Könige das Kreuz vortrug, das hl. Holz gegen die Heiden und rief mit lauter Stimme: „Durch die Kraft dieses hl. Holzes seyd ihr verflucht, ihr verruchtes Volk, und durch Gottes Strafgewalt in die Flucht getrieben, sollt ihr eines schlimmen Todes sterben.“ Da faßte der König Balduin neuen Muth; er führte seine Schaaren auf das Neue in die Schlacht und widerstand den übermüthigen Heiden so tapfer, daß er, obgleich mit wenigen Männern dennoch das Schlachtfeld behauptete. Siegreich kehrte er nach Antiochien zurück, wo ihn das Volk und die Geistlichkeit jubelnd empfing. —

Die Türken hatten in dieser Schlacht großen Verlust erlitten; ihre Schmach und ihren Zorn rächten sie durch ausgesuchte Martern an den Christen. Vor allem litt der tapfere Robert Fulcoy, dessen Heldenarm so oft den Stolz der Ungläubigen gedemüthigt hatte. Ilgazi übergab ihn dem Fürsten Togthekin, welcher ihn seines christlichen Glaubens halber höhnte und spöttelte und dann an Ilgazi zurücksandte, damit er durch dessen Schwert stürbe. Von Ilgazi aufgefordert, Christum zu verläugnen, schwur der tapfere Held, er wolle für seinen Heiland und Herrn leben und sterben. Durch diese Antwort erbittert, hieb Togthekin ihm das Haupt ab, ließ seinen Leib auf die Straßen, den Hunden und Vögeln zum Fraße, werfen, sein Haupt dem Volke zeigen, und aus der Hirnschaale durch saracenische Künstler ein kostbares, mit Gold und Edelgestein herrlich geziertes, Trinkgefäß bereiten, woraus er bei feierlichen Gelegenheiten trank. —

Dieß war das Ende des tapfern Robert, eines der besten Ritter der Christenheit. Aber auch den übrigen christlichen Gefangenen ging es nicht besser, ja noch schlimmer. Sie wurden mit Schlägen mißhandelt, die Haare und Bärte ihnen ausgerissen und so gequält, daß ihnen der Tod durch den Säbel eines wilden Türken ein Labsal schien; Andere wurden bei den Füßen aufgehängt, oder bis zum Leibe in die Erde vergraben; wieder Andere wurden durch Abhauung der einzelnen Gliedmassen, die dann auf die Straßen geworfen wurden, furchtbar gemartert. Ilgazi und Togthekin selbst erwürgten mit eigener Hand die Christen und liefen von ihrem Trinkgelage hinaus, um sich an den Qualen der Christen zu weiden und selbst mitzumorden. Togthekin, grausamer noch, als Ilgazi, soll diesem sechzigtausend Goldstücke geboten haben, wenn er ihm verstatten wolle, in dem Gefängniß von Haleb alle gefangenen Christen zu ermorden, was aber Ilgazi aus Politik verweigerte; denn er gedachte von den vornehmen Gefangenen die Abtretung von Städten und Burgen zu erpressen.

Deßhalb wurde nur den edlen Herrn, den Rittern und nur Solchen das Leben gelassen, welche ein reiches Lösegeld bezahlen konnten; die Armen wurden mißhandelt und getödtet. Gar Vielen bot man Leben und Reichthum an, wenn sie zum Islam übertreten wollten; aber keiner wollte um solchen Preis seine Rettung erkaufen. Dreißig Christen wurden getödtet, weil das Lösegeld, welches sie boten, zu gering befunden wurde. Viele schon zum Tode bestimmte Schlachtopfer wurden durch einen glücklichen Zufall gerettet; denn eben, als Ilgazi wieder das Schwert genommen hatte, um das Morden der Christen auf das Neue zu beginnen, kam ein schönes, mit kostbarem Satelzeug und Zaum geschmücktes arabisches Roß an, welches der arabische Emir Dobais dem Fürsten Ilgazi

zum Geschenke sandte. Nun eilte Ilgazi in sein Gemach, legte seine kostbarsten Kleider an, und ritt auf dem herrlichen Rosse zu Togthekin, den Mord der Christen vergessend. In seiner Abwesenheit traten die Emirs zu den Gefangenen, fragten jeden nach dem Lösegelde, das er zu geben vermochte, und schrieben nieder, was geboten wurde.

So entrannen viele Christen einem grausamen Tode; andern wurde die Märtyrkrone zu Theil. In einem nächtlichen Traumgesichte sah der gefangene Ritter Samson von Bruera den Himmel sich öffnen und den Erlöser, vom himmlischen Glanze umflossen, zu dem Gefängnisse herabsteigen und hörte sich und die übrigen Mitgefangenen im Kerker dreimal von Ihm mit Namen rufen. Als sie auf diesen Ruf zu dem Erlöser traten, da streckte er Seinen rechten Arm herab, tauchte den Daumen in heiliges Salböl nnd bezeichnete zuerst die Stirne des Samson, dann die Stirnen von vier und zwanzig Andern mit dem Zeichen des hl. Kreuzes. Da Samson sich zu fragen erkühnte, warum die Stirnen der übrigen nicht mit dem Kreuze bezeichnet würden, so antwortete der Erlöser: „Für jetzt reichen diese hin; die andern sollen zu anderer Zeit das Kreuz empfangen.“ Samson erwachte hierauf, ermahnte seine Mitgefangenen zu dem gewöhnlichen Morgengebete und erzählte ihnen nach der Andacht seinen Traum. An demselben Tage wurden Samson und seine vier und zwanzig mit dem Kreuze bezeichneten Gefährten zum Tode geführt; und an dem Leichnam des Einen unter ihnen, welcher ein Sohn des Vicegrafen von Akkon war, zeigte sich ein herrliches Wunder. Der Leichnam wurde nämlich vor aller Augen durch die Allmacht Gottes von der Erde erhoben und an einen andern Ort geführt. Durch dieses Wunder geschreckt, soll der blutdürstige Ilgazi, von der fallenden Sucht ergriffen, unter

schrecklichen Verzuckungen und in gräßlicher Verzerrung seines Angesichts mitten im Blute der Christenmärtyrer niedergefallen seyn und vierzehn Tage lang einem Todten gleich gesehen haben. —

Also erzählt Walther, der Kanzler des Fürsten von Antiochien, ein frommer glaubwürdiger Mann.

D. L.

4.

König Richards Ende und Sinnes-Aenderung.

Nach vielen Unglücksfällen und einer fünfjährigen Abwesenheit war Richard Löwenherz, König von England, in sein Reich zurückgekehrt. Dort fand er überall Unruhe, überall Verwirrung; es gelang ihm seinen Bruder Johann, der sich während seiner Abwesenheit in Palästina widerrechtlich des Thrones angemaßt, zur Ruhe zu bringen, worauf die meisten Großen seines Reiches sich ihm unterwarfen. Von England aus schiffte er nach Poitou, einer seiner in Frankreich gelegenen Provinz, um dort einen widerspänstigen Vasallen zu züchtigen. Es hatte nämlich Sinomare, Vicegraf von Limoges, auf einem seiner Güter einen großen Schatz gefunden. Er bot dem Könige Richard einen Theil davon an, damit er das übrige desto sicherer besitzen möchte. Richard, der das Geld sehr liebte und es zu seinen Kreuzübungen gegen die Saracenen sehr bedurfte, nahm aber das Ganze in Anspruch, indem er behauptete, daß dieser Schatz ihm, als Ober- und Lehensherrn des Grundes, in welchem dieser gefunden worden, zustehe. Der Graf von Limoges weigerte sich den Schatz herauszugeben, und widersetzte sich

dem Befehle des Königs mit gewaffneter Hand. Da zog Richard erzürnt vor Chalas, des Grafen Schloß, wo, wie er glaubte, der Schatz verborgen lag. Die Besatzung des Schlosses, durch Richards Drohungen und den Gedanken geschreckt, wider den eigenen Herrn und König zu streiten, erbot sich zur Uebergabe, wenn er ihr freien Abzug gewähren wollte. Allein Richard verwarf dieß Anerbieten und ließ ihnen melden, er sey nicht gewohnt, mit aufrühreriscchen Unterthanen Verträge abzuschließen; sein Wille sey, das Schloß mit Gewalt zu erobern und sie Alle zur Strafe ihres Frevels aufzuhängen. Da beschlossen die Soldaten des Schlosses in der Verzweiflung, sich auf das Aeußerste zu vertheidigen und leisteten den tapfersten Widerstand. —

Als nun Richard, dieser tapfere und unerschrockene Held, einstmals zunahe an die Mauern des Schlosses ritt und die Stelle bezeichnen wollte, wo die Sturmmaschinen hingebracht werden sollten, wurde er von Bertrand von Gouston, einem der Hauptleute der Besatzung erkannt. Bertrand, Einer der besten Schützen des Heeres, zielte mit der Armbrust und traf so gut, daß der Pfeil den König am linken Arme unter der Schulter schwer verwundete. Richard wurde durch seine Wunde nur noch mehr erbittert, er gönnte sich keine Ruhe und ließ rastlos die Burg bestürmen, bis endlich die Seinen die Mauer erstiegen und die Besatzung zu Gefangenen machten. Sogleich gab er Befehl, alle Hauptleute und Soldaten der Besatzung aufzuhängen und nur Jenen zu schonen, der ihn so schwer verwundet hatte. Bertrand — so hatte Richard beschlossen — sollte mit einem martervollen Tode das Verbrechen büßen, seinen König am Leibe verletzt zu haben.

Die Wunde des Königs zeigte sich immer hartnäckiger und gefährlicher; der Arzt hatte in seiner Ungeschick-

lichkeit die Spitze des Eisens in der Wunde gelassen, und schnitt, als er sie herausnehmen wollte, so tief in den Leib des Königs, daß der Krebs entstand, und keine Rettung mehr zu hoffen war. Der nahe Tod erschütterte das Herz Richards; in wahrer Reue und Buße bekannte er seine Sünden, empfing aus der Hand Walters, des Erzbischofs von Rouen, die hl. Sakramente und opferte dem Herrn seine fürchterlichen, mit jedem Tage wachsenden Schmerzen auf.

Kurz vor seinem Hinscheiden ließ er Bertrand von Gouston zu sich rufen, und fragte ihn, warum er gegen die geheiligte Person seines Landesherrn sich also vergangen? „Weil du,“ erwiederte Bertrand mit dem Muthe der Verzweiflung, „meinen Vater und meine zwei Brüder getödtet hast und mich selbst wolltest hängen lassen. Dir bleibt nun nichts mehr übrig, als daß du dich an mir rächest. Meinethalben! Da ich sehe, daß auch dein Ende nicht ferne ist, will ich gerne sterben und den grausamsten und martervollsten Tod mit Freuden erdulden.“

Bei solch trotzigen und verwegenen Worten überflog eine schwache Röthe die bleichen Wangen des Todtkranken. Er schaute lange und starr in Bertrand's kühnes Antlitz. „Bertrand,“ sprach er endlich, nachdem er sich erholt hatte, „Dein König verzeiht dir; mein Wille ist, daß du lebest.“ — Er befahl sogleich den verwunderten Ritter frei zu lassen und hundert Pfund Sterling ihm auszubezahlen; er verbot auch den Seinigen auf das Strengste, ihm auch nur das geringste Leid anzuthun. Bald darauf starb Richard, zwölf Tage nach empfangener Wunde, im zwei und vierzigsten Jahre seines Lebens, im zehnten seines Reiches, in den Armen des Erzbischofs von Rouen. Sein Leichnam wurde, wie er es verordnet, in Fontevrand zu den Füßen seines Vaters Heinrich beigesetzt, zum Zeichen seiner herzlichen Reue

über die vielen Kränkungen und den Ungehorsam, dessen er sich gegen ihn schuldig gemacht hatte. Sein Herz ruht in der Kirche Unser lieben Frau zu Rouen: denn ihr war er mit besonderer Andacht ergeben. Allein sein Gebot, Bertrand zu schonen, wurde nicht gehalten; der Unglückliche wurde von den erbitterten Engländern lebendig geschunden und dann an den Galgen geknüpft, wo er unter furchtbaren Schmerzen den Geist aufgab.

Dieses Ereigniß giebt zu vielen Betrachtungen Anlaß; ich will nur bei einer verweilen. Der Vicegraf von Limoges wird wohl über den großen Schatz, der auf seinen Gütern gefunden wurde, gejubelt haben und auch Richard's Herz freute sich über den Reichthum, der ihm so unerwarteter Weise zukommen sollte. Und doch, wie gut wäre es gewesen, wenn dieser Schatz ewig verborgen geblieben wäre! Er verleitete den Vicegrafen zu einem großen Verbrechen, zum Aufruhr gegen seinen Herrn und König; er verführte den sonst edelmüthigen Richard zu Ungerechtigkeit und schauderhafter Grausamkeit, er kostete ihm zuletzt das Leben.

Wie viel Unheil hat nicht schon das Gold und die Habsucht gestiftet! —

D. L.

5.

Das schreckliche Ende eines unbußfertigen Sünders.

(Aus Balthasars Knellinger 5. J. hist. 2 Fl. 50.)

Zu Olmanda, einem Flecken in der Landschaft Friaul (forum Julii), nahe an der Grenze des Herzogthums

Crain, und nicht fern von der sogenannten Chiusa, lebte vor Zeiten ein Mann, Valentin della Rosa mit Namen, der sich eine besondere Freude daraus machte, diejenigen spöttisch aufzuziehen, die ein frommes Leben führten. Dieses geschah nicht etwa zur Unterhaltung in Zusammenkünften, sondern seine Denkart und sein Gemüth waren wirklich gehässig; es kam öfters zu Zank und Zwistigkeiten; mancher Unschuldige wurde verläumdet, und Jeder als Feind behandelt, der würdiger war, als dieser Tadler. Er ließ sich Vieles zu Schulden kommen; und doch pflegte seine Schmähsucht bei Andern Mücken zu Elephanten zu machen. Weder das Zureden seiner Bekannten, noch das göttliche Wort vermochten einen andern Sinn in sein aufgeblasenes Herz zu bringen. Man sah ihn öfters in Predigten, aber nicht, um den Samen des göttlichen Wortes in sich aufzunehmen, sondern um Stoff zu bekommen, das Kirchliche zu verspotten und Carricaturen machen zu können. Weit entfernt, mit jenem Sünder im Evangelium, der am Eingange des Tempels stand, an das Herz zu schlagen und zu sprechen: „Herr Gott, sey mir armen Sünder gnädig!“ konnte er selbst im Heiligthume das Hohnlachen nicht verbergen und gefiel sich in seinen Einfällen und Spitzfindigkeiten.

Valentin verachtete nicht allein die Wahrheit und schmähte auf die Prediger, sondern er haßte ganz besonders die Ohrenbeichte. In zwölf Jahren hat er nicht einmal gebeichtet, sagt der Geschichtschreiber. Der Zustand seiner Seele muß gewesen seyn wie ein verwachsend Dornengestrüpp. Der Mensch wird jeden Tag versucht und die Versuchung kann nicht überwunden werden ohne die göttliche Gnade, die da ausströmt aus den heiligen Sakramenten. Ohne diese muß es in der Seele eines Menschen aussehen, wie in einem finstern Spinnewinkel.

So war Valentins Herz wirklich beschaffen. Neid,

Haß und Rachgier vermischten sich mit andern Lastern. Er zerfiel mit seinem Vetter Hieronimus in bittere Feindschaft, ohne daß ihm dieser Ursache gegeben. Im Gegentheile: Hieronimus hatte einen gerichtlichen Handel und würde ihn ohne Zweifel gewonnen haben, wenn nicht dieser Valentin aus Haß gegen seinen Vetter einen falschen Eid geschworen und denselben damit zu Grunde gerichtet hätte. Der Kummer hätte diesen beinahe das Leben genommen.

Fühlt nun der meineidige Valentin della Rosa wegen der Strafe Gottes keine Furcht? Beunruhiget ihn sein böses Gewissen nicht? Es scheint, daß er etwas fühlt. Es meldet nämlich der Geschichtschreiber: Damals habe das Kirchenoberhaupt einen vollkommenen Ablaß verkünden lassen. Alle Gläubigen waren beeifert, denselben zu gewinnen. Auch Valentin schickte sich an, von irgend jemand beredet, vielleicht von einer besorgten Gattin, von den vorgeschriebenen Stücken etwas zu verrichten. Aber wo fängt er an? Er hätte beichten sollen, da er schon zwölf Jahre davon weggeblieben. Allein, in diesem Punkte war er vom stummen Geiste besessen. Er ist nur zum Schein in der Kirche und macht sich nicht des Ablasses, sondern der Verdammniß würdig; er geht zum Tische des Herrn und verdoppelt seinen Meineid.

Die heiligen Engel sahen den verhärteten Sünder, schauderten zurück und sein Schutzengel weinte.

Valentin begab sich Abends, es war der zwanzigste Hornung, in das Bett, die nächtliche Ruhe in einem sanften Schlafe zu genießen. Eine halbe Stunde war er im Bette, als man ihn toben und wüthen hörte. Augenblicklich drang die Furcht so sehr in Alle, die dieß hörten, daß sie am ganzen Leibe zitterten und das Schrecklichste glaubten. Endlich traten die Kühnsten derselben an sein Bett und fanden Valentin von einer gräulichen

Schlange umwunden und mit ihren Zähnen an seiner Kehle hängend. Wer hilft dem Unglücklichen? Alle hatte der Schrecken an die Erde gefesselt. Sie sahen das furchtbare Thier, welches der Schrecken noch schrecklicher machte. Man sendete sogleich nach einem Geistlichen; er kam aber erst, als Valentin's Seele ihren Flug bereits schon von hinnen genommen und das abscheuliche Amphibium verschwunden war. Dazu kam noch ein neuerer Schrecken, ein gewaltiger Sturm mit einem schauerlichen Ungewitter; die Anwesenden waren fort, Blitze schlugen in's Zimmer des Todten und zischten so eine viertel Stunde fort im brausenden Wind und Regen. Der Leichnam wurde nachher ganz schwarz gefunden mit offenem Mund und ausgestreckter Zunge.

6.

Die Stärke der Tugend.

Es lebten in dem amerikanischen Königreich Mexico zwei arme Landleute, die sich mit Handlohn nährten. Sie hatten einen Sohn, Sebastian mit Namen, welcher von ihnen mit aller Sorgfalt im katholischen Christenthume zur Tugend und Frömmigkeit erzogen wurde. Denn sie wußten gar wohl, daß kein sicherer Reichthum für die Jugend könne bereitet werden, als die Tugend, mit der man sowohl zeitliche als ewige Wohlfahrt einzukaufen fähig ist. Sobald der junge Sebastian aus den Kinderjahren gekommen, mußte er die Feldarbeit erlernen, um sich nach seiner Eltern Tod nähren zu können. In kurzer Zeit war er darin geübt; aber auf einmal wurde er von einer sehr ansteckenden Krankheit befallen. Seine Eltern, arme Leute und unvermögend, ihrem Sohn

zu helfen, trugen ihn in den Wald hinaus in eine Hütte, damit nicht auch sie und der ganze Ort angesteckt würden. Man versah ihn mit einiger Speise und ließ ihn übrigens fast hülflos; denn man glaubte, er werde ohnehin bald sterben. Eine Base hatte Sebastian noch, die sich in seine Nähe wagte und ihm Speise brachte. Drei Tage kam sie nach einander und stellte ihm dieselbe am Eingange der Hütte nieder; denn ganz hineinzugehen trug auch sie Bedenken, und fürchtete mit Grund von der Pest angesteckt zu werden. Als sie zum vierten Male kam, und Sebastian ihr keine Antwort mehr gab, da sie ihn mit Namen gerufen, trat sie bestürzt zurück, in der Meinung, er sey nun gestorben. Seine Seele Gott befehlend, weinte sie die Thränen der Freundschaft, und brachte den Eltern die betrübte Nachricht, die in diesem Verhältnisse zugleich hätte tröstlich seyn sollen. Kaum hatte der Vater dieses vernommen, so überfiel ihn eine schmerzliche Reue, daß er mit seinem lieben Sohne so unbarmherzig und selbstsüchtig verfahren, daß er ihm die wenigen Tage seines kurzen Lebens in seinem Hause nicht mehr gönnte. Er wünschte, daß nur sein verstoßner Sohn noch lebte.

Sebastian aber war stark im Gottvertrauen, und ertrug seine Krankheit und Noth mit wunderbarer Ergebenheit in Gottes heiligen Willen.

Eines Tages, da das Herz des Vaters ganz in Trauer versenkt war, klopfte jemand an der Thür. Kaum eröffnete er dieselbe, so war ihm das lebhafte Antlitz seines Sohnes vor Augen. und er fiel in eine plötzliche Ohnmacht. Als er sich wieder erholt, sah er vor sich stehen seinen beweinten Sebastian, frisch und gesund. Da kamen nun Alle, die im Orte waren, zu ihm, und die Freude des Vaters war nicht auszusprechen. Sebastian erzählte dem Vater darauf ganz allein in der Kammer, wie wunderbar er von der göttlichen Güte beim Leben war erhalten worden.

„Lieber Vater," war seine Rede, „als ich von aller menschlichen Hülfe verlassen war, seufzte ich zu Gott, der mich erhört hat. Er schickte mir einen Wolf, der mich anfangs nicht wenig erschreckte; denn wir wissen, wie wild dieses Thier in unsern Gegenden sey. Er legte sich aber, wie ein Hund, zu mir hin und fing an mich zu belecken. Da er dieses öfters that: so kam die Beule zur Zeitigung, und sobald sie offen war, genas ich schnell und labte mich mit dem was mir die Base vor die Thür hingesetzt hatte. Der Wolf hat sich wieder in den Wald begeben."

Der Vater erstaunte bei Anhörung dieser Geschichte, und bat dem Sohne ab wegen der Härte, mit der er ihn verstoßen. Der Sohn kam allmählig wieder zu Kräften, verließ dann das väterliche Haus und begab sich in Arbeit, um den Armen Gutes thun zu können mit seinem Verdienste.

7.

Geschichte eines Geizigen.

(Aus St. Bernard T. 4, Seite 26).

Ein Bürger zur Arimino, der mäßiges Geld hatte, legte vieles davon auf ungerechten Zins, verzehrte damit mancher Wittwe versetztes Gut, und machte den Unglücklichen, der sich mit dessen Geld helfen wollte, vollends arm. Er war ein geldhungriger Barbar, der jeden beschnitt, der sich mit ihm in einen Handel eingelassen.

Da der Geizige niemals genug hat, so dachte er noch auf ein anderes Mittel, wodurch er des gemeinen Menschen Sparpfennige alle bekommen und seinen Reichthum

vermehren könnte. Er kaufte in der Still vieles Getreide zusammen, da ein Mißwachs Theuerung voraussehen ließ. Dieses äußerte sich wirklich gar bald, als der Wucherer alle Kornspeicher voll hatte. Der Preis der Früchte stieg in kurzer Zeit wegen des allgemeinen Mangels so hoch, daß der Modus (anderthalb Malter) um vierzig Sold, (ein Sold ist etwas weniger als zwei Gulden) verkauft wurde, daß somit das Sächffel beiläufig um siebenzig Gulden bezahlt werden mußte. An dieser Theurung war größtentheils der genannte Kornkipperer Schuld; weil er bei sich beschlossen hatte, nicht eher den Dürftigen seine Speicher zu öffnen, bis der Werth nicht noch um zehn Sold höher gestiegen wäre.

Es war an dem, daß alles Getreide in der Stadt aufgezehrt worden, und alle Einwohner in die größte Noth versetzt waren. Vielen drohte der bittere Hungertod; denn mit so großen Summen konnten die wenigsten aufkommen.

Man setzte mit Ernst an diesen Menschen, seinen Vorrath herzugeben; allein, er wußte hundert Ausflüchte, verläugnete seinen Vorrath und sagte, daß er schon gleich Anfangs der allgemeinen Noth gesteuert habe. Er verbarg nun das Getreide, so gut er konnte, und um den täglichen Bitten und Weinen auszuweichen, ging er auf eines seiner Landgüter.

Der Wucherer will keinem Menschen nützlich seyn Er flieht die Gelegenheit, seinen Nächsten zu helfen. Aber nun verlegt ihm Gott den Weg mit Dornen und macht ihm den Reichthum schwer. Wie ein sorgfältiger Landmann, der nicht gedulden will, daß man Wege über seine Wiesen und Aecker ziehe, Gruben aufwirft und mit spitzigem Gestrüpp seine Wiese verwahrt; so steckt auch die göttliche Weisheit Dornen um den Reichthum, um diejenigen zu verwunden, die demselben nachstreben.

Unsern Wucherer quälten unausssetzlich nagende Sorgen: eine Maus jagte ihm Nachts einen neuen Schrecken ein; den Schatten an der Wand hielt er für einen Dieb; er traute den Redlichsten nicht; es schmeckte ihm kein Essen, kein Trinken; er hatte keinen Schlaf; bei jedem Vergnügen waren seine Gedanken zerstreut, und sein Geist stand bei allen Zugängen Schildwache.

Der verwirrte Wucherer befand sich noch nicht lange auf seinem Gute, als sich die harte Zeit plötzlich änderte. Zwei Kornhändler aus der Stadt Apulia im Königreiche Neapel hatten in der Ferne vieles Getreide gekauft und solches auf einem großen Schiffe nach der Stadt Arimino geführt, wodurch der hohe Preis fiel und den bedrängten Bürgern ihr Elend um vieles erleichtert wurde. Man konnte wieder Brod essen, Gewerb und Handel ging wieder, und die Freude des Volkes war nicht auszusprechen.

Während der Wucherer auf seinem Einödhofe in heftigster Ungeduld nach der Erhöhung des Preises schmachtete und sich kaum selbst mehr das Essen gönnte, hörte die Gährung unter dem Volke auf einmal auf, so daß er gar nichts mehr vernahm.

Endlich ging viel Volk nach abgehaltenem Markte unfern seinem Hofe vorbei. Er schrie und fragte, ob der Preis des Getreides noch nicht gefallen. Er heuchelte Mitleid mit den Armen, und hoffte schelmisch nun seinen Zweck bald zu erreichen. Da mußte er aber von Vielen das Gegentheil seines Wunsches hören. Der Preis, hieß es, ist von vierzig Sold bis auf drei einen halben herunter gefallen.

Er konnte sich diese Möglichkeit nicht vorstellen, und glaubte dem Gehörten noch nicht. Als aber beständig Getreid tragende Esel vorbei passirten, und immer die alte Nachricht kam, daß man Getreid genug haben könne für drei einen halben Sold; so ging er etliche Tage nachein-

ander auf die Straße, hörte aber niemals etwas anderes: um drei einen halben Sold.

Als er ganz überzeugt war, rief er voll Verzweiflung: „O weh mir! um drei einen halben Sold!" dieses wiederholte er öfters im Tage, und ließ sich von den Seinen auf keine andere Gedanken bringen.

Der Kornkipperer hatte sich krank gejammert und seine letzten Worte waren noch: „Weh mir! drei einen halben!"

G. Z.

8.

Wie weit ein Spieler gekommen ist.

(Joseph. Mansius disc. 8. n. 2.)

In einer berühmten Stadt der Lombardei mußte ein gewisser Hausvater von seinem Sohne viel Uebles leiden, weil dieser dem Spielen so ergeben war, daß er jede Verwegenheit für ein Kleines achtete.

Sobald ihn das Spiel haßte, brach er in seines Vaters Kästen ein und raubte, verkaufte und verspielte.

Anfangs wollte der Vater ihn durch Güte beßern; dieser schlug aber alle Ermahnungen in den Wind, und es nützte auch die Schärfe nichts.

Dem Vater blieb nichts anders übrig, als die Obrigkeit zu bitten, den ungerathenen Sohn einzusperreu. Das geschah; er kam in einen finstern Thurm, aber die Ver wandten erbaten ihm bald wieder die Freiheit.

Der Sohn heuchelte Reue, beschäftigte sich aber mit Gedanken, welche die letzten Dinge ärger als die ersten machen wollten. Zeit und Gelegenheit waren ihm bald günstig. Ganz nahe an seines Vaters Wohnung wurde

ein Haus feil geboten. Um dieses an sich zu bringen, begehrte er sein Heirathgut, und der Vater willigte auch gerne ein. Aber kaum war er Herr des Hauses, so machte er es zu einem Spielhause, war selbst der Hauptspieler und zwar der unglücklichste. Er mußte Alles versetzen, was er besaß, machte Schulden auf Schulden und betrog, wo er konnte. Das Glück setzte seinen Haß gegen ihn fort und so half ihm am Ende weder Betrug noch Diebstahl mehr. Er raubte den alten Vater öfter aus und hoffte immer, es werde sich das Blatt wenden.

Nachdem dieser Spieler Alles durchgebracht und verloren hatte, gerieth er in solche Noth und Schande, daß er zuletzt sogar Henkersdienste übernahm.

Es trug sich nämlich zu, daß vor seines Vaters Hausthüre in der Frühe ein todter Mensch gefunden wurde, der allen Anzeichen nach in der Nacht erschlagen worden war. Die Richter ließen Vater und Sohn auf die Folter bringen. Da beide den Schmerz nicht ertragen konnten, so gaben sie sich schuldig. Zur Strafe wurde ihnen der Strang zuerkannt. Der Umstand, daß der Scharfrichter ausblieb, verlängerte ihnen auf kurze Zeit das Leben. Um Kosten zu ersparen, wollten die Richter, wie es damals öfter geschah, das Urtheil dahin ändern, daß derjenige die Gnade des Lebens erhalten sollte, welcher der Henker des Andern werden wollte. Anfangs wählten lieber beide den Tod, als dieses hier gegen die Naturpflicht laufende Geschäft. Endlich aber zog der gottlose und verruchte Spieler auch die Natur aus, und bot sich zum Henker seines eigenen Vaters dar.

Wer erschaudert nicht ob einem so unseligen Erbieten? Eine kurze Zeit verging, seit dieser Unmensch den eigenen Vater und einen Bruder, der mit in's Verbrechen gezogen worden, an den Galgen aufgehängt hatte, als sich endlich das Gewissen rührte. Er offenbarte nämlich demjenigen, der ihm hätte helfen sollen, Vater und Bruder

vom Galgen abzunehmen, daß er allein den Menschen gemordet und ihn vor die Thür des Vaters geschleppt habe, um diesen in Verdacht zu bringen und so das Haus desselben an sich zu reissen: er habe bei der Untersuchung die Sache so hingestellt, daß Vater und Bruder als Thäter verdächtig wurden, wobei er sich freilich auch selbst so verwickelte, daß auch ihm der Proceß auf schuldig gemacht wurde.

Diese unerhörte That wurde nun durch diese vom Gewissen herausgestoßene Offenbarung ruchbar und der Obrigkeit hinterbracht. Der Thäter kam neuerdings in strenge Haft, bekannte den allein verübten Mord und seine damit verbundene böse Absicht, und kam nun dahin, wo er schon früher hingehört hätte, an denselben Galgen, an welchem sein Vater und Bruder, durch ihn verläumdet und mißhandelt, ihren Geist aufgegeben.

9.

Schreckliche Strafe eines Meineidigen.

(Joan. major in suo spec. magn. Exempl.)

Im Jahr 1599 den 29. November trug es sich zu, daß zwei Zolleinnehmer in Flandern, welches damals noch unter spanischer Botmäßigkeit stand, vor dem Rath der Stadt Gerarmons ihre Rechnungen ablegen mußten. Beide übergaben ihre Gelder, und sowohl Einnahmen als Ausgaben waren dem Anscheine nach ganz richtig, so daß sie mit aller Zufriedenheit von ihren Vorgesetzten entlassen wurden. Eine löbliche Sache, wenn ein Mann, dem ein Amt anvertraut ist, redlich und richtig in demselben befunden wird! Allein man liest in dieser Geschichte, daß

Einer von diesen beiden Beamten Namens Petrus Klippel, den Andern Anton von Harg, eines Betrugs beschuldigt und mit ängstlichem Gewissen dem Stadtrath zu Geramons angezeigt hatte, Anton habe hundert flandrische Pfund, die im baaren Gelde sechzig flandrische Gulden betragen, diebischer Weise zurückbehalten.

Anton ließ das Ausgesagte nicht auf sich beruhen, vertheidigte seine Ehre nach allen Kräften und suchte ganz unerschrocken den Petrus vor dem gesammten Rathe zum Lügner zu machen. Petrus wußte aber seine Klage so umständlich darzustellen, daß die Sache sehr zweifelhaft wurde. Petrus sagte nämlich: „Ich hielt mich in meinem Gewissen verbunden den, mir bewußten Betrug zu offenbaren, um mich keiner fremden Sünde theilhaftig zu machen, weil ich ein Christ bin; als Mensch muß ich unter Menschen leben, und darum jeden Schaden verhüten, der durch solche Kunstgriffe der Gesellschaft zugeht; als ehrlicher Mann muß ich der Wahrheit Zeugniß geben; und weil doch zuletzt Alles an Tag kommt, so wäre es meiner Ehre nachtheilig, mit meiner Obrigkeit hinterhaltisch umgegangen zu seyn. Ich behaupte nun noch einmal, Anton ist ein Dieb.“

Dieser aber wollte diesen Namen durchaus nicht auf sich ruhen lassen, und begehrte, sich mit einem Eidschwur reinigen zu dürfen. Man ließ ihn zu und er setzte zu der Formel noch die Worte hinzu: „Ich soll in meinem Fette verbrennen und zu Asche werden, wenn es so ist, daß ich betrogen habe.“

Petrus wollte den Schimpf eines falschen Angebers nicht ertragen, sondern fuhr mit aller Kraft fort, den Anton nach seinem anderweitigen Wandel zu schildern, daß er nämlich der Schlemmerei ergeben und gewissenlos genug sey, sich durch einen Eidschwur herauszu-

lügen; denn Lüge und Diebstahl sind immer beisammen. Er bat ebenfalls um Erlaubniß, diese seine Worte durch einen Eid zu bekräftigen.

Er schwur, daß seine Worte die reine Wahrheit seyen und machte somit den Andern zum Meineidigen. Die Sache erweckte im ganzen Volke ein nicht kleines Erstaunen.

Der Rath berief beide wieder auf einen Tag. Anton war weit aufgeräumter als Petrus, erlustigte sich noch dazu besonders in dem Gasthofe, wo er übernachtete und hatte viele Freunde.

Früh Morgens hätte er zu Gericht kommen sollen und weil er nicht erschien, so fragte man nach ihm im Gasthofe, wo er noch in seinem Schlafzimmer war. Es wird an der Thüre gerufen, und weil keine Antwort erfolgt, so geht der Kellner hinein. Hier findet er die Spuren eines Brandes, zwei Menschenfüße stecken noch in den Schuhen und Strümpfen, der übrige Leib war verbrannt und dabei lag das Zinn eines zerschmolzenen Gefäßes. Das verläugnete Geld fand man besonders sortirt.

„Gewöhne deinen Mund nicht zum Schwören; denn dadurch tragen sich viele Fälle zu.“ Eccli 23, 9.

10.

Die Kraft des göttlichen Wortes.

Oder:

Der bekehrte Zornmüthige.

(Henricus Engelgraff 5. 7.)

In Mexico war ein Edelmann auf eine außerordentliche Weise dem Zorn ergeben. Durch ein einziges Wort

beleidigt konnte er rasen; und er war beleidigt, ehe man daran dachte; er lästerte dann fürchterlich, und ging ihm der Gegenstand seines Zornes nicht aus den Augen, so kam jederzeit ein Unglück heraus.

Man weiß nicht, ob er einmal an seiner Ehre beleidigte, oder einem andern nachgesetzt wurde; genug, er warf einen tödtlichen Haß auf einen gewissen Collegen. Dieser wich aus, und ließ sich weder sehen noch wissen. Da schwur der Zornige, er wolle so lange keine religiösen Uebungen mehr mitmachen und sich Bart und Nägel wachsen lassen, bis er seinen Gegner auf die Haut gelegt und ihm die Seele mit dem kalten Eisen aus dem Leibe gejagt habe.

Ein toller Schwur, und er wurde auch leider gehalten. Nach zwei Jahren bringt dieser Rasende in Erfahrung, daß sein Feind sich in einer Stadt, die zwanzig Meilen von ihm entlegen war, aufhalte.

Da schwört er auf ein neues, er wolle sich so lang von aller Speise enthalten, bis er seinen Gegner gefunden habe. Er bestieg ein schnelles Pferd und auch mit Waffen war er wohl versehen.

Kein Vogel ist kaum so schnell, als dieser Menschendrache. Auf jeder Post nahm er ein anders Pferd, um bald an Ort und Stelle zu kommen, und seinen Durst zu stillen. Sein mit Bart verwachsenes Gesicht war häßlich und seine langen Nägel machten Aufsehen.

In der Stadt angekommen, war er unermüdet im Nachforschen, konnte jedoch von seinem Feinde keine Spur finden. Endlich kam er in die Hauptstraße der Stadt und sah einen Bußprediger, von vielem Volke umgeben. Da schlich er voll Ungeduld unter den Zuhörern umher, in der feurigsten Begierde, den Gegenstand seines Zornes und seiner Mühe unter die Augen zu bekommen. Allein es ließ sich derselbe nirgends sehen. Unterdessen hörte er

wieder einige Worte des Predigers; aber können diese sanften Worte ein so verhärtetes Herz durchdringen?

Nach geendigter Predigt ging dieser Edelmann fort, nicht in den Gasthof, wo er abgestiegen, sondern in eine abgelegene Wohnung der Stadt, und hielt sich still. Hat er hier auf seinen Feind gelauert in diesem verborgenen Hinterhalte? Auf seinen Knieen lag er, weinte und kämpfte mit sich selbst. Darauf suchte er den Prediger auf, und gab sich ihm in seinem ganzen Zustande zu erkennen. Der Beichtvater bewunderte diese Stärke im Bösen und nun auch im Guten; denn der Büßer erfragte jetzt wirklich den Gegenstand seines bisherigen Haßes; er erfragte wie er Schuldenhalber im Kerker liege. Da verkaufte er was er entbehren konnte, um die Erlössumme voll zu machen, ging zu ihm in den Kerker, bat den Gefangenen und nun Befreiten um Verzeihung und versöhnte sich. Beide Wangen waren naß von Thränen der Liebe.

G. Z.

11.

Der unverbergliche Schimmer der verborgenen Tugend.

(Aus Maximilian Haffler.)

Supplement.

Die Stadt Lucca, eine aus den berühmtesten Städten Italiens zählt unter ihrer Herrschaft ein kleines Dörflein, welches etwa drei Stunden von ihr entfernt liegt. Dort lebte vor Zeiten ein Bauer, der seine Nahrung durch die harte Feldarbeit suchen mußte. Der Name dieses

Mannes war Johannes Lombard, sein Weib hieß Bonisima.

Sie hatten eine Tochter, Namens Zitta. Dieses gute Kiud ward von ihren Eltern in ihren ersten Jahren zu aller Gottesfurcht und im Unterrichte der Religion erzogen, nachher aber zu aller Arbeit, die ihrem Alter angemessen war, angehalten. Sie war sehr beeifert bald im Hause, bald auf dem Felde. Jetzt war ihr Geschäft zu Hause das Nähen, ein anders Mal das Spinnen oder Waschen; auch das Säubern des Hauses ließ sie sich sehr angelegen seyn, und wo sie die Mutter überheben konnte, that sie es freudigst.

Armer Kinder bester Reichthum ist der Fleiß. Durch ihre Arbeit wird das Hauswesen vergrößert, und das Vermögen mehrt sich.

Jene Töchter, die nur im Müßiggange schwelgen, werden das Hauswesen nie verbessern; entweder nehmen sie keine Reinlichkeit an, oder sie wenden all ihr Denken auf den Putz. Jene, die nicht in jüngern Jahren das Nothwendige erlernen, werden sich später schämen, es zu lernen, oder keine Zeit dazu mehr finden.

Zitta hatte schon im zwölften Jahre ihres Alters angefangen, sich selbst zu ernähren. In der Stadt Lucca suchte sie sich als Magd zu verdingen, und fand dort im Hause des edlen Herrn Fatinelli einen Dienst, in dem sie bis an ihr Lebensende geblieben ist. Unausgesetzt war sie beschäftigt, eine fleißige Martha, und dabei recht vorsichtig bei Gelegenheit zum Bösen, daß sie in nichts fiel, das ihrem guten Namen hätte schaden können. Sie wußte gar wohl, daß ein unbeschäftigtes Leben zum Schlechten führe; darum suchte sie sich selbst immer Arbeit. Weil sie mit treuem Fleiße und frommer Sorgfältigkeit ihrem Dienste vorstand, so wurde sie vom Hausvater vorzüglich geschätzt, aber darum auch von den andern Dienst-

boten mit scheelen Augen angesehen; sie warfen ihr vor, daß sie mehr Almosen gebe, als ihr erlaubt sey. Der Herr wußte aus eigener Ueberzeugung, daß sie sich manches vom Munde abspare, und ihm noch nicht den geringsten Schaden gemacht habe. Ihre Schätzung wuchs also um so mehr. Einmal wollte Zitta in der heiligen Weihnacht, wie andere fromme Christen dem mitternächtlichen Gottesdienste beiwohnen; es war aber ziemlich kaltes Wetter und sie etwas kränklich. Da gab ihr der Herr eine Kleidung aus Pelz, damit sie sich vor dem nächtlichen Froste schützen könnte. In der Kirche sieht sie aber einen gar armen Mann, dem der Frost, weil er schlecht bekleidet war, das Herz abzustoßen schien. Sie warf kaum ihren mitleidigen Blick auf ihn, als er sie zupfte und mit einem wehmüthigen Blick zu verstehen gab, sie möchte ihm den Pelz ein wenig leihen. Zitta war zu gut, als daß sie ein so keckes Begehren dem Armen hätte abschlagen können. Sie hüllte ihm den Pelz um, mit der ausdrücklichen Erinnerung, nach vollendetem Gottesdienste ihr denselben wieder zu geben. Allein, Zitta brachte den Bettler nicht mehr unter die Augen, und mußte ohne Pelz nach Hause gehen. Als der Herr sie so erblickte, brach er in vollem Zorn aus und in Drohungen gegen die verzagte Zitta, wenn der Pelz nicht zu Mittag wieder in seinen Händen wäre.

Dieses ist geschehen, der unbekannte Bettler legte den Pelz an der Treppe des Hauses ab, und der Herr war nun wieder die Güte selbst. Aber der Neid der Dienstboten wuchs damit um so mehr. Einer der Knechte suchte sie mit geheuchelter Liebe in das Garn der Verführung zu locken, um sie auf diese Weise um den Dienst zu bringen. Sie aber begegnete ihm mit standhafter Verachtung, und als er eines Tages Zwang anwenden

wollte, zerkratzte sie ihm das Gesicht und drohte es dem Herrn anzuzeigen.

Endlich bekam Zitta ein kleines Fieber, mußte sich legen, wurde mit den heiligen Sacramenten versehen, dankte Gott für alle Gaben der Seele und des Leibes und starb in Gegenwart einiger frommen Frauen am 27. April an einem Mittwoche, Nachmittags 3 Uhr im Jahre 1272, ihres Alters im sechzigsten.

Sobald ihr der Tod die Augen geschlossen, ließ sich am Himmel über der Stadt Lucca ein so hell glänzender Stern sehen, den auch die Sonne mit ihrem Schimmer nicht verdunkeln konnte. Zu gleicher Zeit liefen auf allen Gaßen die Kinder zusammen, und riefen, ohne etwas von ihrem Tode gehört zu haben, mit lauter Stimme: „Laßt uns geschwind in die Kirche des heiligen Frigdianus laufen, weil die heil. Zitta gestorben ist.“

Als dieses Geschrei gehört worden, kamen auch die Erwachsenen, und jeder Mensch war beeifert, etwas aus ihrem Nachlaße zu erhalten und als ein Heiligthum aufzubewahren.

Aus ihrem Grabe floß ein heilsames Oel, und in wenig Wochen wurden über 150 wunderbare Heilungen aufgezeichnet.

12.

Böses Leben, böses Ende.

(Die Geschichte, die jetzt erzählt wird, findet sich im Leben des heiligen Andreas Salus, welches Nicephorus in griechischer Sprache beschrieben und nachher Conrad Janningus 5. 7. in das Lateinische übersetzt hat.

Ich weiß nicht, wie es sich zugetragen hat, daß eine gar gute und sittsame Frauensperson mit einem gottlosen

Manne in den Ehestand gekommen ist. Man hätte hier sagen können, daß die Tugend mit dem Laster, die Andacht mit der Bosheit und das Leben mit der Pest zusammen wohnten. Dieser Mann war schon in seinen Jugendjahren schamlos, besuchte liederliche Häuser und ließ sich jedes Laster der Unlauterkeit zu Schulden kommen. Man sah ihn bei jedem Trinkgelage, aber niemals in der Kirche, niemals bei einer gottesdienstlichen Handlung, niemals beim Tische des Herrn. Man hörte niemals ein Gebet aus seinem Munde, dagegen aber gotteslästerliche Sprüche und unlauteres Zeug in Menge. Jedes Wort der Unterhaltung hatte die Farbe des Unkeuschen und das Absurdeste den Anstrich des Lächerlichen. In Gesellschaften ignorirte man aber seine Böswilligkeit, weil er eben ein guter Gesellschafter war; er heiterte außer seinem Hause Alles auf durch seinen Witz und Scherz, daheim aber war Tod und Hölle.

Seine fromme Gemahlin gab sich alle Mühe, ihn auf einen bessern Weg zu bringen. Aber sobald sie ihm an sein umpanzertes Gewissen kam, ging er mit bewaffneter Hand auf sie los, schlug sie und gefährdete ihr Leben. Ein Stein hätte sich ihres Elends erbarmen mögen. Sie war eine schöne gebildete Frau und doch hatten die häßlichen Dirnen bei ihm den Vorzug und genossen seine Liebe. Er war selten zu Hause, sondern verschwendete auswärts Alles durch Schwelgen und Spielen. Er hätte täglich die Schläge eines Verbrechers verdient, die aber die arme Gattin dagegen von ihm bekam. Und doch hielt sie aus in ihrer hausmütterlichen Pflicht und betete zu Gott für sein Heil, daß ihm sein starres Herz erweicht werden möchte, daß Gott seiner höllischen Bosheit schonen, daß Gottes Gerechtigkeit ihn nicht auf ewig verwerfen möchte. Er aber vergalt mit Schmähen, mit Schlägen und bissigem Spotte.

Endlich siegte doch die fromme Sanftmuth der Gattin. Hemartius änderte äußerlich sich wirklich, fühlte Reue und die fromme Gattin dankte Gott für diese anscheinende Bekehrung. Sie gedachte nicht mehr der vorigen Unbilden, erinnerte durch nichts daran, sondern wünschte nur, daß er vor Gott gerechtfertiget wäre.

Eines Tages sagte sie: „Lieber Mann, morgen haben wir das Fest des heiligen Tyrsus; möchtest du nicht mit mir in die Kirche gehen und der Messe beiwohnen?"

„Es kann geschehen," sagte Hemartius.

Wird der Teufel gleichgültig zuschauen?

Hemartius geht folgenden Tags mit seiner Gattin in die Kirche; sie eröffnet alsobald ihre andächtigen Lippen, und fängt an zu beten.

Hemartius aber war starr im Herzen und an den Lippen; er wußte nichts zu beten, er hatte lange Zeit nicht mehr gebetet; es war Alles im Gedächtnisse erloschen. Er steht da, wie ein Fremder, nicht wissend, wohin er sich zu wenden habe. Er macht kein Kreuz, hebt keine Hand auf, schlodert mit dem Kniee, gafft umher und lacht in den Hut hinein. Die Gattin sah ihn an, und sagte: „Kniee doch nieder, der Leute wegen." Er aber antwortete: „Soll ich einen Stein anbeten?" Dieses gesagt, trippelte er eiligen Fußes aus der Kirche und begegnete eben dem späterhin heilig gesprochenen Andreas Salus. Dieser Geistesmann that einen tiefen prophetischen Blick in die Seele dieses Menschen, und sah mehr, als gewöhnliche Menschen sehen.

Hemartius war zu Hause und fühlte sich gar nicht wohl. Die Gattin betete noch und es war ihr, als hörte sie die Worte aus dem gelästerten Bilde, „Ich bedauere deinen Gemahl, Gott wird ihn strafen; der morgige Tag wird sein letzter seyn." Sie eilt nach Hause und findet ihren Hemartius schwer erkrankt; ein hitzi-

ges Fieber hatte ihn ergriffen. Die Gattin that, was zu thun war, und stellte das Uebrige der göttlichen Anordnung heim. Des andern Tages besuchte den Kranken der heilige Andreas Salus, der den vorigen Tag nichts Gutes an diesem Manne wahrgenommen. Wie richtet sich nun Hemartius zum Tode? Die Worte des heil. Augustin erfüllten sich:

„Du wirst lernen, gut zu sterben, wenn du gelernt hast, gut zu leben.“

Andreas Salus konnte nichts mehr mit ihm machen.

Beim Aushauchen der Seele sprang eine Maus über die Decke. Man konnte sich dabei erinnern, wie Hemartius das Licht geflohen und dagegen Schlupfwinkel gesucht. Ein Hund und eine Katze, die um sein Bett umher sprangen, sinnbildeten andere seiner Laster. Nach vielen Aneinanderstoßen der Glieder fuhr die Seele aus seinem Leibe.

Des Kindes Gebet.

(Wahre Begebenheit.)

Martin erhob sich von der Ofenbank, auf welcher er in anscheinendem Halbschlafe gesessen hatte, und trat gegen sein Weib vor, das auf einem Schemel in der Fensterbrüstung kauerte, die verweinten Augen mit der Schürze bedeckend. Verwundert sah sie, daß er die Finger auf den Mund legte, und richtete neugierig den Oberleib auf, gleichsam um sich der bevorstehenden geheimnißvollen Mittheilung zu nähern, welche er ihr zu machen beabsichtete: „Uns bleibt nichts anderes übrig,“ flüsterte der Mann,

in dessen Antlitz die unheimliche Röthe eines sich abgewonnenen bösen Entschlusses aufleuchtete, „wie viel ich auch sinnen und grübeln mag, es ist das einzige Mittel zu unserer Rettung: Hast du,“ — fuhr er, die Stimme noch tiefer herabdrückend, fort, „hast du die schwere Geldkatze bemerkt, die der Fremde, welchen wir beherbergen, um den Leib trägt? — hast du nicht, mir stach sie gleich in die Augen und ihr Bild verließ mich auch gar nicht wieder. — Wir müssen ihn — —“

„Doch nicht erschlagen, Mann?“ — rief Sybille, bis in die Lippen erblassend und am ganzen Leibe zitternd, denn die Pantomime Martins ließ keinen Zweifel zu, — „Martin, Martin, halte deine Gedanken rein vom Blute, wenn es dir wohlergehen soll im Himmel und auf Erden!“

„Wohlergehen,“ erwiederte der Erhitzte mit wildem Grinsen, indem er seine Leidensgefährtin heftig auf den Schemel niederschob und ihr Zeichen des Schweigens machte, „nennst du das Wohlergehen, wenn man sieben Tage in der Woche nicht hat, um sich satt zu essen, wenn man keinen eigenen Stein besitzt, um sein Haupt darauf zu legen und am nächsten Morgen nicht sicher ist, von den Schergen auf die Straße gestoßen und mit Weib und Kind ins Verderben gejagt zu werden? — Es mag im Himmel recht schön seyn, aber der Weg dahin ist so schwer zu gehen, daß Tausende stolpern und fallen, und ich werde sicher nicht der letzte bleiben, welchem dieß widerfährt!“

„Unglücklicher,“ stöhnte das geängstete Weib, „was für ruchlose Gesinnungen sind dieß! — Willst du in einer vierspännigen Kutsche gen Himmel fahren, mit Jäger und Vorreiter und goldbortirten Hayducken um dich her? — Ich bin eine Waise, seit ich denke, das Leben hat mich herumgeworfen durch Noth und Elend zur Trübsal und Jammer; keine Seele kümmerte sich darum, mich das

Wort des Erlösers oder andere nützliche Kenntnisse zu lehren, ich wuchs auf wie das grüne Holz im Walde, daß es eine Schande ist, davon zu reden.“

„Ging mir um kein Haar besser,“ warf Martin grollend hin.

„Allein dennoch,“ fuhr Sybile fort, „dennoch weiß ich, daß vergossenes Blut zum Himmel um Rache schreit, und daß ein Gebot heißt: „Du sollst nicht tödten!“ — Der Reisende, auf welchen du es abgesehen hast, kam wegesmatt und erschöpft an unsere Thüre und konnte die erschöpften Glieder nicht mehr weiter tragen: mitleidig bot ich ihm an einzutreten, und werde es nimmermehr zugeben, daß ihm ein Leides widerfährt. Zudem, da er reich ist, wird er den Liebesdienst nicht umsonst verlangen und die paar Groschen, welche er freiwillig giebt, werden dir besser gedeihen als das Blutgeld, das du seiner Leiche abnimmst.“

„Daß ich ein Narr wäre, mich mit Groschen zu begnügen, wo ich vielleicht viele Gulden kriegen kann, als ich meine Lebtage nicht beisammen gesehen, geschweige besessen habe! — Es nützt dir nichts, Weib — der Wanderer muß heute Nacht expedirt werden und uns zu seinen Erben einsetzen. Gleich als ich ihn eintreten sah, stieg mir der Gedanke auf, mag ihn mir der Teufel oder wer immer eingehaucht haben, und ich will ihn ausführen um jeden Preis!“

„Um des Heilandswillen, Mann, bedenke doch nur! Man hat ihn vielleicht über unsere Schwelle gehen gesehen, man wird ihn vermissen — — —“

„Paperlapap; keine Seele hat ihn erblickt, darauf verlaß dich, hier an der Linie ist's ja einsam wie im Grabe; — und wenn er Verwandte oder Bekannte hätte, die ihn vermissen könnten, wäre er gewiß nicht bei uns untergestanden, sondern hätte sich bis zu ihnen geschleppt,

so gut es gegangen wäre. Am Ende ists ein schmutziger Filz, den ums Fuhrlohn und um die Zährung im Gasthause leid geschah, und ich thue vielleicht ein gutes Werk, wenn ich die Welt von einem solchen Wicht befreie!"

„Das geifert der böse Feind aus dir, Martin, der böse Feind, welcher alleweile umhergeht wie ein hungeriger Löwe und sucht, wen er zerreiße! Gieb der Versuchung nicht nach, denn der zahlende Tag bleibt für keine Sünde aus, und lieber will ich mit meinem Kinde verhungern, als daß ich dich vielleicht unterm Galgen eingescharrt sehen müßte!"

„Weib, wenn du mich toll machst, so schlage ich zuerst dich vor den Kopf, daß du das Aufstehen vergißest und dann geb ich dem fremden Landstreicher dennoch den Fang. Es ist umsonst, daß du deine Lunge und meine Geduld plagst. Morgen wirft uns der Hausherr auf die Gasse, weil wir den Pacht schon so lange schuldig sind, und dann können wir alle drei uns was Warmes von der Sonne in den Magen scheinen lassen oder verhungern, sobald es uns gefällt — hin ist hin, und ob ich nun im Elend verderbe oder an dem Holz des Fluches baumle, gilt mir einerlei! — Fort da also — der Bursche mit dem Geldsacke muß heut noch — — —"

Damit stieß er sein Weib von sich, griff nach der Axt, welche im Winkel lehnte und trat gegen die Kammer vor. Sybille warf sich ihm in den Weg und umklammerte seine Kniee.

„Ich lasse dich nicht, Martin," stöhnte sie, „ich laß dich die Unthat nicht vollziehen; eher magst du mich selbst erwürgen! Ich schreie, daß der Fremde aufwacht, ich wecke dein Kind aus dem Schlafe, daß es die Händchen zusammenlegt und mit seinem Weinen den Satan überschreit, der in dir sein Wesen treibt — ich — — —"

In der Kammer regte es sich und ein Rauschen an

der Thüre ließ bezweifeln, ob der Beherbergte im Schlaf daran gestoßen oder die düstere Zwiesprache belauscht habe und sich zur Vertheidigung bereite.

Martin starrte, bleich wie ein Gespenst, nach der Thüre, seine Faust umklammerte das Mordinstrument fester, und seine Augen rollten fürchterlich. Sybille zitterte wie eine Fieberkranke und ihr Blick schweifte zwischen dem aufgereizten Manne und der Kammerthüre ängstlich hin und her, ihren Lippen schien sich ein brünstiges, verzweifeltes Gebet zu entringen.

„Es ist nichts,“ flüsterte Martin, als es hinter der Thüre wieder ganz stille geworden war, „er schläft und hat keine Ahnung von dem, was vorgeht. Schon fürchtete ich, daß es nicht ohne Lärm ablaufen würde, aber Gottlob, es ist nichts!“ — „Gottlob sagst du, gottvergessener Mann?“ fiel ihm Sybille in die Rede; „brennt dir das Wort nicht die Kehle entzwei, da du es aussprichst zu solch einer verruchten That. Gottlob unterstehst du dich zu sagen, wenn du einem Menschen meuchlerisch ans Leben willst? — Gottlob ist der Ruf, mit welchem die Cherubine und Seraphine die Herrlichkeit des Schöpfers preisen, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache, kein Haar von unserem Haupte fällt, und du fürchtest dich nicht des Frevels, Gott zu loben, wenn er seine Donner nicht auf dein Dach fallen läßt, unter welchem du einen Brudermord, an deinesgleichen, an einem Ebenbilde Gottes, begehen willst? — Wahrlich, wahrlich sage ich dir — —“

„Still, unsinniges Weib!“ knirschte Martin, indem er seine Ehehälfte an der Gurgel faßte, sie zusammenpreßte, daß sie keinen Laut hervorbrachte, und dann achtlos in einen Winkel schleuderte: „bis zur Stunde,“ murmelte er für sich hin, „bis zu diesem Augenblicke hab' ich mein Gewissen bewahrt vor bösem Wandel: Jahrelang

duld' ich Noth und Elend und ergab mich drein, in der Hoffnung, daß es doch einmal besser werden müsse; — ich schwöre auch, daß dieß Verbrechen das einzige seyn soll und daß ich Weib und Kind hegen und pflegen will als ein rechtschaffener Mann, und mir gar nichts vergönnen will als des Leibes Nahrung, und daß ich beten und Messen stiften will für die arme Seele — nur Schande will ich nicht erleben, nur mein Kind soll mir nicht im Elende verderben, das arme Würmchen, für das ich zu sorgen schuldig bin, — und darum muß es seyn, ich kann mir anders nicht helfen!“

Gewaltsam raffte er sich auf und schlich gegen die Kammer leise, halb taumelnd, vor; die blinkende Axt in seiner Rechten warf den Strahl der Nachtlampe unheimlich durch die Stube wie ein Irrwisch, welcher in einen Pfuhl verlocken will: Sybille stöhnte schmerzlich. Martin mußte am Bettchen seines Töchterleins vorüber. Da lag die Kleine, von Rosen die Wangen überhaucht, unschuldig lächelnd, als ferrte ihr die Friedenstaube liebliche Träume durchs Ohr in die Seele. Sorgloses Vertrauen lag in der ganzen, zarten Gestalt, über welche der Geist des Bösen keine Gewalt hatte.

Der Vater warf einen kummervollen aber zärtlichen Blick auf die Kleine, als wollte er sagen: Für dich! dann wendete er sein Gesicht, preßte die Axt fester und beugte sich gegen die Thüre der Kammer vor.

Schon streckte er die Hand nach der Klinke aus, um zu öffnen; da seufzte Märtchen im Schlafe tief, legte sich auf die andere Seite, dem Vater zugekehrt, that die Lippen halb aus einander und lispelte andächtig: „Vater unser, der Du bist im Himmel!“

Martin drehte sich unwillkührlich zurück und horchte hoch auf, Sybille aber hob den Leib von der Erde empor und faltete die Hände.

„Geheiliget werde dein Name!“ fuhr das Kind fort, „zu uns komme Dein Reich! — Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!“

Martin rückte sein Käppchen, stellte die Axt an die Wand und ließ Kopf und Arme schlaff herabsinken; sein Weib aber bewegte die Lippen, als spräche es der Kleinen das Gebet des Herrn nach.

„Gib uns heut unser tägliches Brot!“ lallte Märtchen weiter; die Eltern schauten flehend zum Himmel empor und erweiterten die Bitte für alle Tage ihres Lebens.

„Und vergib uns unsere Schuld, als auch wir vergeben unsern Schuldigern!“ tönte es wieder von den Lippen des Kindes.

Martin schlug sich an die Brust, seine Haare sträubten sich ihm auf den Scheitel.

„Führe uns nicht in Versuchung!“ flehte die Kleine innig, der Vater knieete neben seinem Weibe an das Bettchen und legte die Hände zerknirscht in einander.

„Sondern erlöse uns von dem Uebel.“

„Amen! Amen!“ beschlossen Martin und Sybille das Gebet, während ihnen dicke Tropfen über die gefurchten Wangen herabrollten. Märtchen aber lächelte selig aus ihren schlummernden Zügen und der kräuselnde Athem stieg aus der kleinen Brust wie ein heiliges Rauchopfer empor, schauerliche Grabesstille lag über der Hütte.

„Der Herr hat gesprochen durch den Mund des Kindes,“ begann Martin nach einer Weile kleinlaut, „ich will nicht sündigen, da er mich eines Wunders würdigte, sondern mich bestreben, mein Kreuz zu tragen wie bisher, haben wir doch einen Engel um uns, der uns beschützen wird! Aber woher hat nur die Kleine das schöne Gebet? — Ich wußte es nicht, und du hast es sie wohl auch schwerlich gelehrt, da wir alle zwei wenig mehr wissen als das Thier im Walde!“

„Ach, es war mir die Wissenschaft zu beten,“ weinte Sybille, „längst verloren gegangen unter schwerer Arbeit, um Taglohn, unter Mühsal und Plackerei jeder Art; wie hätt' ich es dem Kinde beibringen können, daß es sich mit Gott bespräche, wofür ich selbst keinen Ausdruck besaß. — Aber es fiel mir gleich bei den ersten Worten ein, wie das so gekommen seyn mag. Du weißt, daß eine hohe Frau eine Anstalt gegründet hat, wo Kinder armer Eltern, die sich den Tag über um das liebe Brod mühen und sich um die armen Creaturen nicht umschauen können, bewahrt und beschäftigt, und in Zucht und Gottesfurcht unterwiesen werden, auch wohl dieß und das zu naschen kriegen, bis die Eltern sie des Abends heimholen und weiter betreuen; — dort muß unser Märtchen das Vaterunser gelernt und behalten haben, daß es jetzt ein Segen Gottes geworden ist für sie und mich und für den Fremden, und hauptsächlich für dich, der du auf dem Wege warst, ein großer Sünder zu werden! Laß uns daher am Bett unseres Einzigen, den Schwur erneuern, welchen wir am Altar abgelegt haben, nemlich: auszuhalten treu und redlich beisammen, in Noth und Tod, und unser Kind zu erziehen zur Ehre Gottes und zur Freude der Menschen, mag es auch noch so übel ergehen. Versprich mir, dich niemals wieder durch arge Gedanken heimsuchen zu lassen und der Herr wird mit uns seyn auf allen unseren Wegen!“

Martin reichte seinem Weibe die Hand hin und sprach feierlich: „Ich verspreche es, so wahr Gott über uns ist! Amen!“

Mit Tagesanbruch trat der Wandersmann aus seinem Kämmerlein, dankte dem Ehepaare für die Herberge, legte einen Geldbeutel auf den Tisch und sagte: „So viel ich entnommen habe, seyd Ihr in schwerer Bedrängniß, Ihr guten Leute! Mich aber hat Gott gesegnet und

mir mehr beschert, als ich für meine wenigen Tage bedarf. Ich gedenke mir hier in der Nähe ein Haus und eine Wirthschaft zu kaufen und meine letzten Jahre auf meinem Eigenthume friedlich zu verleben. Mir thut Treue und Pflege Noth und wenn es Euch recht ist, so will ich Euch zu meinen Meiersleuten machen und Euer kleines Mädchen, welches mir über die Maßen gefällt, aufziehen wie mein eigenes, und Ihr sollt kummerlose Tage haben, so lange ich lebe und so lange Ihr wollt. Scheint Euch der Antrag genehm, so schlagt ein und dieß Geschenk soll mein Handgeld seyn, mit welchem ich Euch werbe!“

Weinend sanken die beglückten Gatten ihrem Erretter zu Füßen und priesen sich glücklich, ihn gefunden zu haben und durch ihn eine sichere Zukunft zu erlangen. In diesem Augenblicke erwachte Märtchen, lächelte die Gruppe an und sang: „Mein erst Gefühl sey Preis und Dank!“

Der Erzähler.

Die Ueberschwemmung.

Eines Abends schnellte Velten mit dem heftigsten Ungestümm die Thüre auf, stürzte, ohne ein Wort zu sagen, herein und warf sich auf die Bank.

„Was ist dir,“ fragte Hanne mit zärtlicher Besorgniß? „Nichts,“ war seine Antwort; „Morgen werden wir ausgepfändet.“

„Behüte uns Gott,“ rief die unglückliche Frau erblassend, „ach Velten, ach! meine armen Kinder werden betteln gehen — und mich soll man begraben! Unglücklicher, worüber brütest Du! — Hast du denn gar keinen Glauben mehr? der, der für die jungen Raben sorgt und die Lilien auf dem Felde kleidet, der wird auch uns nicht verlassen und versäumen! Velten, ich will dein treues

Weib seyn; ich will Alles mit dir theilen, Mangel und Noth, Kummer und Elend; nur verlasse mich und deine Kinder nicht.“

Eine heiße Thräne, die sich in das Auge des Unglücklichen drängte, zeugte von seinem innern Kampf. Aber plötzlich sprang er auf, und rief mit schrecklicher, verzweiflungsvoller Stimme; „ich kann Alles ertragen, nur die Schande nicht, nicht den Hohn meines Feindes!“

„Der ist fern,“ antwortete Hanna mit einem Seufzer und wischte sich eine Thräne ab; „der ist vielleicht längst schon begraben! Du weißt ja, daß man sagt, er sey über die See gegangen! Und vor der Schande braucht dir nicht bange zu seyn, du hast ja dein Unglück nicht selbst verschuldet!“ — „Verschuldet!“ rief Velten, mit einem stieren Blick! „nein nicht verschuldet durch Leichtsinn und Verschwendung; aber — — o Gott deine Gerichte suchen auch das längst geschehene und vergessene Unrecht heim!“

In diesem Augenblicke hörte man draußen vor dem Hause von einer rauhen Stimme den Ruf: „Nachbar, steh' auf, der Rheinstrom wächst, schon steht das Wasser den Ufern gleich!“

Schnell raffte sich Velten empor und eilte mit seinen Gefährten an den Rhein hinaus. Aber welcher Schrecken! — Schon hatte der Strom die Ufer überschritten und stand hart an dem Damme. „Rettet meine Schifferei, Kameraden!“ schrie Velten, und lief ängstlich auf dem Damme umher, um ein Boot zu suchen; aber vergebens: Der Strom, der durch einen im Oberlande gefallenen Wolkenbruch zu ungewöhnlicher Zeit, mit reißender Schnelligkeit anschwoll, zerriß die Taue der am Ufer angebundenen Schiffe und trieb in wilden, schrecklichen Wirbeln sie fort! — „Gott sey uns gnädig!“ riefen jetzt die Schiffer, und liefen in unbeschreiblicher Angst den Damm

entlang, um zu erforschen; ob nicht irgend eine schadhafte Stelle dem Wasser den Durchbruch gestatte, aber schon war das gefürchtete geschehen. Der Damm zerriß und mit reißender Gewalt ergoß sich die wilde Fluth über die niedere Thalfläche und umzingelte das Dorf. Wiesen und Felder standen schon unter Wasser; Männer, Weiber, Greise und Kinder flüchteten, und retteten, was zu retten war. Hier trieben sie das Vieh aus den Ställen, dort räumten sie die Keller und trugen und wälzten schwere Lasten an höher gelegene Stellen oder auf den Speicher. Ueberall Angstgeheul, Geschrei, Händeringen und Verzweiflung; — Schon erreichten die zu einem Meere angeschwollenen Wellen die Häuser, schon die Kirche des Dorfes. Die Sturmglocke ertönte, um die Bewohner der Umgegend zu schleuniger Hülfe zu rufen; aber ehe sie kamen, sah man bereits von vielen Häusern nur noch die Giebel; andere stürzten mit fürchterlichen Krachen zusammen, und Balken, Hausgeräthe, Menschen und Vieh schwammen auf der Fluth.

Hanne, die unglückliche Gattin Veltens hatte schon bei dem ersten Lärm, der ihren Mann weggerufen hatte, vorsichtig ihre beste Habe in eine kleine Kiste gebracht und sich zur Flucht bereit gehalten.

Jetzt stürzte mit verstörtem Gesichte Velten herein, und schrie: „Flüchtet! flüchtet! Alles ist verloren!" Und mit Riesenstärke hob er die dastehende Kiste auf seine Schultern, Hanne nahm ihren kleinen schlafenden Sohn, den sie schnell in ein Leintuch gewickelt hatte an die Brust. und Susanna, ihr Töchterchen, ergriff, um doch auch etwas zu tragen, ein kleines Kätzchen. Phylax, der Haushund, packte den Hut und Stock seines Herrn auf, den dieser in der Eile vergessen hatte. So eilte die arme Familie aus dem Hause, das bereits im Wasser stand und wateten auf eine unfern gelegene Anhöhe. Hier warf Vel-

ten erschöpft und außer Athem seine Last nieder und sank mit dem Ausrufe: „ich kann nicht mehr!“ auf dieselbe hin; Hanne mit dem noch immer schlafenden Kinde stand weinend, doch gefaßt, dabei; neben ihr Susannchen, und der vom Wasser triefende Phylax legte Hut und Stock zu den Füßen seines Herrn nieder.

Immer schrecklicher wüthete jetzt der wachsende Strom. Von dem Damme war schon nichts mehr zu sehen; und nur noch das Haus des Ankerwirths und die Kirche ragten mit ihren Giebeln aus der unabsehbaren Wasserfläche. Auch die Anhöhe, auf welche unsere unglückliche Familie sich geflüchtet hatte, war bereits umzingelt und Velten konnte nicht ohne die höchste Gefahr die weitere Flucht wagen.

„Hier laß uns sterben,“ rief er jetzt mit einem Blicke voll Verzweiflung. „Ich bin ohnedieß des Lebens müde!“ — „Versündige dich nicht,„ antwortete Hanne mit ruhiger, gefaßter Stimme. „So lang es dem gefällt, der Wind und Wellen gebietet, werde ich harren. — Ruft er uns, so geschehe sein Wille!“ Und fester und inniger drückte sie das Kind an ihre Brust.

„Weine nicht, Vater,“ begann jetzt Susannchen. „Die Mutter hat ja oft gesagt, daß Gottes Engel über den frommen Kindern wachen. Wir wollen beten, damit die Hülfe komme.“ Und immer noch ihr Kätzchen an die Brust drückend, faltete das arme, vor Frost und Nässe zitternde Kind seine kleinen Händchen und betete still. Auch Hanne betete, und Velten stützte sein Haupt auf beide Hände.

Unterdeß hatte sich, ohne daß die Bedrängten es merkten, ein Nachen von dem jenseitigen Ufer des Stromes, das von hohen Bergen gebildet wurde, durch die Fluth herübergearbeitet, um die Menschen zu retten, die sich auf den Kirchthurm und den Speicher des Wirthshauses geflüchtet hatten. Ein junger kräftiger Mann führte mit geschickter Hand das Ruder, und da er auf der Anhöhe einige von der Gefahr bedrohte Menschen erblickte, steuerte er darauf zu und rief die Bedrängten an.

Velten fuhr bei diesem Rufe, wie aus einem Traume empor und rief: „Ja, ja, Klaus, nimm das Opfer!“

Der junge Mann im Boote stutzte über diese seltsame Antwort — ein Blick, und er erkannte Velten und Hanne in den Unglücklichen, deren Leben in seiner Macht stand! — Das Ruder entsank seiner Hand! Einen Augenblick schwankte er, plötzlich aber ergriff er es mit erneuter Kraft und trieb den Kahn an die Anhöhe! — „Steig ein, Hanne, steig ein, Velten,“ rief er mit dem Tone des freundlichsten Wohlwollens, „wir sind nicht Feinde mehr!“ —

Jetzt sahen Velten und Hanne empor und mit dem Ton des freudigsten Schreckens rief die letztere: „Klaus unser Retter, unser Engel!“

„Ich bin es,“ rief dieser (denn er war der junge Mann mit dem Ruder) „kommt jetzt! Mit Gottes Hülfe sind wir geborgen! — Du mußt mir aber dießmal ganz allein das Steuer überlassen,“ setzte er mit einem gutmüthigen Lächeln hinzu. Beschämt blickte Velten zu Boden. Mit rüstiger Kraft stieß nun Klaus von der Anhöhe ab, und ruderte durch den wüthenden Strom ans jenseitige Ufer wo die Berge eine sichere Zuflucht boten. Hier stiegen die Geretteten aus, fielen auf die Kniee und dankten dem Herrn für ihre Rettung. Unter ihnen befand sich auch die Mutter des Retters, die jetzt unter Freudenthränen in seinen Armen lag. „Mein wiedergefundener Sohn,“ schluchzte sie, „Gott segne dich! Du kamst zur rechten Zeit.“ — „Ich ging auf Gottes Ruf,“ sprach Klaus jetzt mit einem dankenden Blick gen Himmel, „und kam auf Gottes Ruf. Wunderbar sind seine Wege! Er hat mich seit dem in Sturm und Wetter behütet und bewahret. Ich war in der weiten Welt, habe viele Menschen, Städte und Länder und das große Weltmeer gesehen; dort habe ich gelernt, was ich einst nicht vermochte, mich selbst überwinden und verzeihen, aller Groll ist aus meinem Herzen geschwunden. Klaus, Hanne, ihr seyd meine Freunde. Gott hat mich mit irdischen Gütern reichlich gesegnet! Diese will ich mit Euch theilen! Euere Kinder sollen meine Kinder seyn und mir einst, wenn ich sterbe, die Augen zudrücken.“

Der Erzähler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

de la Haye.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Häglsperger, Franz Seraph, 1796-1877

Centifolien Originalien und Lesefrüchte für Freunde christlich-erbaulicher Erzählungen

München 1839

Paed.pr. 1693-20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760075-5